

Friedemann Kawohl (Hg.)

---

# ERINNERN UND VERGESSEN

Geschichten von Gedenkort  
in der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg



Verein für Geschichte  
und Naturgeschichte der Baar

# Erinnern und Vergessen

Geschichten von Gedenkort  
in der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg

Beiträge  
zur Region Schwarzwald-Baar-Heuberg  
Band 1



---

Friedemann Kawohl (Hg.)

# ERINNERN UND VERGESSEN

Geschichten von Gedenkorten  
in der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg

Beiträge  
zur Region Schwarzwald-Baar-Heuberg  
Band 1



Verein für Geschichte  
und Naturgeschichte der Baar  
gegründet 1805

## Impressum

---

Erinnern und Vergessen.  
Geschichten von Gedenkort  
in der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg

Herausgeber Friedemann Kawohl  
Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar e. V.  
[www.baarverein.de](http://www.baarverein.de)

Beiträge zur Region Schwarzwald-Baar-Heuberg 1  
Donaueschingen 2015

Dieses Buch kann direkt bestellt werden über die Internetseite des  
Neckarverlags Villingen-Schwenningen  
[www.neckar-verlag.de](http://www.neckar-verlag.de)

Titelbild Abbruch des Denkmals zur Ehrung der Gefallenen des Ersten  
Weltkrieges im Hindenburgpark in Bad Dürkheim 1966.  
Bild: Sammlung Jürgen Kauth

Lektorat Rolf Baiker  
Grafik/Layout Holger von Briel  
Druck Druckerei Fleig, Bräunlingen

ISSN 2364-4818  
ISBN 978-3-7883-0892-6

Die Herausgabe dieses Bandes wird gefördert durch den  
Landkreis Tuttlingen, durch den Landkreis Rottweil,  
durch den Schwarzwald-Baar-Kreis, durch die Stadt Löffingen  
und durch den Regionalverband Schwarzwald-Baar-Heuberg.



## Inhaltsverzeichnis

---

Grußworte . . . . .	Seite 8
Vorwort . . . . .	11
Einleitung . . . . .	13
JOACHIM STURM <i>Lost Places</i> – vergessene Orte im Schwarzwald und auf der Baar. Eine Einführung . . . . .	17
WOLFGANG HILPERT Der Kaiserbrunnen in Donaueschingen – Wandlungen eines Denkmals . . . .	27
HANS-JOACHIM SCHUSTER Orte der Erinnerung an Karl Aloys Fürst zu Fürstenberg im Raum Stockach/Liptingen . . . . .	35
STEFAN LIMBERGER-ANDRIS Ein Gedenkstein in Blumberg für den vom Blitz erschlagenen Naturforscher Theodor Bühler-Lindenmeyer aus Basel . . . . .	45
BERNHARD RÜTH Das Hofgut Bernstein – ein Erinnerungsort am Rande der Schwäbischen Alb . . . . .	49
WINFRIED HECHT Zur Geschichte des Gedenkens in der Stadt Rottweil an den 1643 dort gefallenen Marschall Jean Baptiste Budes de Guébriant . . . . .	65
WOLFGANG RÜTER-EBEL Das „Kriegsgedächtnisfenster“ von 1934 in der Villingener Johanneskirche und seine Geschichte . . . . .	73
HANS-CHRISTIAN PUST Kollektiv benagelte Türen, Wappen und Kreuze: Über die Kriegswahrzeichen des Ersten Weltkriegs in der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg . . . . .	81
ANNA-MARIA SAURER UND STEFFEN ENGLERT H – wie Helden. Oder: Was bleibt von einem Helden in hundert Jahren? Über ein Projekt der St. Ursula-Schulen in Villingen-Schwenningen . . . . .	99
JOSEF VOGT 100 Jahre Erster Weltkrieg – den Gefallenen von Brigachtal und Marbach ein Gesicht geben . . . . .	109

## Inhaltsverzeichnis

---

BERNHARD PRILLWITZ Ein Blumberger Denkmal auf Wanderschaft . . . . .	115
JÜRGEN KAUTH Das Gefallenen-Ehrenmal im „Hindenburgpark“ in Bad Dürrhein . . . . .	123
HEINZ LÖRCHER Formen des Erinnerns an das Dritte Reich als Unrechtsstaat in Villingen-Schwenningen, Bad Dürrhein und Donaueschingen . . . . .	127
GERHARD LEMPP Die dreifache Geschichte der Gedenkstätte Eckerwald und des Konzentrationslagers Schörzingen . . . . .	151
CARSTEN KOHLMANN Vom <i>Lost Place</i> zum Gedenkort – die Luftschutzbunker aus dem Zweiten Weltkrieg bei Junghans und H. A. U. in Schramberg . . . . .	167
KURT MÜLLER Gedenkort für den 1944 hingerichteten Villinger Chordirektor Ewald Huth . . . . .	187
FRANK KAYAN „Die Poleneiche“ – ein Film als Gedenkort? . . . . .	191
JÖRG WÄRMER Ein Nazi-Gedenkstein am Straßenrand . . . . .	199
ANDREAS KUSSMANN-HOCHHALTER Orte der Erinnerung an die Zwangsarbeiter in Oberndorf während des Zweiten Weltkriegs . . . . .	215
GUNDA WOLL Erinnern an das Tuttlinger Lager Mühlau . . . . .	227
LUDGER BECKMANN Das schwierige Erinnern an die Opfer der Kämpfe im April 1945 im Furtwanger Wagnerstal . . . . .	239
WOLF HOCKENJOS Ein „Sühnekreuz“ für die am 21. Juli 1944 zwischen Schollach und Urach verübten Fliegermorde an amerikanischen Soldaten . . . . .	245
LUTZ BAUER Deutungskonflikte – am Beispiel des Kriegerdenkmals von 1937 in Furtwangen . . . . .	249



Mit dem ersten Band dieser neuen Reihe von *Beiträgen zur Region Schwarzwald-Baar-Heuberg* stellt der Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar unterschiedliche Gedenkort in der Region vor.

Manche der ausgewählten Orte sind dabei von vornherein als Mahn- oder Ehrenmal geschaffen worden, bei anderen ergibt sich ihr Erinnerungswert erst durch bestimmte Geschehnisse oder Nutzungen, die sich dort zugetragen haben. Allen Beiträgen eigen ist jedoch das wichtige Anliegen, Aufmerksamkeit auf noch heute sichtbare Spuren der Vergangenheit zu lenken und Orte „zum Sprechen“ zu bringen.

Denn zu sagen haben uns die beschriebenen Orte viel: zum Beispiel die Geschichte des Lagers Mühlau in Tuttlingen, in dem im Zweiten Weltkrieg unter widrigsten Umständen zunächst Zwangsarbeiter und nach dem Krieg Kriegsgefangene und heimatlose Menschen untergebracht waren. Dieser Ort widerspiegelt damit gleich mehrere Phasen der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts.

Gedenkort können dabei – wie zum Beispiel die Beschäftigung mit dem Kriegerdenkmal im Furtwanger Stadtgarten zeigt – durchaus auch kontroverse Diskussionen zum Umgang mit unserer Geschichte auslösen. Solche Auseinandersetzungen sind zu begrüßen, denn erst die Beschäftigung mit Geschichte macht uns unsere politische Verantwortung deutlich.

Ich begrüße daher die Initiative des Baarvereins, durch die neue Buchreihe einen profunden Zugang zum orts- und regionalgeschichtlichen Wissen zu schaffen und damit die Identifikation mit der Region zu stärken.



Bärbel Schäfer  
Regierungspräsidentin  
Regierungsbezirk Freiburg







Der Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar greift ein wichtiges Thema auf mit diesem Sammelband zu Gedenkortern in der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg. Im Vordergrund stehen Mahn- und Ehrenmale und damit auch das kollektive Bewusstsein zwischen „Erinnern und Vergessen“.

Es gibt Gedenkort mit unterschiedlicher Bedeutung. Für mich persönlich haben hierbei die Mahn- und Denkmale zu den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts die größte Bedeutung und Berechtigung. Denkmale sind Stein gewordene Zeigefinger. Bezogen auf die vielen Toten der Kriege sind es Sehhilfen, die uns zur mahnenden Reflexion bringen und unserer Überzeugung Ausdruck geben, dass solche gegen die Menschheit gerichteten Kriege nie mehr passieren dürfen. Kriege sind keine legitime Fortsetzung der Politik.

Denkmäler und auch die Gedenkveranstaltungen sind heute bei uns besonders wichtig, weil es immer weniger unmittelbar von den Weltkriegen betroffene Menschen gibt, die als Zeitzeugen berichten könnten. Zusammengefasst kann man sagen, dass zur Zukunft der Erinnerung auch die Orte der Erinnerung gehören. Einige dieser Gedenkort in unserer Region sind in diesem Band beschrieben.

Als Vorsitzender des Regionalverbandes begrüße ich es sehr, dass mit dieser neuen Publikationsreihe unter dem Titel „Beiträge zur Region Schwarzwald-Baar-Heuberg“ ein Bewusstsein für historische Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Region geschaffen werden kann.

A handwritten signature in blue ink, appearing to read 'J. Guse'.

Bürgermeister Jürgen Guse  
Vorsitzender des Regionalverbandes  
Schwarzwald-Baar-Heuberg



Der *Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar* ist eine der ältesten wissenschaftlichen Gesellschaften in Deutschland. Er ist in der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg tätig. Auch Gemeinden außerhalb dieser Region fühlen sich dem Verein verbunden.

Vor 210 Jahren – im Jahre 1805 – wurde der Verein als *Gesellschaft der Freunde vaterländischer Geschichte und Naturgeschichte an den Quellen der Donau* gegründet. Schon damals richtete sich das Interesse der Gelehrten über Donaueschingen hinaus auf die gesamten fürstlich fürstenbergischen Länder. Obwohl diese Gebiete schon kurz darauf Baden, Württemberg und Hohenzollern zugeschlagen wurden, bewahrten sie noch lange eine gemeinsame kulturelle Identität.

Nach dem Zusammenschluss der Länder Baden und Württemberg im Jahr 1952 und der Vereinigung ehemals badischer und württembergischer Gemeinden in neu geformten Landkreisen sowie mit der Gründung des Regionalverbandes Schwarzwald-Baar-Heuberg in den 1970er Jahren sind mit einiger Verzögerung auch neue kulturelle Identitäten entstanden.

Seit einigen Jahren treffen sich die Archive und Geschichtsvereine aus der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg regelmäßig zu einem *Aktionstag Geschichte*. Das war Anlass für die Überlegung, eine Publikationsform zu schaffen, in der Themen behandelt werden können, die mit der Region zu tun haben. Das Ergebnis liegt jetzt vor.

Die Reihe Beiträge *zur Region Schwarzwald-Baar-Heuberg* startet mit einem Thema zur Geschichte. Historische Forschungen auf lokaler Ebene werden – das zeigt dieser erste Band der *Beiträge zur Region* – auch fernab der akademischen Geschichtsinstitute fachkundig und mit großem Einsatz betrieben.

Es gibt auch andere wissenschaftliche Aufgaben und Projekte in unserer Region, die eine öffentliche Aufmerksamkeit verdienen. Dies gemeinsam mit Partnern voranzubringen, dazu möchten wir ermuntern. Die Bände der neuen Reihe sind thematisch nicht auf *Geschichte* festgelegt. Alle interessanten regionalen Themen können hier veröffentlicht werden.

Ich freue mich, wenn der Band und die neue Reihe auf Interesse in der Region stoßen.

Dr. Friedemann Kawohl  
Vorsitzender des  
Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar e. V.



---

## Einleitung

Manche Orte sind bewusst als Gedenkort ausgesucht worden. Gut sichtbar und gut zugänglich wurde das Berliner Denkmal für die Gefallenen der Befreiungskriege 1813–1815 ein Vorbild für viele deutsche Denkmäler des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Es wurde auf der höchsten Erhebung weit und breit errichtet, dem Tempelhofer Berg, der wegen des Kreuzes auf der Spitze des Denkmals seitdem „Kreuzberg“ heißt.

Anderen Gedenkort sind Standorte vorgegeben durch die Ereignisse, derer dort gedacht wird. An mehreren Orten, die hier beschrieben sind, wurde zunächst versucht, das Geschehene vergessen zu machen: So ließ man in dem von Gerhard Lempp vorgestellten Eckerwald unfertige, von Zwangsarbeitern errichtete Industrieanlagen vom Wald überwachsen; das von Gunda Woll beschriebene Lager Mühlau wurde vollständig planiert, um dort Platz für Schulneubauten zu gewinnen, und über die von Carsten Kohlmann gezeigten Luftschutz- und Produktionsbunker wurde über Jahrzehnte in stadt- und unternehmensgeschichtlichen Publikationen geschwiegen.

Damit das „Vergessen“ in ein „Erinnern“ umschlägt, bedarf es mutiger Menschen, die nachfragen und nachforschen und insistieren, bis vielleicht erst eine halbe Generation später aus einem zunächst privaten Erinnern Einzelner ein öffentliches und offizielles Erinnern von Vertretern der Gemeinden, Unternehmen oder Geschichtsvereinen wird. So entstand in Oberndorf am Neckar, wie Andreas Kussmann-Hochhalter schildert, das erste Mahnmal für die dort eingesetzten Zwangsarbeiter im Jahr 1979 auf einem privaten Grundstück auf Initiative eines einzelnen Mannes, der – wie viele der Zwangsarbeiter – für die Mauser-Werke gearbeitet hatte und dabei vom überzeugten Nationalsozialisten zu deren Gegner wurde.

An Denkmälern für Opfer der nationalsozialistischen Herrschaft lässt sich eine zunehmende Konkretisierung beobachten: Den schweigenden Versuchen zu vergessen folgte ein zunächst eher unbestimmtes Gedenken: „Fern der Heimat starben 1942–45 hier 61 Angehörige fremder Nationen“ war auf dem Friedhof in Oberndorf zu lesen und „Zwei Juden, Ein Jugoslawe, Ein Norweger, Ein Unbekannt, Ein Tschechoslowake“ in VS-Schwenningen. Später erst wurden die Opfer als „Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter und deren Angehörige“ benannt und deren Namen und Lebensdaten ergänzt. Auch die Opfer der sogenannten „Fliegermorde“ zwischen Urach und Schollach werden, wie Wolf Hockenjos zeigt, auf einem neuen „Sühnekreuz“ namentlich genannt. Die perspektivische Verschiebung des Gedenkens an die Toten spiegelt die Individualisierung unter

den Lebenden. So wie wir unsere Identität nicht mehr durch Gruppenzugehörigkeiten in Firmen, Berufen, Konfessionen oder Nationen bestimmen lassen, sondern in unserer Einzigartigkeit wahrgenommen werden wollen, versuchen wir auch die Opfer zu würdigen, indem wir ihrer Namen und Lebensdaten als des oft einzig von ihnen überlieferten Individuellen gedenken.

Nachdem die Älteren schon die Archive gesichtet und alle noch lebenden Zeitzeugen befragt haben, dehnen die Jüngeren das Gedenken auf fiktiv zuge-spitzte Spielfilmprotagonisten aus, wie in dem 2007 von drei Abiturienten gedrehten Film *Die Poleneiche*. Ihr Film über einen wegen der Beziehung zu einem deutschen Mädchen gehängten polnischen Arbeiter eröffne, so Frank Kayan, „den Betrachtern Verständnis und die Möglichkeit zur Anteilnahme“. Weniger Anteilnahme und weniger historische Aufmerksamkeit erfahren Gedenkorte für Nationalsozialisten. Die von Ludger Beckmann wiedergegebenen Berichte über das Versteck einiger SS-Offiziere im Wagnerstal kann heute durch Zeitzeugen nicht mehr konkretisiert werden. Und Jörg Waßmer möchte mit seinem Beitrag den Gedenkstein an einem 1934 im Straßenverkehr verunglückten SA-Führer nicht „aus seinem Dornröschenschlaf“ wecken, sondern die sich darum rankenden Verschwörungstheorien widerlegen.

Ehemalige Gedenkorte und Orte, die keine oder noch keine Gedenkorte sind, können zu „Lost Places“ werden. Joachim Sturm präsentiert einige von diesen verschwiegenen Orten, deren Reiz für viele Besucher darin zu bestehen scheint, dass keine Aufschrift und keine Erklärung das Gedenken kanalisiert und so viel Raum bleibt für mythologisierende Phantasien. Hans-Joachim Schuster und Winfried Hecht erinnern an Gefallene längst vergangener Schlachten und Stefan Limberger-Andris an das Opfer einer Naturkatastrophe. Bernhard Rüth beschreibt einen Ort, der in den erinnernden Werken malender und schreibender Künstler zu einem Gedenkort wurde. Über die Hinterlassenschaften der Spendenaktionen, bei denen 1915 und 1916 Nägel unter anderem in die Türe zum Sitzungssaal des Trossinger Rathauses geschlagen wurden, berichtet Hans-Christian Pust. Kurt Müller erinnert an Gedenkorte für den 1944 hingerichteten tief gläubigen Villinger Kantor Ewald Huth.

Die Schüler von Anna-Maria Saurer und Steffen Englert haben keine Zeitzeugen des Ersten Weltkrieges mehr befragen können, bevor sie sich selbst in Collagen zwischen Gefallenendenkmälern positionierten. Schon wegen ihres jugendlichen Alters gehen sie auf diese steinernen Zeugen der Vergangenheit ganz anders zu als Josef Vogt, der als Gemeinderat jahrelang das Ritual des „Gedenkens an die Gefallenen der Kriege“ mitgestaltete und dabei bemerkte, dass außer den offiziellen Vertretern sich immer weniger Bürger einfanden. Deshalb versucht er das Gedenken durch das befristete Aufstellen frischer Kreuze zu aktualisieren.

Jede Umsetzung eines Gedenkstein ist auch eine Umdeutung. Schon zweimal, so zeigt Wolfgang Hilpert, wurde der „Kaiserbrunnen“ innerhalb Donaueschingens versetzt und heute steht anstelle der eingeschmolzenen Kaiserbüste auf dem Sockel ein dekorativer Farbtupfer.

Der Sinn selbst von in Stein gemeißelten Daten kann schnell vergessen werden. Die auf einer Gedenktafel in Blumberg genannten Teilnehmer des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 wurden lange für Gefallene gehalten, bis Bernhard Prillwitz jetzt bei der Vorbereitung seines Beitrags herausfand, dass von den 31 genannten 28 unversehrt zurückgekehrt waren.

Als das von Jürgen Kauth untersuchte Bad Dürrheimer Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs 1966 abgerissen wurde (unser Titelbild), bewies der Fotograf Gespür für den historischen Moment: Die wollene Pudelmütze des Arbeiters, der mit dem Presslufthammer das eben noch von einem Stahlhelm gekrönte Denkmal zertrümmert, illustriert die Privatisierung und Entpolitisierung des Gefallenengedenkens in der jungen Bundesrepublik ebenso wie die – im Foto allerdings nicht zu sehende – vorherige Überbringung der Tafeln mit den Namen der Gefallenen auf den Friedhof. In Furtwangen dagegen ist, wie Lutz Bauer zeigt, die Entpolitisierung des Gefallenengedenkens bis heute nicht gelungen. Mit den Erlösen aus der Aufführung eines Antikriegsdrasmas wurde der finanzielle Grundstock für die Errichtung des Denkmals gelegt. Nach der Gleichschaltung auch der Kriegsopferverbände konnten sich aber bei der Realisierung im Jahr 1937 die kriegstreibenden Kräfte mit einem brutalen Bildprogramm durchsetzen, das bis heute für Auseinandersetzungen sorgt.

An Denkmälern treffen mehrere Zeiten aufeinander: In der Gegenwart der Einweihung wird mit dem Blick zurück ein Appell an zukünftige Betrachter gerichtet. Das „Kriegsgedächtnisfenster“ für Gefallene des Ersten Weltkriegs in der Villingen Johanneskirche zitiert ein Wort aus dem Johannesevangelium. Bei der Einweihung 1934 konnten die Angehörigen die dadurch vermittelte theologisch-politische Sinndeutung des Todes ihrer Liebsten als Trost empfinden. Eine 2012 angebrachte Tafel kommentiert die damalige Situation und verweist auf Worte der Bergpredigt. Der ursprüngliche Sinn wird dadurch überlagert, und das Fenster ist so zu einem Erinnerungszeichen dafür geworden, dass man lernte, so Wolfgang Rüter-Ebel, den früheren Gebrauch der Jesusworte als Missbrauch zu sehen.

Angeregt wurde dieser Band durch einen Vortrag über die Geschichte des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus, den Heinz Lörcher im Jahr 2013 in Villingen-Schwenningen hielt, wo damals ein heftiger Streit um die Verlegung sogenannter „Stolpersteine“ geführt wurde, die vor einigen Häusern angebracht werden sollten, um damit an deren ehemalige Bewohner zu erinnern, die als Juden verfolgt wurden. Mögen die in diesem Band versammelten Beiträge, die viele Epochen und Themen berühren, den Blick derer weiten, die zukünftig solche Deutungskonflikte um ehemalige, bestehende oder noch zu errichtende Gedenkorte austragen.

DR. FRIEDEMANN KAWOHL, geboren 1962, studierte Musik und Musikwissenschaften in Berlin. Er arbeitete als Musiklehrer, Orchestermanager und Musikkritiker.

Seit 2003 lebt er in Villingen-Schwenningen und publiziert vor allem zur Geschichte des geistigen Eigentums. Seit 2011 führt er den Vorsitz des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar.





## *Lost Places* – vergessene Orte im Schwarzwald und auf der Baar. Eine Einführung

von JOACHIM STURM

*Lost Places*, ein Pseudoanglizismus im Sinne von „vergessene Orte“ oder „aufgelassene Orte“, ist ein vor allem auf vielen Internetseiten gebrauchter Ausdruck. Gemeint sind damit überwiegend Bauwerke der jüngeren Vergangenheit, die entweder noch nicht in einen historischen Zusammenhang gestellt wurden oder aufgrund ihrer augenscheinlich minderen Bedeutung kein Interesse in der Öffentlichkeit finden und als nicht besonders schutzwürdig gelten. Überhaupt liegt die große Faszination beim Besuch von *Lost Places* in der belassenen Ursprünglichkeit und darin, dass der neugierige Forscherblick durch keinerlei erklärende Hinweisschilder gelenkt wird. Die Internetseite [www.lost-places.com](http://www.lost-places.com) befasst sich (nach deren Selbstverständnis) „mit dem Verfall von Bauwerken und deren Geschichte. Objekte, die dem Zerfall ausgesetzt sind, werden *Lost Places* (verlorene Orte) genannt. Die Zukunft der Orte liegt oft im Ungewissen. Bebauungspläne, Restaurierungen oder ein kompletter Abriss der *Lost Places* sind meist nicht leicht in die Tat umzusetzen.“ Ein inzwischen erschienener Wikipedia-Artikel zu *Lost Place* weist zudem auf die rechtliche Problematik des Zugangs zu den Orten hin.<sup>1</sup>

Wer sich die Internetseiten zu *Lost Places* anschaut, erkennt zunächst eine starke Akzentuierung von Industrieruinen und militärischen Anlagen, vor allem der beiden Weltkriege. Unter der zunehmenden Schar der *Lost-Places*-Besucher, die von der Faszination des Unbekannten, Versteckten oder Geheimnisvollen angezogen werden, verbergen sich Schatzsucher nach Militaria und Munition, Sammler von materiellen Relikten aller Art oder kurz Neugierige mit einem Hang zu Orten, zu denen aus unterschiedlichsten Gründen der Zugang verwehrt ist oder deren Besuch mit Gefahren verbunden ist. Es wächst die Zahl derjenigen, die sich über das fragende Betasten solcher Orte ihrer Heimatgeschichte bemächtigen und die sich – durchaus in bewusstem Gegensatz zu einer nur rationalen Herangehensweise – einen sinnlichen Zugang zu „begreifbaren“ historischen Objekten verschaffen, zu Objekten, die bei gezielter, kenntnisreicher Befragung größere Zusammenhänge preisgeben.

Beispielhaft möge hier das Aufspüren materieller Zeugnisse der einstigen „Luftverteidigungszone West“ dienen, der im Jahrbuch des Landkreises Freudenstadt eine erste zusammenfassende Untersuchung von Friedrich Wein gewidmet ist.<sup>2</sup> Zahlreiche *Lost Places*, zumeist kleine Flakstellungen oder verschwundene Materiallager in der Nähe der Donau und am oberen Neckar, aber auch auf den Schwarzwaldhöhen entlang der B 500, warten in diesem Zusammenhang auf ihre Listung und nähere Beschreibung.

Als eine Extremform von *Lost Places* mögen Örtlichkeiten gelten, die an gewaltsame oder tödliche Ereignisse erinnern, welche sich tief in das Gedächtnis eingegraben haben und bis heute die Vorübergehenden rühren. Es sind im Wald verborgene Gedenksteine, die an Unfälle und Morde erinnern, oder auf Anhöhen oder an Feld- und Waldrainen stehende Sühnekreuze für furchtbare Pestzüge. Wie oft sieht man in den letzten Jahren, fliehenden Seelen gleich, flackernde Lichter an Orten, wo der Verkehrs- oder Freitod seine Ernte hielt. Während diese mit Blumen eingesäumten Memorienplätze der Gegenwart höchstens einmal anlassbezogen in Zeitungsartikeln gestreift wurden, sind Sühnekreuze und ältere Erinnerungsmale in der Region des Öfteren beschrieben und gewürdigt worden.<sup>3</sup>

Streiten kann man darüber, ob auch solche historischen Stätten zu den *Lost Places* gezählt werden dürfen, die sich durch praktisch nichts mehr zu erkennen geben und nur durch das Wissen um die dort stattgefundenen Ereignisse Bedeutung erlangen und den Wunsch nach einem Besuch wecken. Sie können jedoch, wie durch die Einweihung einer Erinnerungsstele für ermordete amerikanische Bomberpiloten bei Urach am 19. Juli 2014, der Vergessenheit entrissen, zu Orten des Erinnerns werden.<sup>4</sup>

Man erkennt, dass der Begriff des *Lost Place* nur schwerlich als historische Kategorie angesehen werden kann, weil er zu unscharf und zu weit interpretierbar ist. Im universitären Bereich wurde er bisher wohl nicht diskutiert, geschweige denn als Begriff etabliert. Die Einrichtung einer Internetseite unter dem Titel „Geschichtsspuren“ ([www.geschichtsspuren.de](http://www.geschichtsspuren.de)) deutet darauf hin, dass die Bedeutung dieser *Lost Places* sich in einer breiteren Öffentlichkeit wandelt und sich gleichzeitig auf die militärhistorische Denkmalpflege fokussiert.

Wenn auf den kommenden Seiten Orte angesprochen werden, die über das bisherige Verständnis von *Lost Places* hinausgreifen, so hat dies durchaus einen Sinn. Gerade im Quellenland, im Schwarzwald und auf der Baar, verbirgt sich eine Unzahl an Orten, die bis heute weder archäologisch untersucht noch von der Geschichtsforschung beschrieben oder gar touristisch erschlossen sind und die nur darauf warten, erkannt und geschätzt zu werden. Die folgenden Zeilen können daher nur Beispiele und herausragende Plätze nennen. Zu groß ist die Zahl, sicher mehrere hundert, an *Lost Places*, die an die Öffentlichkeit gebracht werden können, um adäquat gewürdigt und sichtbar gemacht zu werden.

### **Steinpackungen, Opfersteine, Gräber: Vom Neolithikum zur Alemannenzeit**

Zu dieser Menge an *Lost Places* gehören, um mit den ältesten Zeugnissen zu beginnen, verschiedene Stätten der Ur- und Frühgeschichte bis hin zum frühen Mittelalter. Die meisten dieser Orte lassen sich besser erkennen, wenn sie zunächst aus größerer Entfernung betrachtet werden, bevor der Fuß sie abtastet. Da sind beispielsweise die in der heutigen Landschaft kaum wahrnehmbaren, weil abgeflachten rund 15 Grabhügel bei Aasen aus einer bisher nicht näher bestimmten frühgeschichtlichen Zeit. Auch die im Waldesdickicht bei Bräunlingen nur an auf-



Ein künstlerischer *Lost Place*: Die im Steinbruch im Epfenhofener Gewann Fohlloch zu findenden verwitterten Skulpturen wie dieser Löwenkopf wurden irrtümlich italienischen Bahnarbeitern (Steinmetzen) des 19. Jh. zugeschrieben. In Wahrheit sind es Jugendarbeiten 1952/53 des späteren Donaueschinger Tierarztes Dr. med. vet. Sylvester Dillmann. Foto: Joachim Sturm

geschichteten Steinpackungen kenntlichen neolithischen Plätze sind aus jener frühesten Zeit ganz wie die 40 im Fohrenwald bei Nußbach versteckten Grabhügel<sup>5</sup>, eine bronzezeitliche Nekropole der vermutlichen Siedlung Liemberg-dunum<sup>6</sup>. Versteckt sich hoch über Hammereisenbach beim Laubenhäuser Brunnen eine große keltische Stadt? Vielleicht, doch untersucht ist es nicht.<sup>7</sup> Bestätigt hingegen ist die Wohnstatt jener Zeiten auf der Ruine Dellingen bei Bräunlingen oder die unweit von 30 Grabhügeln gelegene und die als eingefriedetes Gehöft oder als Kultstätte zu sehende keltische Viereckschanze bei Tuningen.

Der wohl größte mitteleuropäische Grabhügel der Keltenzeit, der Magdalenberg bei Villingen, kann nicht mehr zu den *Lost Places* gerechnet werden. Er ist bereits von der Archäologie eingehend untersucht und beschrieben, seine Fundstücke in einem wissenschaftlichen Kontext im Franziskanermuseum zu bewundern und der Hügel selbst durch einen aus der Stadt auf ihn hinführenden Geschichtspfad erfahrbar gemacht. Eher ist das am östlichen Dauchinger Gemarkungsrand befindliche Gewann „Riesenburg“ ein solcher *Lost Place*, deutet der Name doch auf eine Siedlung aus vorchristlicher Zeit.

Ob die Schalensteine bei Schonach nun Naturformungen sind oder zu keltischen Opferstätten wurden, sei hier einmal dahingestellt<sup>8</sup>. Esoterisch angehauchten Keltolog(inn)en und empfindsamen historischen Seelen gelten sie allemal als *Lost Places*, über denen noch immer der Geist keltischer Druiden schwebt.<sup>9</sup>

Römische *Lost Places* sind eher selten, denn wo Funde gemacht wurden oder oberirdische Reste bestanden, wurden diese wissenschaftlich gesichert und wie in Hüfingen oder Niedereschach-Fischbach als Museumsorte gestaltet. Am ehesten noch ließe sich das oberhalb des Kirnbergsees bei Unterbränd nur Eingeweihten bekannte längere römische Straßenstück – mehrere Meter voll ausgebaut kurz jenseits der Kreisgrenze – als ein solcher Ort bezeichnen, dessen Funktion und Zeitstellung sich Uneingeweihten nicht auf Anhieb erschließt.<sup>10</sup>

Die nachgewiesenen und ergrabenen alamannischen Siedlungsnachweise, zumeist in Form von Gräberreihen mit kostbaren und aufschlussreichen Beigaben, lassen sich ebenfalls bedingt zu den *Lost Places* rechnen. Kein Stein, kein

Holz über der Erde lässt ihre Existenz erahnen. Alamannische Stätten werden zu meist im Zuge von Baumaßnahmen entdeckt oder anhand von Gewannnamen vermutet, dann gezielt ergraben oder nach dokumentierter Lokalisierung zum Schutz dauerhaft im Erdreich belassen. Dies gilt auch für einst alamannische Eigenkirchen wie die sehr gut dokumentierte Kirche St. Martin in Brigachtal (Kirchdorf), die über und mit frühen Gräbern errichtet wurde.<sup>11</sup>

Etwas anderes ist es mit verschiedenen Höhenbefestigungen, die sich oft bei Talausgängen auf exponierten Bergspornen befinden. Während die Frage nach germanischen Höhenburgen, insbesondere auf Bergen mit „Kapf“-Namen bisher eher hypothetisch ist<sup>12</sup>, sind Anlagen aus der Zeit vor dem Hochmittelalter oder noch früher wie der Warenberg (Warenburg) als fränkische Verwaltungs- und Kontrollstelle bei Villingen durchaus noch erahn- und begehbar.<sup>13</sup>

### Kleinstburgen, Wüstungen und Gottesverehrung: Mittelalter

Zahlreicher zu erkennen und zu greifen sind die *Lost Places* des hohen und späten Mittelalters. Hierzu zählen die letzten Steine der Burg derer von Blumberg hoch über den Schleifebachwasserfällen oder die Ruinen Waldau und Weiberzahn (Burgberg) wegen ihrer Verbundenheit mit Sagen und ihrer Unerforschtheit. Aber auch zahlreiche Kleinstburgen wie die in der Neckartalschleife gelegenen, nur an Schutthügeln kenntlichen Sitze des niederen Adels haben noch immer ihre Geheimnisse nicht preisgegeben.<sup>14</sup>

Die wenigen, kaum im Gelände noch sichtbaren auf einem Hügelrund erbauten Kleinburgen des Typs „Motte féodale“ wie die Motte Runstal bei Pfaffenweiler, Vöhrenbach (Gewann Schlossehalde, nahe einst Alt-Herzogenweiler) oder die im Zuge von Seuchen und Kriegen abgegangenen Dörfer Aitlingen (bei Riedöschingen) oder Stetten (bei Bräunlingen) sind zum allergrößten Teil auch heute noch lokalisierbar. Aber auch hier leiten manchmal nur Gewannnamen den *Lost-Places*-Sucher. Flurbezeichnungen wie „Im Schlossberg“ bei Kappel oder „Herrenberg“ in Niedereschach sind Hinweise auf verschwundene Adelssitze, deren einstige Existenz sich durch urkundliche Überlieferung erhärten lässt.<sup>15</sup>

Während wie bei der Niedereschacher Burg Granegg dicke Mauern in alten Bauernhäusern den einstigen Standort verraten, sind Stätten auf freiem Feld nur allzu oft unter dem Pflug verschwunden. Doch auch da heißt es immer wieder einmal vorbeischaun. Vielleicht treten in der Bewuchsperiode durch unterschiedliche Pflanzenhöhen bei günstigem Schattenfall Grundrisse zu Tage oder finden sich durch Maulwürfe oder den Pflug an die Oberfläche beförderte Objekte.

Und sind die einstigen Pilgerhalte wie die Mistelbrunner Kapelle, in deren Untergrund sich eine Jakobsmuschel fand, nicht *Lost Places* einer christlichen (Pilger-)Kultur? Auch der Platz der einstigen Nordstetter Jakobus-Kapelle, deren heute im Villingener Münster befindliche Statue „Jakobus krönt zwei Pilger“ zu den bewegendsten Zeugnissen des Mittelalters unserer Region zählt, gehört zu den verborgenen Plätzen. Heute erinnert nur ein schlichter Brunnen nahebei an ihren einstigen Standort.<sup>16</sup>

Zu den kirchlichen *Lost Places* mag man schließlich die Überreste des Klosters St. Georgen zählen, wie sie in und um die Stadt gleichen Namens zu entdecken sind, den verlassenen Platz des Paulinerklosters Tannheim oder die nur noch als Steingrundriss im Walde bei Oberkirnach verborgene einst als Wallfahrtsziel viel besuchte Wendelinskapelle. Und unter heutigen Sägemühlen oder umgebauten Häusern verstecken sich zuweilen mittelalterliche Mühlen. In diesem Zusammenhang könnte man die zu Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts an kleinen Bächen und in der Nähe von Höfen entstandenen Turbinenanlagen erwähnen. Nach Einführung der elektrischen Überlandnetze überflüssig geworden, sind sie – Objekte früher Ökologie – aus dem Landschaftsbild verschwunden und höchstens durch Fundamentreste oder besondere Bachböschungen noch zu erahnen.<sup>17</sup>

### Wein, Schanzen und Pingen: Neuzeit und Moderne

Die Neuzeit schließlich steuert eine weitere Erscheinungsform von *Lost Places* bei. Da sind vergangene Plätze frühindustrieller Tätigkeit, die sich durch Pingen, Stollen, Kohlplätze oder Verhüttungsreste im gebirgigen Waldesdunkel zu erkennen geben. Die Montanarchäologie hat zwar inzwischen einiges erforscht und bietet bergbaulich Interessierten Zugang zu aufgewältigten Stollen (Kappel)<sup>18</sup>, doch bleiben noch genügend Abbauorte, die man wegen ihrer scheinbaren Bedeutungslosigkeit nicht näher betrachtet oder gar übersehen hat.

Am überraschendsten schließlich mögen jene *Lost Places* der Neuzeit sein, die ihre Existenz u. a. einer Klimaänderung mit anhaltender Warmphase verdanken. Diese hat es möglich gemacht, dass auf manchem Sonnenhang in Talauen und gar in großer Höhe Weinbau betrieben – oder sollte man besser sagen „versucht“ – wurde. Wer an einem Spätsommertag auf Fluren herumstreicht, die Namen wie Rebberg (Grüningen) oder Weinhalde (Epfenhofen) tragen, kann mit einigem Vorstellungsvermögen den Geruch vergorener weißer Trauben wahrnehmen und den sauren Geschmack des Tropfens in den Eichenfässern vor allem des 16. Jahrhunderts – der „Hauptzechperiode“ des deutschen Volkes – erahnen.

*Lost Places* par excellence schließlich sind die noch immer erkennbaren, weitgehend dem Vergessen anheimgefallenen Verteidigungswerke zuletzt des Markgrafen Ludwig von Baden (Türkenlouis) gegen Frankreich. Über 200 km, von Schopfheim bis zu den nördlichen Ausläufern des Schwarzwalds, zogen sich mehrere ergänzte oder korrigierte Linien durchweg des 17. Jahrhunderts, die eine beeindruckende Zahl von befestigten Verteidigungsstellungen umfassen. Diese in recht regelmäßigem Abstand gebauten Redouten (Polygonschanzen) waren untereinander durch weitere Abwehrvorrichtungen verbunden. Ergänzt wurden die Schanzen mit Wall- und Grabensystemen und ausgeklügelten Hindernissen: „natürlicher Stacheldraht“, Letzen, Faschinen und Kleinstfallen (Krähenfüßen). Bei uns hat diese an den Limes oder die Chinesische Mauer erinnernde Sperrlinie rund zehn teilweise recht gut erhaltene *Lost-Places*-Schanzen zwischen Gutenbach und Schonach bis hinunter Richtung Hornberg hinterlas-

sen. Doch niemand hat sie in neuerer Zeit vermessen, beschrieben, gekennzeichnet, kein Naturkundler die militärische, pflanzliche Verteidigungslinie in den letzten anderthalb Jahrhunderten als solche erkannt und erhoben.<sup>19</sup>

Das 18., 19. und 20. Jahrhundert, um den raschen Überblick abzuschließen, hat das Quellenland mit einer großen Zahl an *Lost Places* des Verkehrs, der Industrie und des Militärs beerbt. Ob auf der Sauschwänzlebahn von Weizen bis Blumberg und weiter entlang des Ringzuggleises bis Riedöschingen, ob auf der Trasse der 1972 stillgelegten Bregtalbahn von Bräunlingen bis Furtwangen oder entlang der Schwarzwaldbahn von Triberg bis Neudingen: Hier reihen sich sichtbare und zu besichtigende Reste wie Perlen an einer Schnur. Das große Verkehrsmittel der letzten 150 Jahre hat durch viele Veränderungen Relikte geschaffen, die in Funktion und Anlage auch heute noch ins Auge springen.

Fast überall noch sind Brücken, Verladerampen, Abzweigungen oder Rangiergleise zu erkennen, auch wenn sie zum Teil verschwunden oder von Gebüsch überwuchert sind. Einstige Bahnhöfe oder Bahnwärterhäuschen sind heute in Privathand und liebevoll restauriert, zum Teil auch umgebaut oder abseits des heutigen Gleisbetts liegend wie der einstige Bahnhof in Pfohren. Donauabwärts bei Neudingen gar verraten dem *Lost-Places*-Sucher die Spuren künstlicher Geländeformationen und rückgebauter Gleisanlagen etwas über ein nie vollendetes Vorschmelzwerk, später eine Teilefertigung für die Luftwaffe zu Zeiten der Hochrüstung des Dritten Reiches.<sup>20</sup> Typische Wellblechhäuschen und zum Teil umgenutzte Betriebswerke (Villingen) erzählen Geschichte wie manch alte Schranke, die ihr Dasein als Weidezaun fristet oder manches Signal, das unter Brennesseln leidvoll vor sich hinrostet.

Die frühen gewerblichen *Lost Places* sind da viel nüchterner, weniger zugänglich und weniger in den Charme der Historie eingekleidet. Die Glasmacherei wenigstens hat hie und da ein paar Zeichen hinterlassen, die aber allesamt nicht mit den Betriebsstätten identisch sind. So erzählen Grabsteine auf dem Friedhof in Herzogenweiler und Gläser im dortigen Rathaus von der Glasfabrikation in Herzogenweiler. Die schöne Glassammlung im Dorfmuseum von Buchenberg erinnert an eine nahe Glashütte.

Nur alte Karten wie Gewannnamen könnten noch die Lage der einstigen Arbeitsstätten klären helfen, die im Tannendickicht oder verborgen unter heutiger Bebauung oder unter der Erdoberfläche schlummern.<sup>21</sup> Zu den kaum mehr kenntlichen Industriepätzen gehören auch aufgelassene Stein- und Gipsbrüche oder kaum mehr kenntliche Torfstiche in sumpfigem Gelände auf der Baar. Am eindrucksvollsten scheinen allemal die Reste des Erzabbaues rund um Blumberg mit den Stollenlöchern und den verbliebenen Fundamentresten der Förderanlage quer über das Tal, wie auch manches stehen gebliebene Anlagengebäude sich in moderne Firmenareale integriert hat, die dem Suchenden im Allgemeinen nicht offen stehen.

### Rostende Schienen, Lagerspuren, Fundamente: Gegenwart

Etwas anders verhält es sich mit den militärischen Relikten des Dritten Reiches, der Besatzungszeit und des Kalten Krieges. Große, teilweise zugängliche Anlagen wie das Kasernenareal in Villingen sind eher selten, wo noch Spuren des einst viele tausend Kriegsgefangene zusammenpferchenden Stalag V B auffallen, das später zur kaum wahrgenommenen provisorischen Unterkunft für zu repatriierende und von der UNRRA (Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen) betreute Zwangsarbeiter, zuletzt für deutsche Flüchtlinge geworden ist.

Typisch für den heutigen Landkreis sind kleinere Haftstätten wie das sich heute als modernes Hofgut präsentierende frühere Konzentrationslager Ankenbuck zwischen Klengen und Bad Dürrenheim, dessen Unbarmherzigkeit Karl August Wittfogel unter dem Pseudonym Klaus Hinrichs bereits 1936 in seinem in London erschienenen Roman „Staatliches Konzentrationslager VII“ mit verarbeitet hat. Auch das zum Schauplatz von Endphase-Verbrechen an KZ-Häftlingen gewordene RAD-Lager im Hüfinger Berchenwald (zuletzt Internierungslager für NS-Tatverdächtige)<sup>22</sup> beim Wasserturm oder das weitgehend aus dem Gedächtnis verschwundene Lager für deportierte Slowenen Maria Tann bei Unterkirnach zählen zu diesen Exponenten des Unrechts. Maria Tann wird übrigens, wenn es nicht bald aufgrund seiner erhaltenen Architektur und Ausgestaltung aus dem frühen 20. Jahrhundert gerettet wird, bald im wahrsten Sinne zu den *Lost Places* zählen.

Doch sind die vorgenannten Lager eher die Spitzen eines viel ausgedehnteren Lagerkosmos. Die ungleich zahlreicheren, nach Dutzenden zählenden Exponenten des Unrechts jener Jahre sind übertüncht, abgerissen, umgebaut oder baulich erneuert. Die Zeitzeugen sind inzwischen fast alle gestorben. Nur wer die Akten zur Hand nimmt oder Pläne studiert weiß um die Unterkünfte. Es sind die Polizeigefängnisse bei Amtsgerichten, die Haftstätten und Kriegsgefangenenlager in Rathäusern, in Nebengebäuden von Gasthäusern, die Umsiedler-, Zwangsarbeiter- und Gefangenenlager auf Fabrikarealen oder in Wohnhäusern. Wer die Standardbauweise der gesondert errichteten Lager kennt, entdeckt sie manchmal als verwunschene Bauten, deren ursprüngliche Bestimmung heute unbekannt ist.

Wer weiß schon, dass im Keller des Riedöschinger Rathauses sich Zwangsarbeiter und in der Besatzungszeit in der Arrestzelle Inhaftierte verewigt hatten. Leider ist auch dieses Denkmal aufgrund Gedankenlosigkeit und Unverständnis zuletzt der renovierenden Handwerkerhand zum Opfer gefallen – ein typischer *Lost Place* jüngsten Datums. Und wie lang steht noch das kleine Wachhäuschen am Eingang des SABA-Geländes in Villingen, das, 1941 von der Abwehr gefordert, etwas zur Rüstungsindustrie erzählt. Das aus der gleichen Zeit (Sommer 1941) stammende Wachhäuschen der Firma Staiger in der Industriestraße in St. Georgen ist heute nur noch in Form einer Bauakte präsent.<sup>23</sup>

Über manche Stätten der Vernichtung wie das Märtisbauernloch auf der zu St. Georgen gehörenden Sommerau als Hinrichtungsort April 1945 von 46 Russen ist nicht nur symbolisch Gras gewachsen. Unbekannt sind auch die Namen und der genaue Ort der an unbekanntem Datum 1944 im Bereich des Stalag-



Kraterlandschaft und Mauerreste auf dem Gelände eines ehemaligen französischen Truppenübungsgeländes am Villingener Walkebuck. Im Hintergrund die heute dort spielenden Kinder des Waldkindergartens.

Foto: Friedemann Kawohl



Lazarets 10 liquidierten jüdischen sowjetischen Kriegsgefangenen.<sup>24</sup> Anderen Orten, wie der 1988 vom Villingener Geschichts- und Heimatverein mit einem Sühnekreuz erinnernd kenntlich gemachten Bluteiche im Tannhörnle bei Pfaffenweiler, dem Hinrichtungsort eines polnischen Zwangsarbeiters, blieb solch ein Schicksal erspart. Hier wie im Falle des Uracher Sühnezeichens deutet sich eine (Gegen-) Bewegung an: die Reintegration von *Lost Places* in die Orts- und Regionalgeschichte wie in das historische Bewusstsein.

Nicht vergessen werden sollen auch die *Lost Places* des Luftkriegs. Zwar ist die Mehrzahl der Absturzstellen bekannt und erforscht, doch gibt es Hinweise auf immer noch nicht gefundene Flugzeuge (und Piloten). Hier scheinen selbst die aller kleinsten Aluminium-Teile, wie man sie von den bekannten Aufschlagsorten kennt, von der Vegetation überwuchert.

Die Flugplatzreste (einige einst zur Tarnung gebaute Scheunen, Betonreste der Piste, Drainagen) des nur im November 1944 belegten Jagdflugplatzes Hüfingen (auch „Donaueschingen-Süd“) lassen sich noch heute ausmachen wie auch die einstigen Flak-Stellungen der Reichsverteidigung von Heidenhofen, Aasen, Obereschach. Und wer ist sich bewusst, dass er beim Betreten der Hochemminger Festhalle eine Luftwaffengerätehalle betritt? Auch Bunker(reste) findet man noch hie und da, wie auch die Villingener Unterwelt ihr Geheimnis an Luftschutzstollen und Unterständen nur dem offenbart, der gewillt ist, in die Aktenwelt hinabzutauchen.<sup>25</sup> Hier öffnet sich ein weites Beschreibungsfeld für seriöse *Lost-Places*-Forscher, denen es nicht nur um sammelfähige Militaria geht, sondern um den Erhalt der Geschichte.

Auch die allerjüngste Geschichte hat ihre „verlorenen Plätze“ im Landkreis. Es sind die Überreste des Kalten Krieges, Verteidigungsstellungen und Munitionslager der amerikanischen und französischen Truppen, gelegen vor allem im Bereich Donaueschingen und Villingen. Von den einstigen Munitions- und Versorgungslagern der Franzosen bleiben kaum sichtbare Überreste.<sup>26</sup> In Hausen vor Wald zeigt nur der Wegeverlauf hinter dem Bahnhof die Lage der bis vor einigen Jahren bestehenden Zufahrtsrampe zu einem französischen Versorgungsdepot.<sup>27</sup> Im nördlichen Villingener Waldbereich sind es eher Bewuchs und Wegeverlauf, die an eine Militärpräsenz erinnern, welche im Schwarzwald-Baar-Kreis nach 1989 mit dem Abzug des Großteils der französischen Truppen ihr Ende fand.

Die als Standorte amerikanischer Raketen mit Nuklearsprengköpfen (Typ Honest John), dann französischer Mittelstreckenraketen (Pluton) im Wald versteckten Lager sind heute weitgehend eingeebnet und verfüllt. Wen überkommt da nicht ein leichtes Frösteln, wenn er zum Beispiel im Tannheimer Weißwald jenes Gelände durchstreift, das erst in jüngster Zeit seinen Stacheldraht verloren hat und von dem bis in die 1990er Jahre ungeahnte Gefahren ausgingen.

So besitzt das vom Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar abgedeckte Gebiet eine Unzahl an *Lost Places*, die eine Geschichte besitzen, welche sich auf den ersten Blick nicht unbedingt erschließt und die noch keine umfassende fachkundige Behandlung erfahren haben.

Beiträge zu *Lost Places*, wie sie in diesem Beitrag verstanden werden, können zur Beschäftigung mit der Regionalgeschichte von den neuesten bis zu den ältesten Zeiten anregen, sollen einladen, selbst einmal die vorgestellten Orte zu besuchen und sie als einen bisher zwar eher verborgenen, aber keinesfalls unwichtigen Ort der Vergangenheit zu begreifen, den es wiederzuentdecken und zu schätzen oder als Mahnmal für den Frieden zu würdigen, zu kennzeichnen und zu erhalten gilt.

### Autor

DR. JOACHIM STURM, geboren 1951 in Landau/Pfalz, Schulzeit in Landau und Freudenstadt, Studium der Fächer Germanistik, Geschichte, Philosophie und Jura an den Universitäten Frankfurt, Nizza und Straßburg. Promotion zur bürgerlichen Absolutismuskritik vor 1789 in der „Reiseliteratur“. Stadtarchivar in Lahr 1979 bis 1988. Seit 1988 Kreisarchivar des Schwarzwald-Baar-Kreises. Veröffentlichungen unter anderem zur Ortsgeschichte Blumberg, Dauchingen, Hüfingen, Mundelfingen und Vöhrenbach. Derzeitige Hauptforschungsgebiete: Stadtgeschichtsforschung, Kreisgeschichte 1940 bis 1950 (Umsiedler, Zwangsarbeiter, Endphaseverbrechen, Rüstungsindustrie, Besatzung und Nachkriegszeit)

### Anmerkungen

- 1 Zahlreich sind inzwischen die Internetseiten zu solchen Bauwerken (wie zum Beispiel [www.rottenplaces.de](http://www.rottenplaces.de)).
- 2 FRIEDRICH WEIN: Die Luftverteidigungszone West: Befestigungen an der Schwarzwaldhochstraße. In: Jahrbuch des Landkreises Freudenstadt 2007, S. 30–35.
- 3 Siehe z. B. INGRID PFEIFFER: Die Pestkreuze

- auf der „Fuchsfallenhöhe“. In: Almanach 86 Schwarzwald-Baar-Jahrbuch (1985). S. 110–111. – JOACHIM STURM: Errichtet um der Seele Ruh: Der Furtwängler-Stein im Aspengrund bei Unterkirnach erzählt von furchtbarer Tat. In: Almanach Schwarzwald-Baar-Jahrbuch (2004), S. 176–180. – Für den Landkreis Tuttlingen siehe Schriften des Kreisarchivs Tuttlingen Heft Nr. 5: Wüste Stätten, Sagenorte und Sühnekreuze (2010) und Landkreis Tuttlingen (Hg.): Kleinode am Wegesrand: Kleindenkmale im Landkreis Tuttlingen (2006).
- 4 Vgl. dazu den Beitrag von WOLF HOCKENJOS im vorliegenden Band.
  - 5 LANDESAMT für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hg.)/JUTTA KLUG-TREPPE (Referat Denkmalpflege): Landesgartenschau Villingen-Schwenningen 2010 – Grabhügel und Hügelgräber. Esslingen 2009.
  - 6 KLAUS NAGEL: „Liembergdunum“ – eine Siedlung aus der Bronzezeit in Nußbach? – spannende Spurensuche im Großraum Fohrenwald/Pappelntal. – In: Almanach Schwarzwald-Baar-Jahrbuch 33 (2009), S. 105–113.
  - 7 Eine erste umfassende Annäherung von KARL KWASNITSCHKA 1991: Laubenhausen – eine befestigte keltische Siedlung. In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturge-

- schichte der Baar 37 (1991), S. 46–67.
- 8 ULRICH GASCHE und KARL KOCH: Vom Hexenfelsen zum Totenkopfstein: Schalensteine: zauberhaft mystische Naturscheinungen oder Opferschalen? In: Almanach Schwarzwald-Baar-Jahrbuch 35 (2011), S. 282–289.
  - 9 Hierzu DORIS SCHREGER-BENZ: Kelten – Kulte – Anderswelten. Auf Spurensuche: Schwarzwald, Elsass, Schwäbische Alb, Oberschwaben. Freya Verlag, Unterweikersdorf 2002.
  - 10 JOHANNES HUMPERT: Eine römische Straße durch den südlichen Schwarzwald. In: Archäologische Nachrichten aus Baden 45 (1991), S. 19–32.
  - 11 NIKLOT KROHN: Zwischen Ahnengrab und Urfarrei: St. Martin in Kirchdorf im frühen Mittelalter. In: Das Brigachtal im frühen Mittelalter: Begleitheft zur Ausstellung der Gemeinde Brigachtal in Zusammenarbeit mit dem Institut für Archäologische Wissenschaften der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und der Landesdenkmalpflege in Brigachtal-Kirchdorf, Martinskirche, 8.9.–16.11.2013, Esslingen 2013, S. 41–66.
  - 12 JOACHIM STURM: Germanische Höhenburgen. Befestigungen der Völkerwanderungszeit warten auf ihre Entdeckung. In: Almanach Heimatjahrbuch Schwarzwald-Baar-Kreis 28 (2004), S. 111–117.
  - 13 FERDINAND STEIN: Die Warenburg bei Villingen: die Franken am Ostrand des Mittleren Schwarzwaldes. In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 46 (2003), S. 163–177.
  - 14 JOACHIM STURM: Dauchingen – Ein Gang durch die Geschichte. Dauchingen 1994, S. 21–22.
  - 15 Hinweise auf Reste bei MANFRED REINARTZ: Zur Geschichte der Herrschaft Granegg und des Dorfes Niedereschach. In: 900 Jahre Niedereschach 1086–1986, Gemeinde Niedereschach (Hg.) 1986, S. 11–119
  - 16 THOMAS H. T. WIENERS: Die Heiligen am Wege – am Weg zu den Heiligen: zur St.-Jakobus- und St.-Verena-Kapelle in Nordstetten. In: 1250 Jahre Nordstetten (Blätter zur Stadtgeschichte 12,1). Stadtarchiv Villingen-Schwenningen 2012, S. 8–11.
  - 17 Allein aus dem Bereich des ehemaligen Bezirksamts Villingen lassen sich in den überlieferten Beständen des Kreisarchivs des Schwarzwald-Baar-Kreises rund 40 Kleinanlagen nachweisen.
  - 18 Zu Kappel WINFRIED HECHT: Ein Rottweiler Silberbergbauversuch am Nordrand der Baar. In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 30 (1974), S. 154–163.
  - 19 Beispielhaft ist hier die Sichtbarmachung, Erklärung und gar Teilrekonstruktion des südlichen Abschnitts der Verteidigungslinie. Die von 1984–2013 aktive Projektgruppe „Minifossi“ an der Friedrich-Ebert-Schule in Schopfheim hat hier Außerordentliches zur Bekanntmachung und Wiederherstellung der Verteidigungslinie einschließlich der Ausstattung des lokalen Museums im dortigen Bereich geleistet ([www.minifossi.pcom.de](http://www.minifossi.pcom.de)).
  - 20 Detailliert WOLF-INGO SEIDELMANN: Die Baar verliert ihre Montanbetriebe (1940–1942). In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 54 (2011). S. 37–60. – JOACHIM STURM: Segelflugzeugbau und Luftrüstung auf der Baar 1935–1945. In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 56 (2013). S. 109–132.
  - 21 MICHAEL SCHMALDECKE: Ein frühneuzeitlicher Glasfund aus Buchenberg. In: Fundberichte aus Baden-Württemberg 16 (1991). S. 617–629.
  - 22 RÜDIGER SCHELL: Das RAD-Lager der Abt. 2/263 "Heinrich von Fürstenberg" in Hüfingen und seine wechselvolle Geschichte: Zeitgeschichte und lokale Entwicklung im 20. Jahrhundert am Beispiel des Hüfinger Reichsarbeitsdienstlagers. Konstanz 2014.
  - 23 Kreisarchiv SBK, Best. A 10, Abt. St. Georgen, Industriestraße 7–10.
  - 24 Hinweis darauf in: 259. Freitagbrief (22.2.2008) des Vereins Kontakte-Kontakty (Berlin) mit Schilderung der Vorgänge durch den ehemaligen sowjetischen Kriegsgefangenen M. (gest. vor 2011) im Bezirk Nishni Nowgorod. Auch hier wäre im Bereich des Kasernenareals nach abgeschlossener Konversion ein „Stolperstein“ angebracht: [http://www.kontakte-kontakty.de/deutsch/ns-opfer/freitagbriefe/freitagbrief\\_259.php](http://www.kontakte-kontakty.de/deutsch/ns-opfer/freitagbriefe/freitagbrief_259.php).
  - 25 StA Villingen, Best. 1.13, Nr. 945 und 2.12, Nr. 847.
  - 26 Zum Beispiel das Munitionsdepot im Weißwald bei Überauchen, Kreisarchiv Schwarzwald-Baar-Kreis, Best. B 7/13194.
  - 27 Kreisarchiv Schwarzwald-Baar-Kreis, Best. B 2/19967 Anlage Treibstoffdepot, Zufahrtswege 1953–1957.

## Der Kaiserbrunnen in Donaueschingen – Wandlungen eines Denkmals

VON WOLFGANG HILPERT

Nähert man sich auf der Ostseite Donaueschingens jenem großen Straßenkreuz, an dem noch bis vor wenigen Jahren ampelbedingt „Stop and Go“ angesagt war, so fließt heute der Verkehr dank einer großzügigen Kreisellösung nahezu reibungslos. Und wie bei fast allen Donaueschinger Verkehrskreiseln hat die Stadt sich auch beim „Südstern-Kreisel“ nicht mit einer Minimallösung begnügt, sondern eine individuelle Gestaltung vorgezogen. Der Stellenwert dieses wichtigen Verkehrsknotens wurde durch einen besonders markanten Blickfang noch betont, durch ein Monument, das in seiner kontrastreichen Ausformung manche Kontroverse ausgelöst hat. Die Spannweite reicht von Staunen über die Pffiffigkeit der Idee und Sich-Wundern bis zu Unverständnis und Spott über die von einer „Roten Wolke“ gebildete Spitze.

In der Tat sieht man sich mit einer eigenwilligen Kombination von Teilen eines historischen Denkmals mit einer modernen Kunstinstallation konfrontiert. Ganz unterschiedliche Materialien – hier Sandstein, dort Plexiglas –, verschiedene Farbtöne – hier die natürliche mattrosa Sandsteinfärbung, dort ein leuchtendes Rot – und stark differierende Oberflächen – im einen Fall steinrau, im anderen hochglänzend – setzen den Betrachter zusätzlich in Erstaunen. Ein Rückblick auf die Geschichte des Monumentes, das neben seinem Gestaltwandel auch mehrere Ortswechsel erlebt hat, kann zum besseren Verstehen beitragen.

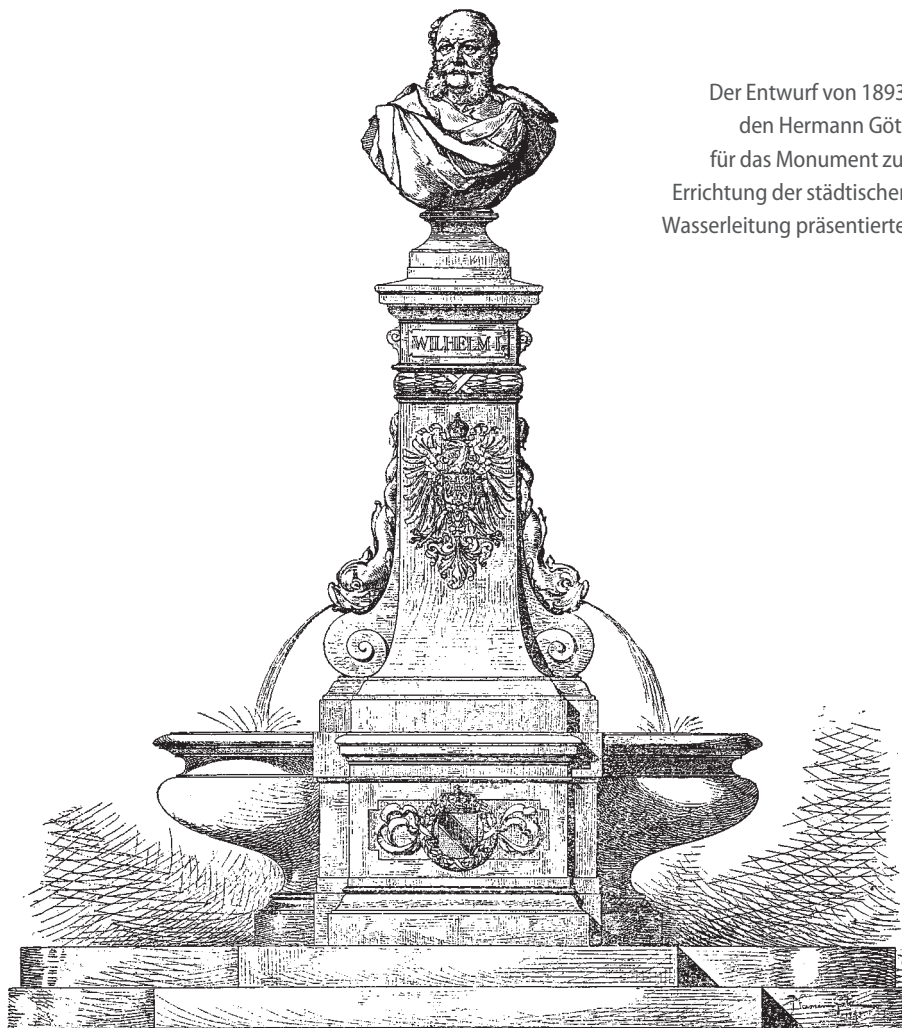
In den späten 1880er Jahren haben die Stadtväter den Beschluss gefasst, die Wasserversorgung Donaueschingens auf eine solide Grundlage zu stellen. Das lag zwar im Trend der Zeit, war aber, wenn man bedenkt, dass Hamburg noch 1892/93 infolge unzureichender Trinkwasserversorgung fast



Das Denkmal am Südsternkreisel mit der „Roten Wolke“. Foto: Wolfgang Hilpert

## Der Kaiserbrunnen in Donaueschingen

---



Der Entwurf von 1893,  
den Hermann Götz  
für das Monument zur  
Errichtung der städtischen  
Wasserleitung präsentierte.

9.000 Choleratote zählte, für eine kleine Stadt wie Donaueschingen doch eine mutige und zukunftsorientierte Entscheidung. Nach mehrjähriger Planungsphase wurde das gesamte Projekt von den Quellschürfungen angefangen über die Tiefbauarbeiten bis hin zu den Hausanschlüssen innerhalb eines Jahres durchgezogen und 1892 fertiggestellt. Was für ein Kraftakt das für die Stadt war, lässt sich aus dem Kapitaldienst ermeszen, der auf 50 Jahre (also bis 1941) ausgelegt war. Es ist daher gut nachzuvollziehen, dass der Abschluss dieses Infrastruktur-Großprojektes durch die Errichtung eines Denkmals gebührend gewürdigt werden sollte.

Den Entwurf für das Erinnerungsmal lieferte der aus Donaueschingen stammende Direktor der Großherzoglichen Gewerbeschule in Karlsruhe, Hermann

Götz<sup>1</sup>. Der im städtischen Rechenschaftsbericht für das Jahr 1893 abgebildete Entwurf<sup>2</sup> zeigt einen auf zwei Stufen stehenden stelenähnlichen Corpus mit zwei seitlich angefügten geschwungenen Halbschalen, in die auf Voluten ruhende Delphine Wasser in die Brunnenbecken speien. Auf der Vorderseite der Stele ist im Sockelbereich das kranzumsäumte badische Wappen zu sehen, im oberen Bereich der detailgenaue Reichsadler, darüber die Inschrift „Wilhelm I“ und als Bekrönung eine Büste des (damals bereits verstorbenen) Kaisers. Die auf dem Entwurf nicht sichtbare Rückseite der Stele hält den Anlass für die Errichtung des Monumentes fest: „Städtische Wasserleitung erbaut 1891–1892“ und findet ihre Ergänzung im bis 1895 gültigen Stadtwappen Donaueschings, dem Sester, der mit Krone und Lorbeerkranz umgeben die Sockelrückseite ziert. Somit ergab sich nach dem Götz'schen Entwurf eine klare Ranggliederung zwischen kaiserlich-großherzoglicher Front und bürgerlich-städtischer Rückseite.

Die Steinbild-Arbeiten führte der Karlsruher Bildhauer Fidel Binz<sup>3</sup> aus, der durch eine Reihe bemerkenswerter Grabmäler auf dem Karlsruher Hauptfriedhof bekannt geworden war. Die knapp meterbreite und fast 1,25 m hohe Kaiserbüste modellierte der Berliner Bildhauer Reinhold Begas<sup>4</sup>, ein Hauptvertreter des Berliner Neobarocks. In der renommierten Bildgießerei Hermann Gladenbeck & Sohn<sup>5</sup> in Berlin-Friedrichshagen entstand schließlich der Bronzeguss der Büste.

Laut Bericht des Donaueschinger Wochenblatts vom 19. August 1893 war der Standort, auf dem das Denkmal aufgerichtet werden sollte, zunächst strittig:

*Es ist ein begreiflicher und berechtigter Wunsch der Bürgerschaft, daß der Brunnen, der ein großes und wohlgelungenes städtisches Unternehmen versinnbildlicht, vor dem Rathaus Aufstellung finde, während nach dem Urtheile Sachverständiger vom künstlerischen Standpunkte aus derselbe sich wirkungsvoller vor dem Neubau [also an der Stelle, an der heute der Diana-brunnen steht, W.H.] ausnehmen würde.<sup>6</sup>*

Wenige Tage später fiel in einer gemeinsamen Sitzung von Gemeinderat und Bürgerausschuss mit breiter Mehrheit die Entscheidung zugunsten des Rathausplatzes. Und bereits am 6. September 1893 fand dann die Einweihung in großem Rahmen statt, nach dem Brauch der Zeit in Anwesenheit der Großherzogin, die

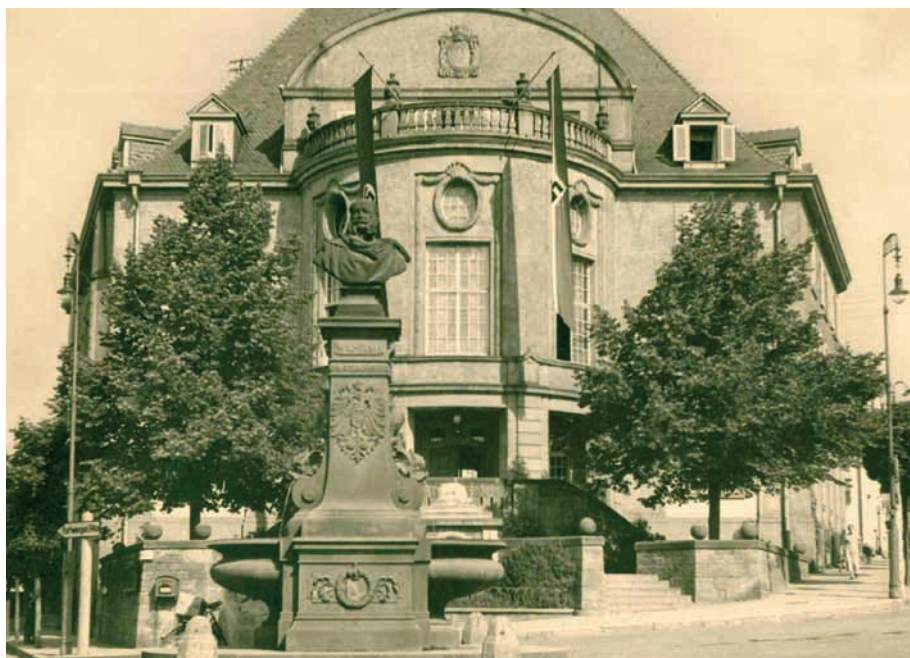


Der Kaiserbrunnen vor dem alten Rathaus mit achteckiger schmiedeeiserner Einfassung.

Aufnahme vor dem Stadtbrand von 1908.

Original: FF Archiv, Donaueschingen, Fotosammlung

## Der Kaiserbrunnen in Donaueschingen



Der Kaiserbrunnen nach dem Rathausneubau in neuer Gestaltung mit vier Steinpylonen. Aufnahme aus den 1930er Jahren. Original: Stadtarchiv Donaueschingen, AZ 043.RB

ja eine Tochter des dargestellten Kaisers war und außerdem familiäre Verbindungen zum Haus Fürstenberg hatte.

Den Standort vor dem Rathaus behielt der Kaiserbrunnen auch über den Stadtbrand von 1908 hinaus bis ins Jahr 1937, allerdings mit abgeänderter Umrandung. Damals veranlasste Bürgermeister Eberhard Sedelmeyer aus Verkehrsgründen die Umsetzung des noch vollständigen Monumentes an die Dürzheimer Straße.

Zweieinhalb Jahre nach der räumlichen Verlegung wurde dann auch in die Substanz eingegriffen. Die Kaiserbüste fiel der „Metallspende des deutschen Volkes“ zum Opfer, für die in Donaueschingen wochenlang kräftig die Trommel gerührt worden war. Im gleichgeschalteten Schwarzwälder Tagblatt war am 19. April 1940 zu lesen:

*Wenn der Führer am 20. April Geburtstag hat, dann wird einer seiner treuesten Mitkämpfer, der Generalfeldmarschall Hermann Göring, vor ihn hinstreten und ihm melden können: 'Das deutsche Volk hat mit dieser Metallspende zu Ihrem Geburtstag ein bisher ungekanntes Beispiel der Solidarität geboten!'*<sup>7</sup>

Allerdings wird weder in der genannten Zeitung, die als einziges Lokalblatt noch existierte, weil sie zugleich Parteiorgan der NSDAP war, erwähnt, dass zum

Schmelzgut auch die Kaiserbüste gehörte, noch gibt es direkte archivalische Belege dafür im Stadtarchiv.

Anstelle der Bronzestatue erhielt die Stele 1951<sup>8</sup> eine kleine stumpfe Sandsteinpyramide als Abschluss. Die ästhetisch unbefriedigende Situation blieb auch in den folgenden Jahrzehnten unverändert bis zum gänzlichen Abbau des Denkmals 2007 im Gefolge der Neugestaltung der Verkehrsflächen vor Rotem Kreuz und Feuerwehr. Die abgebauten Teile wurden im städtischen Bauhof eingelagert.

Als im Jahr darauf Donaueschingen des 100. Jahrestages des Großen Brandes von 1908 gedachte, war der Kaiserbrunnen im Rahmen einer Ausstellung in den Donauhallen erstmals wieder zu sehen. Es war ein Provisorium, bei dem die Sandsteinpyramide durch eine recht kleine Gipsbüste Wilhelms I. aus den fürstlichen Beständen ersetzt war, um dem Publikum eine ungefähre Vorstellung vom originalen Aussehen zu vermitteln.

Der unbefriedigende Eindruck, den das an und für sich lobenswerte Experiment hinterließ, war möglicherweise mit dafür verantwortlich, dass bei der Wiedererrichtung des Denkmals im Jahre 2009 eine Rekonstruktion im ursprünglichen Sinne verworfen wurde und eine völlig neue Gestaltungsidee zum Tragen kam. *Cloud One*<sup>9</sup>, ein Werk des aus der Region stammenden Künstlers Paul Schwer, bildet seither den oberen Abschluss der Brunnenstele.

Der Kaiserbrunnen in seiner neugestalteten Form wirft die Frage nach dem generellen Umgang mit Denkmälern auf. Grundsätzlich stellen sie historische Dokumente dar, die an herausragende Ereignisse und bedeutende Persönlichkeiten, an Siege und Katastrophen erinnern sollen oder auch den Dank für Errettung aus Not zum Ausdruck bringen. Damit haben sie den Charakter von Zeugnissen für die Denk- und Wertewelt einer bestimmten Zeit und ihres kulturellen Umfeldes. In ihrer materiellen und formalen Substanz sollten sie daher vor nachträglichen Veränderungen geschützt sein. Eingriffe in die Substanz verbieten sich allein schon aus denkmalschutzrechtlichen Gründen. Ein eigenständiger Anspruch auf Erhaltenwerden könnte sich darüber hinaus aus dem Recht auf freie Meinungsäußerung ergeben, das auch für die in Bildwerken zum Ausdruck gebrachten Ansichten der Vorväter Geltung haben müsste. Das Hinterfragen einer zeitgebundenen Darstellung und die kritische Auseinandersetzung mit ihrem Inhalt und ihrer Form sollten andere Wege finden als den Eingriff in die materielle Substanz.

Kompliziert wird die Frage des denkmalgerechten Umgangs freilich dann, wenn – wie im Falle des Kaiserbrunnens – bereits Jahrzehnte vorher ein wesentlicher Substanzverlust eingetreten ist und eine „restitutio in integrum“, also eine Wiederherstellung des Urzustandes, auf Schwierigkeiten stößt. Es besteht heute weitgehend Konsens darüber, dass man die historische Substanz soweit wie möglich erhält und Ergänzungen nur sehr behutsam vornimmt.

Die „Rote Wolke“ folgt diesem Grundsatz nicht, sie verändert die ursprüngliche, in sich geschlossene Aussage des Denkmals und lässt damit der Interpretation freien Lauf. Dass moderne Kunst nicht in jedem Fall selbsterklärend ist, sondern den mitdenkenden Betrachter voraussetzt, ist ihr gutes Recht.



Aber ist das auch *denkmalgerecht*? Möglicherweise hätte man ohne bedeutende Schwierigkeiten eine Replik der Kaiserbüste besorgen können, nicht um den alten Kaiser Wilhelm zu ehren, sondern um die Stimmigkeit des Gesamtkunstwerks wiederherzustellen.

Die jetzt gewählte Gestaltung könnte man, böse formuliert, mittelbar als Bestätigung des „Kaisersturzes“ von 1940 verstehen, was indes wohl kaum beabsichtigt war. Eine andere Erklärung könnte die sich heute den Blicken bietende leere rote Haube als wertenden Kommentar für das Kaiserreich einstufen, als Kritik am obrigkeitgläubigen Denken, am hierarchischen und noch wenig demokratischen Gesellschaftsverständnis oder symbolisch als verkörperte Hohlheit des Systems, zugespitzt als „unten Wilhelm, oben hohl“.

Ein weiterer denkbarer Erklärungsansatz wäre eine Interpretation nach antikem Muster als „Apotheose“ des Kaisers, eine eher unwahrscheinliche Deutung. Und gewiss zu hoch gegriffen wäre es auch, in der Wolke einen Anklang an den Himmelfahrtsbericht zu vermuten: „... und eine Wolke entzog ihn ihren Blicken“<sup>10</sup>.

Vielleicht kommt man der Realität ein wenig näher, wenn man das kontrastvolle neue Gesicht des Kaiserbrunnens als Metapher für die Brüche in unserer jüngeren Geschichte versteht; das ergäbe einen Sinn, freilich einen auf Kosten der Vorfahren, die im Kaiserbrunnen ein Denkmal sahen, das „einfach, doch in edler künstlerischer Form und als Schlußstein des gediegenen Werkes der Wasserleitung errichtet, in späteren Jahren noch Zeugniß ablegen wird von dem vaterländischen, deutschen Sinn der Bevölkerung“<sup>11</sup>.

Nicht zu bestreiten ist, dass ein ursprünglich eindeutiges, in sich stimmiges Erinnerungsmal in seiner gegenwärtigen Gestalt mehrdeutig geworden ist. Und



dazu fehlt ihm auch noch das konstitutive Element eines Brunnens, das Wasser. Fließendes Wasser war die Begründung für die Errichtung des Denkmals, und Wasser floss einst tatsächlich in die Brunnenschalen. Die beiden Delphine, seit der Antike Symbole des Wasserspendens, sind heute ohne Funktion. Die Begründung dafür will nicht recht einleuchten: „Da das Wasser bei der Optik des Brunnens eine untergeordnete Bedeutung hatte, wird am neuen

Heutige Ansicht (rechte Seite) auf das Denkmal und *Cloud One* von Osten sowie die Rückseite des Kaiserbrunnens (links) mit der Begründung für die Errichtung des Denkmals.

Fotos: Wolfgang Hilpert



Standort auf Wasser verzichtet. So soll auch verhindert werden, dass Kinder den Kreisverkehr queren, um am Wasser zu spielen.“<sup>12</sup> Eine Stadt, die ein Gewässer im Namen führt und eine weltberühmte Quelle zur touristischen Hauptattraktion erklärt, sollte einem Brunnendenkmal das Wasser nicht verweigern.

Doch sollen auch die positiven Seiten herausgestellt werden: Ein zum Glück gut verwahrter Schatz, der den Stadtbrand 1908, die Bombardierung 1945 und die späteren Modernisierungsabbrisse überstanden hat, ist an seinem jetzt dritten Standort an prominenter Stelle wieder aufgerichtet worden. Dem Kaiser fehlt zwar der Kopf und dem Brunnen das Wasser, aber Embleme und Inschriften sind erhalten geblieben, gegenüber früher über Kreuz gestellt, eine vertretbare Variante.

Und die „Rote Wolke“? Man hat sich daran gewöhnt und freut sich bei passendem Sonnenstand manchmal über ein schönes Rot.

Wandlungen eines Denkmals – „Denk mal!“

### Autor

WOLFGANG HILPERT, geboren 1938 in St. Blasien, studierte Geschichte, Latein und Geographie in Basel, Göttingen, München und Freiburg. Von 1965 bis 2002 war er Lehrer am Fürstenberg-Gymnasium Donaueschingen. Er war Vorsitzender der Abteilung Geschichte des „Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“ (1979–1999) und auch danach noch an der Veranstaltungsplanung sowie an der Neustrukturierung des Vereins und seiner Bestände beteiligt. Veröffentlichungen zur Geschichte des Baarvereins, der Museumsgesellschaft und des Fürstenberg-Gymnasiums, zur 1848er Revolution, C.B.A. Fickler und zu Magdalena von Engelberg.

### Anmerkungen

1 HERMANN GÖTZ lieferte später auch die Vorlage für das 1896 erstellte, heute nicht mehr existierende Kriegerdenkmal zu

Ehren der 81 Donaueschinger Teilnehmer am Krieg 1870/71 gegen Frankreich. Für beide Denkmalsentwürfe wurde Götz 1896 mit der Ehrenbürgerwürde der Stadt ausgezeichnet.

- 2 Rechenschafts-Bericht über den Gemeindehaushalt für das Jahr 1893 (nach Seite X).
- 3 Siehe Anm. 2.
- 4 Siehe Anm. 2.
- 5 Siehe Anm. 2.
- 6 Donaueschinger Wochenblatt (Nr. 97) vom 19. August 1893.
- 7 Schwarzwälder Tagblatt (Nr. 92) vom 19. April 1940.
- 8 Laut Aktenbemerkung im Stadtarchiv unter Reg.-Nr. 580.76 „Kaiserdenkmal“; als Quelle wird ein Bericht im Südkurier vom 1. September 1951 angegeben.
- 9 Artikel über PAUL SCHWER in Wikipedia.
- 10 Die Bibel: Apostelgeschichte Kapitel 1 Vers 9.
- 11 Rechenschafts-Bericht (wie Anm. 2, S. VI).
- 12 ERNST ZIMMERMANN (Südkurier vom 27. Juni 2009).

## Orte der Erinnerung an Karl Aloys Fürst zu Fürstenberg im Raum Stockach/Liptingen

von HANS-JOACHIM SCHUSTER

Im Schloss Donaueschingen begegnen Besucher zahlreichen Erinnerungsstücken an den Fürsten Karl Aloys zu Fürstenberg (1760–1799). Sie stoßen auf ein Porträt des in der Schlacht bei Stockach-Liptingen im März 1799 gefallenen Fürsten Karl Aloys in österreichischer Generalsuniform, auf seine Feldapothekes sowie das Pferdegeschirr und die Satteltasche des Fürsten. Besonders ins Auge fällt ein repräsentatives Gemälde der Schlacht von Stockach-Liptingen, das der Enkel von Karl Aloys, Fürst Karl Egon III., 1856 vom Münchner Maler Wilhelm Emele anfertigen ließ. Es zeigt den Fürsten Karl Aloys in dieser Schlacht inmitten des Kampfgetümmels, wie er gerade von einer Kartätschenkugel getroffen vom Pferde sinkt.<sup>1</sup> In den fürstenbergischen Sammlungen in Donaueschingen werden die Uniform des Feldmarschall-Leutnants Karl Aloys mit den Einschusslöchern und die Standartenstange des Fürsten der Öffentlichkeit präsentiert. Und in der fürstenbergischen Familiengruft in Neudingen erinnert eine Gedenktafel an der Außenwand der Gruftkapelle daran, dass „Carl Aloys Fürst zu Fürstenberg“ am „25ten Mertz 1799“ in der „siegreichen Schlacht von Liptingen“ fiel.

Karl Aloys Fürst zu Fürstenberg genießt offenbar einen hohen Stellenwert in der Erinnerungskultur des Hauses Fürstenberg. Aber nicht nur in der ehemals fürstenbergischen Residenzstadt Donaueschingen und im nahen Neudingen stößt man auf Exponate, die das Gedächtnis an ihn wachhalten. Auch im Raum Stockach-Liptingen, wo im März 1799 das kaiserlich österreichische Heer die französischen Truppen besiegen konnte und wo Karl Aloys als hoher Offizier in der Schlacht fiel, erinnern ein Denkmal auf dem Fürstebühl bei Liptingen, eine Hausinschrift in Stockach und die sogenannte „Fürstenberg-Buche“ am Rande des



Karl Aloys Fürst zu Fürstenberg. Gemälde im Schloss Donaueschingen. Foto: F.F. Archiv

Grauen Waldes zwischen Heudorf und Raithaslach an den Fürsten. Hierzu folgen später noch Ausführungen.

Wer war nun dieser Karl Aloys und warum kam, warum kommt ihm im Hause Fürstenberg und im Raum Liptingen-Stockach so viel Aufmerksamkeit zu? Karl Aloys wurde am 20. Juni 1760 in Prag als dritter Sohn des Fürsten Karl Egon I. aus der böhmischen Linie des Hauses Fürstenberg geboren. Die Fürstenberger besaßen damals umfangreiche Güter in Böhmen. Diese zu erben, darauf durfte aber Karl Aloys als nachgeborener Sohn nicht hoffen. Als solchem blieb ihm entweder die Militärlaufbahn, eine Karriere in der Verwaltung oder am Hofe oder ein Leben im geistlichen Stande. Karl Aloys schlug schon früh den Weg einer Karriere im Militärdienst ein.<sup>2</sup> Nach einer fundierten Ausbildung stieg er schnell auf der Laufbahn-Leiter nach oben. Im Mai 1788 stellte ihn Kaiser Joseph II. als Oberstleutnant an die Spitze eines Grenadierbataillons. Wenige Wochen später wurde er bereits zum Obersten befördert. Im Folgejahr zeichnete sich Karl Aloys bei der Belagerung Belgrads aus. Und 1790 stand er bereits im Range eines Generals. Im November 1790 heiratete er Maria Elisabeth von Thurn und Taxis. Aus dieser Ehe gingen fünf Kinder hervor.<sup>3</sup> Ab 1792 kämpfte Karl Aloys auf den Schlachtfeldern in Südwestdeutschland, vor allem am Oberrhein, gegen die vordringenden französischen Truppen.

Am 20. April 1792 hatte die französische Nationalversammlung Österreich den Krieg erklärt. Preußen schlug sich auf die Seite Österreichs. Nach der Hinrichtung des französischen Königs Ludwig XVI. am 21. Januar 1791 bildete sich eine Große Koalition zur Niederwerfung des revolutionären Frankreichs, der auch Spanien, Holland und England beitraten. Deshalb werden die ab 1792 geführten Kriege auch Koalitionskriege genannt. Im Jahr 1795 wurde Karl Aloys der Rang eines Feldmarschall-Leutnants der kaiserlich-königlichen (K.K.) Armee zuteil. Fürst Karl Aloys konnte ebenso wenig wie der Oberbefehlshaber der kaiserlich österreichischen Truppen, Erzherzog Karl, verhindern, dass die französischen Revolutionstruppen immer mehr die Oberhand bekamen. Der Erste Koalitionskrieg endete schließlich 1797 mit einer Niederlage Österreichs, das in den Frieden von Campo Formio einwilligen musste.

Dieser Frieden hielt aber nicht lange. Denn bereits am 2. März 1799 überschritt der französische Heerführer Jourdan ohne Kriegserklärung mit 46.000 Mann erneut den Rhein. Am 7. März stand Jourdan bereits bei Rottweil, am 8. März erreichten seine Vorhutten Geisingen und Spaichingen. Erst am 12. März erklärte Österreich Frankreich den Krieg, womit der Zweite Koalitionskrieg (1799–1801) formell eröffnet war.

Der kaiserlich österreichische Oberbefehlshaber Erzherzog Karl stellte sich mit seinem Heer, in dem Karl Aloys Fürst zu Fürstenberg eine führende Rolle innehatte, den vorrückenden Franzosen entgegen. Am 21. März gelang es Erzherzog Karl bei Ostrach die Franzosen zu schlagen. Karl Aloys zu Fürstenberg sicherte dabei die rechte Flanke des Hauptangriffs. Nach der verlorenen Schlacht bei Ostrach zog sich der französische Befehlshaber Jourdan auf die Linie Singen



Ein Ausschnitt der im Wiener Kriegsarchiv erhaltenen kartographischen Darstellung der Schlacht bei Stockach-Liptingen. Auf dieser nach Westen ausgerichteten Karte (Westen ist oben) bezeichnet der hinzugefügte rote Punkt rechts oben oberhalb von "Neuhaus" den Standort des Fürstenbühls. Der rote Punkt links unten markiert die ungefähre Stelle, an der Fürst Karl Aloys vermutlich fiel, und wo heute noch die Gedenkbuche steht. Kartengrundlage: Kriegsarchiv Wien, Kartensammlung

– Engen – Emmingen – Tuttlingen zurück. Die Österreicher rückten nach. Sie besetzten unter anderem Neuhausen und Liptingen und rückten bis Wahlwies und zur Nellenburg vor. Jourdan massierte am 24. März seine Kräfte auf seinem linken Flügel bei Liptingen. Hier standen am Morgen des 25. März nun den rund 12.000 Österreichern etwa 20.000 Franzosen gegenüber. Die österreichischen Truppen mussten sich vor diesem überlegenen Gegner aus Liptingen zurückziehen, in Richtung des Grauen Walds.

Der Graue Wald war und ist auch heute immer noch ein großes Waldgebiet zwischen Raithaslach, Heudorf und den sogenannten Schweingrubenhöfen. Hier gelang es den österreichischen Einheiten unter den Feldmarschall-Leutnanten Petrasch und Fürst Karl Aloys die in Richtung Stockach vordringenden Franzosen zu stoppen. Im Grauen Wald wogte das Kampfgeschehen hin und her. Bei diesen erbitterten und heftigen Waldgefechten fiel Karl Aloys an der Spitze seiner Truppen von Kartätschenkugeln getroffen. Erzherzog Karl schickte weitere Grenadierbataillone von Stockach her in den Grauen Wald zur Unterstützung. Es gelang ihm nun, die Franzosen bis über das sogenannte „Neuhaus“ (der heutige Gasthof Schuhfranz) hinaus zurückzudrängen. Der Versuch der Franzosen, mit einem Kavallerieangriff zwischen Liptingen und Neuhaus noch einmal das Blatt zu wenden, scheiterte. Jourdan musste sich nach dieser Niederlage in der Schlacht bei Liptingen-Stockach über den Schwarzwald an den Oberrhein zurückziehen.<sup>4</sup>

Unmittelbar nach dem Tode von Fürst Karl Aloys im Grauen Wald trugen acht Soldaten seinen Leichnam auf ihren Gewehren nach Stockach, wo er in der heutigen Oberen Apotheke aufgebahrt wurde.

Über sein „heldenhaftes“ Auftreten in der „siegreichen Schlacht“ bei Liptingen-Stockach hinaus kam Karl Aloys auch familiengeschichtlich eine wichtige Rolle zu. Nach einer Reihe von Todesfällen in der böhmischen Linie der Fürstenberger anno 1799 wurde Karl Egon, der 1796 geborene Sohn des Fürsten Karl Aloys Erbe der böhmischen Güter des Hauses Fürstenberg. Darüber hinaus verstarb anno 1804 auch der in Donaueschingen residierende Reichsfürst Karl Joachim kinderlos. Erbe der Güter der schwäbischen Linie des Hauses Fürstenberg wurde wiederum der Sohn des Fürsten Karl Aloys, Karl Egon. Der 1760 geborene und 1799 gefallene Karl Aloys aus der böhmischen Linie sicherte also über seine Nachkommenschaft den Fortbestand des fürstenbergischen Gesamthauses. Karl Egon wurde somit zum Stammvater der heutigen fürstlichen Linie des Hauses Fürstenberg.<sup>5</sup>

Bereits 1799/1800 entstand in der Fürstenfamilie eine Diskussion zu der Frage eines Denkmals für den gefallenen Karl Aloys. Sowohl seine Witwe als auch der Donaueschinger Fürst Karl Joachim schlugen ein Denkmal auf dem Schlachtplatz vor. Im Jahr 1802 stellte man allerdings die Pläne für ein Monument auf dem Schlachtfeld zurück. Man entschied sich für ein Denkmal auf dem Stockacher Friedhof. Realisiert wurde eine über 10 Fuß hohe Pyramide aus Backstein mit einer roten Sandsteinplatte. Als 1839 der Stockacher Friedhof verlegt wurde, machte sich das Haus Fürstenberg Gedanken, die Gebeine von Karl Aloys ent-

weder nach Heiligenberg zu überführen, wo die Witwe von Karl Aloys, Elisabeth, bestattet worden war, oder nach Neudingen in die Familiengruft.<sup>6</sup>

Auf dem Schlachtfeld sollte ein Denkmal errichtet werden. Als Standort wurde eine kleine Erhebung in unmittelbarer Nähe von Neuhaus vorgesehen. Man hielt diesen Platz für den Ort, wo Karl Aloys am 25. März 1799 gefallen war. Das Fürstenhaus kaufte deshalb anno 1839 dieses Gelände, das fortan im Volksmund als „Fürstenbühl“ bezeichnet wurde.<sup>7</sup> Allerdings war Karl Aloys nicht hier Opfer der verlustreichen Kämpfe geworden, sondern etwa vier Kilometer weiter südöstlich im Grauen Wald, nicht weit entfernt von der Straße Tuttlingen – Stockach, der heutigen Bundesstraße B 14. Der Liptinger Pfarrer Benedikt Sohm schreibt in seinem Bericht zur Schlacht, dass Karl Aloys „auf der Chaussee zwischen Liptingen und Raithaslach“ gefallen sei.<sup>8</sup> Karl Aloys fiel am 25. März zwischen 11 Uhr und 12 Uhr. Zu diesem Zeitpunkt stand das Kampfgeschehen im Grauen Wald auf dem Höhepunkt. Erst am späteren Nachmittag verlagerte sich das Schlachtgetümmel auf den Fürstenbühl in dem relativ offenen und ebenen Gelände zwischen Neuhaus und dem Ort Liptingen.

Die Pläne zur Überführung der sterblichen Überreste und der Errichtung eines Denkmals kamen 1839 jedoch vorerst nicht zur Ausführung. Fürst Karl Egon II. scheute sich davor, die ewige Ruhe seines Vaters zu stören.



Der 1857 errichtete Gedenkplatz auf dem Fürstenbühl bei Liptingen.

Fotos: Hans-Joachim Schuster



Fürst Karl Egon III. griff dann fast zwei Jahrzehnte später die Pläne zur Errichtung eines Denkmals auf dem käuflich erworbenen Gelände, dem Fürstenbühl, wieder auf. Der Konstanzer Bildhauer Egger schuf in seinem Auftrag ein vier Meter hohes Gedenkkreuz aus Sandstein mit der Inschrift „Im Kampfe für das deutsche Vaterland fand hier den Tod Carl Joseph Aloys Fürst von Fürstenberg K. K. Feldmarschall Lieutenant am 25ten März 1799. Er ruhe in Frieden!“ Das Gedenkkreuz wurde mit einem schmiedeeisernen Zaun umfriedet. Laut Inschrift am Sockel ließ Karl Egon IV. Fürst zu Fürstenberg im Jahre 1894 das Kreuz restaurieren. Und 1990 folgte eine weitere Renovierung durch die Fürstlich Fürstenbergische Füsiliergarde.<sup>9</sup> Ein zweiter Entwurf des Direktors des in fürstenbergischer Regie betriebenen Hüttenwerks in Zizenhausen, der einen Engel und eine Überdachung vorsah, die der Turmspitze einer gotischen Kathedrale ähnelte, kam nicht zum Zuge.<sup>10</sup>

Die Gedenkstätte auf dem Fürstenbühl war am 26. März 1899 Standort einer großen 100-Jahr-Gedenkfeier. Am Gedenkkreuz wurden Kränze niedergelegt und patriotische Reden gehalten. Der Militärverein Liptingen umrahmte die Feier, die nationalistisch gefärbt und von vaterländischer Rhetorik geprägt war. Man brachte Hochs auf den deutschen Kaiser und auf den badischen Großherzog aus und sang Lieder wie „Die Wacht am Rhein“.<sup>11</sup> Hundert Jahre später, anno 1999, ging es bei den Gedenkfeierlichkeiten dann deutlich weniger patriotisch zu. Mit einem Festgottesdienst in der Liptinger Pfarrkirche, einer Geschichtsausstellung zur Schlacht und mit Vorträgen gedachte man der Schlacht bei Liptingen-Stockach und ihrer Folgen und arbeitete die Thematik historisch-wissenschaftlich auf. Am Gedenkkreuz auf dem Fürstenbühl legten am 21. März 1999 der Bürgermeister von Emmingen-Liptingen, Joachim Löffler, und der frühere F.F. Archivar Georg Goerlipp im Namen des Hauses Fürstenberg Kränze nieder.

Wie schon erwähnt, handelt es sich beim Fürstenbühl nicht um den Ort, wo Karl Aloys Fürst zu Fürstenberg am 25. März 1799 in der Schlacht fiel. Der Maler Wilhelm Emele ging 1856, als er das repräsentative Schlachtengemälde für das Fürstenhaus schuf, noch von der Annahme aus, dass Fürst Karl Aloys in der Nähe von Neuhaus, etwa zwei Kilometer östlich von Liptingen, im Kampfe umgekommen sei. Auf seiner imposanten Schlachtendarstellung ist nämlich im Hintergrund der Turm der Liptinger Pfarrkirche zu sehen. Dieser ist zwar von Neuhaus aus gut zu erblicken, aufgrund der Topografie und der dazwischen liegenden

Tafel an der sogenannten „Jägerbuche“ oder „Fürstenberg-Buche“ (Abbildung rechte Seite) zwischen Heudorf und Raithaslach.







Inschrift am Gedenkkreuz auf dem Fürstenbühl.

größeren Waldgebiete keinesfalls vom rund sechs Kilometer Luftlinie entfernten Grauen Wald. Dass dort – rund vier Kilometer südöstlich des Fürstenbühls – Karl Aloys im Kampf gegen die französischen Truppen gefallen war und eben nicht beim Neuhaus oder beim Fürstenbühl, da waren sich die Historiker schon 1899 einig.<sup>12</sup>

Im Grauen Wald hält eine weitere kleine Gedenkstätte, ein „Naturdenkmal“, den Tod von Fürst Karl Aloys anno 1799 in Erinnerung. Etwa 500 Meter westlich des Schweingrubenhofs und südlich der heutigen Bundesstraße B 14 – anno 1799 die Chaussee von Tuttlingen nach Stockach – stößt der Wanderer auf eine mächtige, über 100 Jahre alte Buche. An ihr angebracht ist ein hölzernes Schild mit folgendem Text: „Jägerbuche – hier fiel am 25.3.1799 K. A. Fürst v. Fürstenberg“. Der Standort dieser Buche – heute am Rande des Gräflich Douglas'schen Waldes (Langenstein) und an der Gemarkungsgrenze Heudorf/Münchhölz gelegen, nicht weit von der Bundesstraße B 14 entfernt – könnte nach den Schlachtendarstellungen und den vorhandenen Karten zur Schlacht im Kriegsarchiv Wien<sup>13</sup> tatsächlich der ungefähre Standort gewesen sein, wo Fürst Karl Aloys beim Versuch, die vordringenden Franzosen aufzuhalten und zurückzuschlagen, an der Spitze seiner Truppen starb. Es gibt aber auch die Annahme, dass Fürst Karl Aloys auf der anderen Seite der „Chaussee“, in dem nördlich der Straße gelegenen Walddistrikt „Glashütter Hau“, gefallen sei.<sup>14</sup> Der genaue

Standort des Todes von Karl Aloys im Grauen Wald kann bis heute nicht endgültig und sicher bestimmt werden.

Nach dem Tod des Fürsten war es nur dem beherzten Zupacken eines Fähnrichs der kaiserlich österreichischen Armee zu verdanken, dass die Leiche des Fürsten nicht in die Hand der erneut vorrückenden Franzosen fiel.<sup>15</sup> Es kam nach dem Tode des Fürsten nämlich zu einem weiteren Rückzug der kaiserlich österreichischen Truppen in die Tiefe des Grauen Waldes. Dies lässt den Platz, wo die „Jägerbuche“ oder „Fürstenberg-Buche“ steht, als ungefähren Standort des Todes von Karl Aloys als plausibel erscheinen.

Ein weiterer Gedenkort an Karl Aloys Fürst zu Fürstenberg befindet sich in Stockach. An der Oberen Apotheke in der Hauptstraße erzählt eine Hausinschrift davon, dass hier Feldmarschall-Lieutenant Karl Aloys zu Fürstenberg unmittelbar nach seinem Tode am 25. März 1799 aufgebahrt wurde: „In diesem Hause lag bis zu seiner Beisetzung aufgebahrt Generalleutnant Fürst Aloys von Fürstenberg. Als Held gefallen bei Stockach am 25. März 1799.“ Anschließend bestattete man Karl Aloys auf dem alten Friedhof unterhalb der Stockacher Stadtkirche. Im Jahr 1856 ließ das Fürstenhaus die sterblichen Überreste von Karl Aloys dann in die Fürstengruft Maria Hof bei Neudingen überführen.

An die Schlacht bei Liptingen-Stockach erinnern noch zwei weitere Klein Denkmale in der Region Stockach/Liptingen. Auf dem Loretto-Friedhof in Stockach steht der Grabstein für Oberst Prinz Wilhelm Ludwig von Anhalt-Bernburg-Schaumburg. Er fiel als Offizier des Infanterieregiments „Kaiser“ zwischen Emmingen und Liptingen bereits am 24. März.<sup>16</sup> Zwischen Tuttlingen und dem Altental stößt der Wanderer im Wald auf einen großen Findling mit einer metallenen Gedenktafel und der Inschrift „Rotmändlergrab aus der Schlacht bei



Hausinschrift an der „Oberen Apotheke“ in Stockach.

Liptingen 1799, Frankreich – Österreich. 1969 Schwäbischer Albverein“. Hier handelt es sich um das Grab eines unbekanntes Soldaten, eines „Rotmäntlers“. Rotmäntler wurden von den Zeitgenossen aufgrund ihrer Uniform bestimmte Einheiten des kaiserlich österreichischen Heeres genannt. Vermutlich handelte es sich hier um einen Angehörigen eines Grenz-Freikorps aus dem donauschwäbisch-slawonischen Gebiet.<sup>17</sup>

Im Mittelpunkt der Erinnerungskultur an die Schlacht bei Liptingen-Stockach 1799 steht zweifelsohne aber das Gedenken an den Fürsten Karl Aloys zu Fürstenberg. Zum einen war er der ranghöchste Gefallene dieser Schlacht, an der auf beiden Seiten rund 100.000 Soldaten teilnahmen. Zum anderen entstammte Karl Aloys einem der bedeutendsten Fürstenhäuser im südwestdeutschen Raum. Und zum dritten sorgte Karl Aloys familiengeschichtlich mit seinen Nachkommen für den Fortbestand des fürstenbergischen Gesamthauses.

### Autor

DR. HANS-JOACHIM SCHUSTER studierte Geschichte und Politikwissenschaften und wurde im Fach Geschichte promoviert. Seit 1992 ist er Kreisarchivar des Landkreises Tuttlingen. Schwerpunkte seiner Forschung sind die Lokal- und Regionalgeschichte.

### Anmerkungen

- 1 ANDREAS WILTS: Fürst Karl Aloys zu Fürstenberg. K.K. Feldmarschalleutnant. In: Schlacht bei Liptingen 1799. Gedenkschrift herausgegeben von der Gemeinde Emmingen-Liptingen durch Hans-Joachim Schuster 1999 (S. 42–62, hier S. 56 f.).
- 2 Zur Biografie von Fürst Karl Aloys von Fürstenberg siehe Anm. 1 (S. 43 ff.).
- 3 Siehe Anm. 1 (S. 48 ff.).
- 4 Zum Verlauf der Schlacht siehe HANS-JOACHIM SCHUSTER: Liptingen und die Schlacht 1799. In: Gedenkschrift (wie Anm. 1, S. 10 ff.). – HEINRICH BÜCHELER: Die Schlacht von Liptingen und Stockach am Ostermontag, 25. März 1799 – Vorgeschichte, Verlauf, Folgen. In: Gedenkschrift (wie Anm. 1, S. 23 ff.). – J. B. TRENKLE: Die Liptinger Schlacht, kurz geschildert von einem Augenzeugen. In: Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde in Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften (ZGGF) Band 1 (1867–1869), S. 165–178.

- 5 WILTS (wie Anm. 1, S. 57).
- 6 WILTS (wie Anm. 1, S. 60–62).
- 7 Gemeindearchiv Liptingen, A 400, Errichtung eines Monuments für den in der Schlacht bei Liptingen gefallenen Fürsten Karl Aloys von Fürstenberg.
- 8 Pfarrchronik, siehe hierzu ERWIN ULMER: Pfarrer Sohm und sein Bericht zur Schlacht. In: Gedenkschrift (wie Anm. 1, S. 40). – ALFRED EBLE: Liptingen. Geschichte eines nellenburgischen Dorfs. Singen 1968, (S. 21 ff.).
- 9 Kreisarchiv Tuttlingen, Unterlagen zur Kleindenkmalerfassung im Landkreis Tuttlingen. Ordner Liptingen, 2004.
- 10 WILTS (wie Anm. 1, S. 62).
- 11 Gemeindearchiv Liptingen, A 886.
- 12 Siehe hierzu GEORG TUMBÜLT: Karl Aloys Fürst zu Fürstenberg, K.K. Feldmarschall-Lieutenant 1760–1799. Ein Gedenkblatt zur hundertjährigen Wiederkehr des Tages seines Heldentodes, Tübingen 1899 (S. 35 f.). – Siehe auch HANS WAGNER: Aus Stockachs Vergangenheit. Konstanz 1967, (S. 258 f.) und WILTS (wie Anm. 1, S. 54–56).
- 13 Kriegsarchiv Wien, Kartensammlung und Bestand Alte Feldakten.
- 14 Siehe TUMBÜLT (wie Anm. 12, S. 36).
- 15 Siehe WILTS (wie Anm. 1, S. 56).
- 16 Siehe ULMER (wie Anm. 8, S. 40).
- 17 Siehe ROLAND KESSINGER: Wer waren die Rotmäntler? Anmerkungen zum Rotmäntlergrab beim Altental. In: Tuttlinger Heimatblätter 1999 (S. 77–84).

## Ein Gedenkstein in Blumberg für den vom Blitz erschlagenen Naturforscher Theodor Bühler-Lindenmeyer aus Basel

VON STEFAN LIMBERGER-ANDRIS

Wanderern, die entlang des Schluchtensteigs bei Blumberg am oberen Ende des schmalen Fußpfades stehen, der zu den Schleifenbachwasserfällen hinabführt, mag ein Granitblock auffallen, grob behauen, in dem eine kupferne Tafel eingelassen ist: „Theodor Bühler, Apotheker von Basel, wurde am 29. Juni 1899 hier vom Blitz erschlagen“. Wer war dieser Theodor Bühler und wer hat ihm diesen Gedenkstein gesetzt?

Es war wohl einer jener schwülen Tage, an denen sich am späten Vormittag vom Schwarzwald her die ersten Wolken auftürmen und so ein drohendes „Donnerwetter“ anzeigen. Der Himmel ist dann bleigrau gezeichnet und die hellrötlich schimmernden Wolken nehmen verschwommene Konturen an. Theodor Bühler-Lindenmeyer, der viele geologische und zoologische Exkursionen unternahm, war an jenem Donnerstag im Juni 1899 zusammen mit seinem Jugendfreund Ernst Georg Kürz am Rande des Dorfes Blumberg unterwegs. Möglich, dass sie die Überreste der Burg Blumberg anschauen wollten, um dann noch einen Abstecher zu den Schleifenbachwasserfällen zu unternehmen. Zu welcher Stunde die beiden das Plateau der ehemaligen Burg erreichten, ist nicht überliefert.

Historischen Wetteraufzeichnungen ist zu entnehmen, das an jenem Tag die Sonne im Alpenvorland 14,3 Stunden schien, die Durchschnittstemperatur bei 22,4 Grad und das Tagesminimum bei 9,7 Grad lag<sup>1</sup>. In Karlsruhe schien die Sonne 18,8 Stunden, die Durchschnittstemperatur lag bei 21,4 Grad und das Temperaturminimum bei 13,5 Grad. Im Alpenvorland gingen 22,2 Liter Regen pro Quadratmeter nieder, in Karlsruhe 4,1 Liter. Über ein starkes Unwetter an jenem Tag wird aus den etwa 90 Kilometer entfernten, nördlich des Zürichsees gelegenen Dörfern Bubikon und Wolfhausen berichtet:

*Am 29. Juni 1899 überfuhr ein Gewitter das Oberland. In einzelnen Häusern sollen elektrische Entladungen Feuergarben ausgelöst haben. Viele Leute wurden in ihren Wohnungen fast zu Boden geworfen. Sie verspürten ein Jucken und Prickeln in ihren Gliedern...<sup>2</sup>*

Wahrscheinlich erreichte das aufziehende Gewitter Blumberg erst am Nachmittag. Bühler-Lindenmeyer und Kürz wurden vom Blitz niedergestreckt. Kürz überlebte und fand, als er wieder zu sich gekommen war, den Körper von Bühler-Lindenmeyer tot neben sich liegen<sup>3</sup>.

## Ein Gedenkstein



Der Gedenkstein an Theodor Bühler-Lindenmeyer oberhalb der Schleifenbachwasserfälle in der Zweiten Etappe des Schluchtensteigs bei Blumberg. Fotos: Stefan Limberger-Andris

Theodor Bühler-Lindenmeyer kam am 18. August 1859 in Saint-Imier im Berner Jura zur Welt<sup>4</sup>. Nach Gymnasium und einer Apothekerlehre in Bern bei Alexander Wildbolz<sup>5</sup> arbeitete er in Neuenburg (Neuchâtel), Metzingen und Bad Kissingen. Danach studierte er Naturwissenschaften in Freiburg, wo er in die Burschenschaft Alemannia aufgenommen wurde, sowie in Straßburg, bevor er 1885 in Berlin sein pharmazeutisches Staatsexamen ablegte. Kurz darauf kam er nach Basel, in die Heimatstadt seiner Mutter, und kaufte dort die Hagenbach'sche Apotheke. Im gleichen Jahr trat er der Naturforschenden Gesellschaft in Basel bei, der er bis zu seinem Tod 1899 angehörte.<sup>6</sup> Bühler war seit 1889 verheiratet mit Maria Lindenmeyer und führte seitdem den Namen Bühler-Lindenmeyer. Aus der Ehe gingen vier Kinder hervor.

Vermutlich während seiner Studienzeit in Freiburg in Breisgau lernte er seinen Exkursionsgefährten, den gleichaltrigen Ernst Georg Kürz (1859–1937) kennen. Der in späteren Jahren als Großherzoglicher Bezirksarzt zu Wolfach im Kinzigtal tätige Kürz hatte wenige Jahre zuvor ein Buch über den aus Villingen stammenden Arzt Georg Pictorius<sup>7</sup> veröffentlicht sowie in den Schriften der Baar eine deutsche Übersetzung des Bienenbüchleins<sup>8</sup> von Pictorius (erstmal 1563 als *De apibus methodo*).

Neben seiner Tätigkeit in der Apotheke war Bühler-Lindenmeyer Geschworener für den Kanton Basel-Stadt im Kreis Petersquartier<sup>9</sup>. Vor allem aber war er ein leidenschaftlicher Vogelkundler und Naturforscher. Im Naturhistorischen Museum Basel hat sich sein *Katalog der Schweizerischen Vogelfauna*<sup>10</sup> von 1895 erhalten. In verschiedenen Funktionen war er für die Basler Sektion der Ornithologischen Gesellschaft tätig und kurzzeitig auch Präsident der Schweizerischen Ornithologischen Gesellschaft. In der Naturforschenden Gesellschaft Basel galt er als einer der „thätigsten Mitglieder“. 1898 war ihm das Vizepräsidium der Gesellschaft übertragen worden und für die Zeit von 1900 bis 1902 war er bereits als Präsident vorgesehen<sup>11</sup>. Der Schweizerische Apothekerverein hatte ihn zudem mit dem Präsidium seiner für 1900 geplanten Versammlung beehrt. Der ausführliche Nachruf in den „Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel“ fasst seine breiten wissenschaftlichen Interessen zusammen:

*Mit Th. Bühler ist eine aufstrebende und vielverheissende Kraft der schweizerischen Naturforschung allzufrüh entrissen worden. Neben seinem Berufe suchte und fand der Entschlafene mannigfache Gelegenheit zur Vervollkommnung seiner akademischen Studien auf naturwissenschaftlichem Gebiete. Er war ein eifriger Teilnehmer an den geologischen Exkursionen von Herrn Prof. C. Schmidt und an den zoologischen von Herrn Prof. Zschokke, er verschmähte es nicht, noch in den letzten Jahren Kollegien zu besuchen, legte mannigfache und musterhaft geordnete Sammlungen von Fossilien, Conchylien, Pflanzen, Skeletten, Vögeln, Eiern und Nestern an. Ihnen widmete er in gründliche Selbstbelehrung vertieft manche freie Stunde. Darin unterstützte ihn eine wohlgepflegte Bibliothek. Die modernen Sprachen be-*



*herrschend, hatte er sich erst neuerdings noch dem Studium des Griechischen zugewandt. Als Spezialität kultivierte er die Ornithologie und seine meisten Arbeiten bewegten sich auf diesem Gebiete.*<sup>12</sup>

Wem dieser Gedenkort dort oberhalb der Schleifenbachwasserfälle gewidmet ist, konnte in diesem Beitrag geklärt werden. Unklar aber muss vorläufig bleiben, wann der Stein dort aufgestellt wurde und wer die Einrichtung dieses Gedenkortes veranlasst hat.

### Autor

STEFAN LIMBERGER-ANDRIS, geboren 1964 in Donaueschingen, absolvierte ein Studium der Forstwissenschaften in Freiburg mit dem Staatsexamen für den höheren Dienst in der Forstverwaltung. Er lebt in Friedenweiler-Rötenbach (Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald) und arbeitet derzeit als Redakteur.

### Anmerkungen

- 1 Die historischen Wetterdaten sind der website des Unternehmens *wetterzentrale.de* entnommen.
- 2 MAX BÜHRER, KURT SCHMID, JAKOB ZOLLINGER: Bubikon – Wolfhausen. Zwei Dörfer – eine Gemeinde. Herausgeber: Gemeinde Bubikon 1981 (Band 1, S. 4).
- 3 RUDOLF BURCKHARDT: Nachruf auf Theodor Bühler-Lindenmeyer. In: Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel. Zwölfter Band. Mit 7 Tafeln. Basel 1900 (S. 201) – online unter <https://archive.org/details/verhandlungender1900natu>.
- 4 FRANÇOIS LEDERMANN (Hg.): Festschrift zum 150-jährigen Bestehen des Schweizerischen Apothekervereins. Historisches Lexikon der Schweiz, Band 2, 1993 (S. 814).
- 5 Karl Rudolf Alexander Wildbolz (1825–1879) war seit 1863 Mitglied der Bernerischen Naturforschenden Gesellschaft, siehe Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern 1868 (Heft 654–683). Wildbolz bildete Gehilfen auch

aus Württemberg aus, die Bühler möglicherweise kennenlernte. Siehe „Die württembergischen Apothekergehilfen und Apotheker in Bern von 1870 bis 1883 in chronologischer Reihenfolge“ (S. 88).

- 6 RUDOLF BURCKHARDT (siehe Anm. 3).
- 7 ERNST GEORG KÜRZ: Georgius Pictorius von Villingen. Ein Arzt des 16. Jahrhunderts und seine Wissenschaft. Verlag Mohr. Freiburg im Breisgau/Leipzig 1895.
- 8 ERNST GEORG KÜRZ: Das Bienenbüchlein des Georg Pictorius von Villingen. In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 9 (1896) S. 137–175.
- 9 Schweizerisches Bundesarchiv: Bundesblatt, 1894, Band 2, Heft 17: Verzeichnis der eidgenössischen Geschwornen für die Amtsperiode 1894 bis 1899 (S. 45).
- 10 FRANÇOIS LEDERMANN: Artikel Theodor Bühler [-Lindenmeyer]. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Band 2. Basel 2003 (S. 814) ([www.bls-dbs-dss.ch/textes/d/D42551.php](http://www.bls-dbs-dss.ch/textes/d/D42551.php)). Auch die ornithologische Sammlung Bühler-Lindenmeyers ging nach seinem Tod an das Naturhistorische Museum Basel. Siehe LUDWIG GEBHARDT: Die Ornithologen Mitteleuropas. Gießen 1964 (S. 22). Hinweis dazu in CHRISTOPH FRIEDRICH: Apotheker als kundige Sammler. In: Pharmazeutische Zeitung 42 (2001) – online unter: [pharmazeutische-zeitung.de](http://pharmazeutische-zeitung.de).
- 11 Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel, Band 12. Basel 1900 (S. 201) – online unter: <https://archive.org/details/verhandlungender1900natu>.
- 12 Siehe Anmerkung 11.

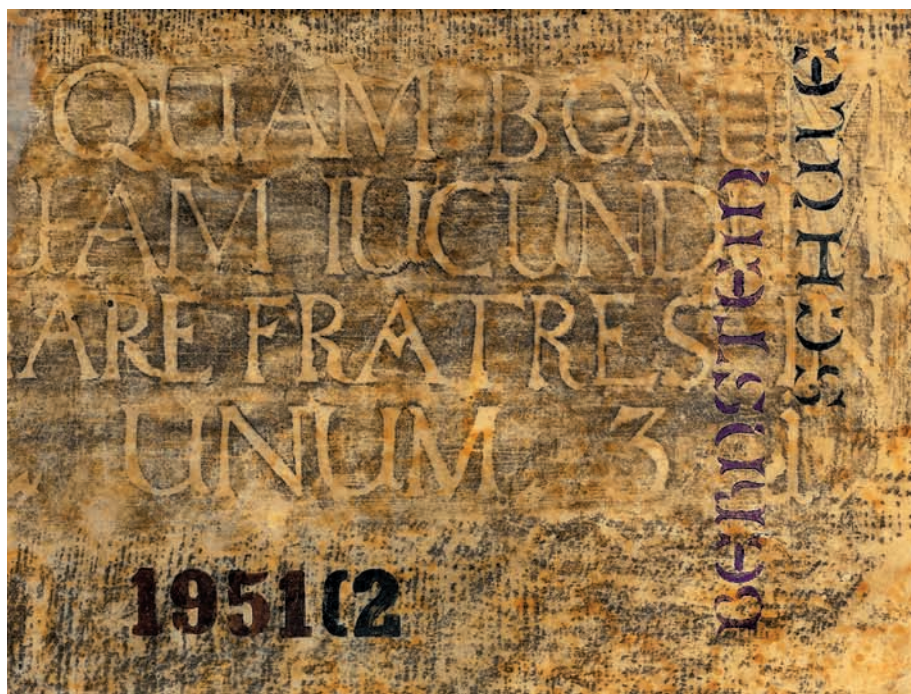
## Das Hofgut Bernstein – ein Erinnerungsort am Rande der Schwäbischen Alb

von BERNHARD RÜTH

Vor drei Jahren tauchte im Auktionshandel ein unscheinbares Kunstwerk auf, das ein bezeichnendes Schlaglicht auf einen bedeutsamen Erinnerungsort im Gebiet des Landkreises Rottweil wirft. Vom Auktionshaus Van Ham in Köln wurden am 2. Dezember 2011 über 200 Arbeiten des Holzschneiders HAP Grieshaber (1909–1981) aus der Sammlung seiner Lebensgefährtin Margarete Hannsmann versteigert. Darunter war eine Frottage, die im Zusammenhang mit Grieshabers Lehrtätigkeit an der sogenannten Bernsteinschule entstanden ist.<sup>1</sup>

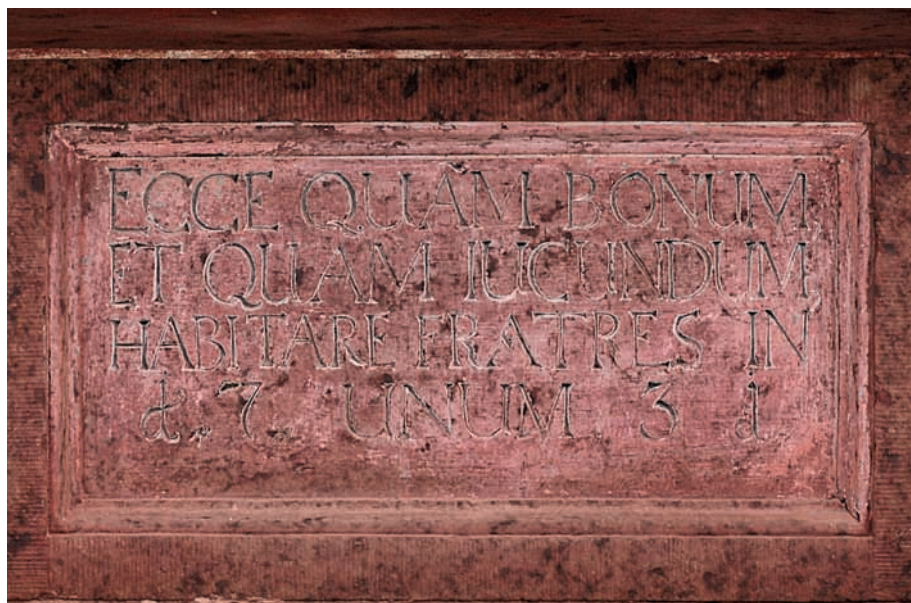
Dieser Grieshaber-Fundus aus dem Nachlass der Lyrikerin Margarete Hannsmann war ursprünglich für das Kunstmuseum Stuttgart bestimmt, und so trägt das Passepartout der Frottage den Eigentumsvermerk der Galerie der Stadt Stuttgart. Auf Umwegen gelangte das Geschichtszeugnis in das Archiv des Landkreises Rottweil, der die Erinnerung an die Bernsteinschule als Keimzelle der modernen Kunst in der Nachkriegszeit wachhält.<sup>2</sup> Es erinnert auf signifikante Weise an die Nutzung des Hofguts Bernstein bei Sulz am Neckar als Standort einer Kunstschule im Zeitraum 1946–1955 und zugleich an die einstige Zweckbestimmung der vormaligen Klause der Franziskaner-Terziaren. Die Frottage ergänzt die in der Kreis-Kunstsammlung und im Kreisarchiv zusammengetragenen Kunstwerke und Zeitzeugnisse aus dem Umkreis der Bernsteinschule, die in Auswahl in der Galerie Schloss Glatt ausgestellt sind.<sup>3</sup>

Die aus Grieshabers Besitz in den Hannsmann'schen Nachlass gelangte Frottage beschwört auf traditionsbewusste Weise die Geschichte des Kunstschul-Standorts Bernstein. Auf dünnem Velinpapier ist mittels Abriebtechnik ein Ausschnitt aus einer in Sandstein gehauenen Inschrift wiedergegeben, die über dem Portal zum Konventsgebäude der ehemaligen Klause der Franziskaner-Terziaren angebracht ist. Zu lesen sind die lateinischen Worte „QUAM BONUM / [Q]UAM IUCUNDUM / [HABI]TARE FRATRES IN / UNUM“ und die (Jahres-) Zahl 31. Zu dem abgeriebenen Ausschnitt aus der Inschrift sind mittels Schablonen das Wort „BERNSTEINSCHULE“ und die Jahreszahl „1951“ mit dem Zusatz „(2“ hinzugefügt. Die Frottage ist – ungeachtet des bescheidenen Zuschnitts – in Margot Fürsts Katalog der Grieshaber-Plakate als eigenständiges Werk des Holzschneiders aufgeführt.<sup>4</sup> Möglicherweise handelt es sich um ein im Rahmen der Lehrtätigkeit – eventuell unter Mitwirkung von Schülern – geschaffenes Anschauungsobjekt zur Drucktechnik der Frottage, die um 1925 von Max Ernst für die Kunstwelt neu entdeckt worden war. Jedenfalls kommt dem



HAP Grieshaber, Frottage aus der Bernstein-Zeit, 1951. Kreisarchiv Rottweil.

Foto: HP Kammerer/Kreisarchiv Rottweil. © VG Bild-Kunst, Bonn 2015



Inschrift über dem Portal des Klostergebäudes in Bernstein. Foto: HP Kammerer/Kreisarchiv Rottweil

„Plakat“ Zeichencharakter zu; es steht für das Bildungsexperiment der Bernsteinschule in der Ära Grieshaber.

Bei dem lateinischen Text handelt es sich um den ersten Vers von Psalm 132 (133) in der Vulgata-Fassung: „Ecce quam bonum et quam iucundum habitare fratres in unum“ – „Seht doch, wie gut und schön ist es, wenn Brüder miteinander in Eintracht wohnen“. Mit diesem Psalmenvers nimmt die Inschrift – und mit ihr die Frottage – Bezug auf das für die klösterliche Gemeinschaft konstitutive Grundprinzip der brüderlichen Eintracht. Die Jahreszahl 1731 verweist auf die Bauzeit des Konventsgebäudes.<sup>5</sup>

### Das Hofgut Bernstein als Erinnerungsort

Im nordöstlichen Winkel des Landkreises Rottweil liegt auf dem Gebiet der Stadt Sulz am Neckar das Hofgut Bernstein. Über Jahrhunderte hinweg gingen von Bernstein weitreichende Impulse aus, die – im wörtlichen wie im übertragenen Sinne – zur Kultivierung des Landes beitrugen. Mit seiner wechselvollen Geschichte ist der von Mythen umrankte, weltabgeschiedene Ort ein Kristallisationspunkt kollektiver Erinnerung.<sup>6</sup> Der Gebäudekomplex, seit 1977 eingetragenes Kulturdenkmal, geht auf die ehemalige Klausur der Franziskaner-Terziären zurück.

Für die Kulturszene in der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg war und ist der Standort der legendären Bernsteinschule von identitätsstiftender Bedeutung. Namhafte Künstler – wie der in Hüfingen und Donaueschingen ansässige Maler Professor Emil Kiess oder der in Tuttlingen beheimatete Bildhauer Roland



Das Hofgut Bernstein in den 1950er-Jahren.  
Ansichtskarte. Foto: Kreisarchiv Rottweil

Bernstein, ehemalige Klosterkirche.  
Foto: Bernhard Rüth / Kreisarchiv Rottweil

Martin – verdanken der von Paul Kälberer begründeten und von Hans Pfeiffer, Riccarda Gohr(-Grieshaber) und HAP Grieshaber weitergeführten Kunstschule am Rande der Schwäbischen Alb die Einführung in die Grundlagen der bildenden Kunst.

### Das Bruderhaus

Das Erscheinungsbild des Erinnerungsortes Bernstein ist geprägt durch die 450-jährige Geschichte des gleichnamigen Klosters.<sup>7</sup> Das geistliche Institut, das vor 1361 gegründet und 1806 aufgehoben wurde, war kein Mönchskloster im eigentlichen Sinne, sondern eine Gemeinschaft von Laienbrüdern.

Die Anfänge Bernsteins liegen im Dunkeln. Ins Licht der Geschichte tritt Bernstein mit der Stiftung des Bruderhauses im Jahr 1361. Nach Ausweis der Stiftungsurkunde überließ Hermann [V.] von Ow zu Hirrlingen zusammen mit seinen Söhnen das Waldstück namens „Bernstein“ samt bebautem Grund und Hofstatt „den erberen gaistisch bruedern, bruoder Uelin, bruoder Aberli und den andren, die jetzt da sesshaft sint in demselben walt“, und ihren Nachfolgern, soweit diese „ain goetlich erber leben“ führten.<sup>8</sup> Zuvor hatten Kunz, Hermann und Heinz Zimmerer von Hammetweil ihr „holtz, daz man nennet Bernstain“, an Hermann von Ow verkauft.<sup>9</sup> Bei dieser Gelegenheit fand der Ort zum ersten Mal Erwähnung. Auf Bitten des Stifters übereigneten Abt Eberhard und der Konvent der Reichenau als Lehensherren der Bruderschaft zu Bernstein die dortige Hofstatt mit Haus, Hofreite und zugehörigem Wald.

Die Brüdergemeinschaft folgte anfangs keiner bestimmten Regel. An der Wende zum 16. Jahrhundert wurde sie in den regulierten Dritten Orden des heiligen Franziskus eingebunden. Die Zugehörigkeit zum Franziskanerorden – und die Zugehörigkeit zur Grafschaft Hohenberg und damit zu Schwäbisch-Österreich bzw. Vorderösterreich – sicherten der Klause den Fortbestand – jedenfalls bis zur Säkularisation.

In der Klause führten bis zu zwölf „Waldbrüder“ unter einem gewählten Vorsteher, dem „Altvater“, ein beschauliches Leben in Arbeit und Gebet. Die Klause, der es an Grundbesitz mangelte, entwickelte sich zu einem landwirtschaftlichen und gewerblichen Musterbetrieb.<sup>10</sup>

Im frühen 19. Jahrhundert wurde die Klause der Franziskaner-Terziären aufgelöst. Nach dem Übergang der ehemaligen Grafschaft Hohenberg von Österreich an Württemberg erschien die von Carl Friedrich Dizinger angeführte „Kloster-Aufhebungs-Commission“ in Bernstein, um das geistliche Institut zu säkularisieren und dessen Vermögen zu beschlagnahmen. Der Landeskommissar fand einen florierenden Wirtschaftsbetrieb vor. Er setzte sich beim Innenministerium für dessen Fortbestand „gleichsam als Musterschule für die Gewerbe und Landwirtschaft für die dortige Gegend“ ein – ohne Erfolg.<sup>11</sup> Die Klause wurde aufgehoben; der Altvater und die acht Brüder wurden abgefunden und anderweitig beschäftigt.

Das in Staatsbesitz übergegangene Anwesen wurde als Meierei – ursprünglich mit Gastwirtschaft, Brauerei, Brennerei und Ziegelei – an Landwirte verpachtet. Ab 1891 wurde Bernstein von den Pächtern der Staatsdomäne Kirchberg mitbewirtschaftet. In der Zeit des Dritten Reichs richtete man in der inzwischen verwahrlosten Anlage ein Landjahrlager für Knaben ein.<sup>12</sup>

Im Jahr 1946 wurde in der ehemaligen Klosteranlage die private Kunstschule begründet, deren Erfolgsgeschichte untrennbar mit dem Hofgut verbunden ist. Das Bildungsinstitut wurde 1955 aufgehoben. Seit 1976 befindet sich das landwirtschaftliche Anwesen in Privatbesitz. Die Eigentümerfamilie bietet Einzelpersonen und Gruppen Ferien auf dem Bauernhof.

Von der mittelalterlichen Klosteranlage ist so gut wie nichts geblieben. In die Frühzeit des Bruderhauses geht allenfalls der 1620 neu gefasste Tropfbrunnen zurück, der 1448 vom Priester Konrad Kaiser „erbeten“ worden war.<sup>13</sup> Die Klausen, die zur Pfarrei Heiligenzimmern gehörte, verfügte spätestens seit 1370 über ein Gotteshaus. Die spätbarocke Anlage, die sich im Kern bis heute erhalten hat, ist in den Jahren 1728 bis 1733 entstanden. Im Auftrag des Konvents wurden Klostergebäude und Klosterkirche vom Maurer- und Steinmetzmeister Joseph [L.] Feu(e)stein aus Rottweil errichtet.<sup>14</sup> Dem aus Vorarlberg stammenden Baumeister wurde für den Kirchenbau nach Ausweis der Klosterchronik folgende Entlohnung in Aussicht gestellt:

*So ist dan dem Maisster vor die Arbaith [...] von dem lobl[ichen] Convent versprochen wordten an Geltt namblichen 800 fl. Desgleichen soll dem Maister gegeben werdten 16 Fiertel Bihrenschnitz und 16 Fiertel Epfelschnitz und 6 guethe Köß, wie mans pflegt zue haben, und eine H. Meß zue leßen und ein Maß Wachholdergaist.<sup>15</sup>*

Das Konventsgebäude und die Klosterkirche bilden einen rechtwinkligen Baukomplex. Das auf der Bergseite zweigeschossige, auf der Talseite dreigeschossige Konventsgebäude, das 36 Meter in der Länge und 17 Meter in der Breite misst, lehnt sich behäbig in Nord-Süd-Richtung an den ansteigenden Hang. Trotz der Schlichtheit darf der Bau ob seiner Proportionen als „hervorragend gelungenes Werk“ gelten.<sup>16</sup> Im Norden schließt sich – mit einem geländebedingten Rücksprung – die Klosterkirche an; sie misst 24,40 Meter in der Länge und 10,48 Meter in der Breite. Im Osten ragen das Langhaus und der in drei Seiten des Achtecks schließende Chor über den Klostertrakt heraus. In ihrer Schlichtheit ist die Klosterkirche dem Stil der (älteren) Vorarlberger Bauschule verpflichtet, ohne im Grund- und Aufriss das sogenannte Vorarlberger Münsterschema zu wiederholen.

Der Kirchenraum misst im Inneren 22,30 Meter auf 9,40 Meter bei einer Höhe von 11,50 Metern. Er gliedert sich in Langhaus und Chor; beide sind von gleicher Breite. Das dreijochige Schiff mit Empore ist von Nahtgewölben, der Chor von einem Stichkappengewölbe überspannt. Die Decke überzieht weißer Stuck in pflanzlichen Formen. Von Medaillons umrahmte Fresken setzen farbige Akzente. Das Bildprogramm ist auf das Patrozinium und die Ordenszu-



gehörigkeit abgestimmt: Im Chor steht die Heilige Familie mit Johannes dem Täufer im Mittelpunkt, umgeben von Szenen aus dem Leben Johannes des Täufers. Im Langhaus nimmt die Vision von Portiuncula das Zentrum ein; darum gruppieren sich die vier Evangelisten und acht Heilige, besonders des Franziskanerordens.

Die mobile Ausstattung ist verloren. Durch Kauf gelangten die „in einfachem Zopfstile“ gehaltenen Altäre mit weiteren Einrichtungsgegenständen in die Pfarrkirche Bochingen. Dort musste das Ensemble nach und nach dem gewandelten Zeitgeschmack weichen. Geblieben sind die beiden Seitenaltäre, „Meisterwerke der Intarsienkunst“ mit Blättern von Franz Sebald Unterberger.<sup>17</sup>

Auf einer um 1770 geschaffenen Prozessionsfahne mit Darstellungen des heiligen Urban und des heiligen Wendelin findet sich eine ebenso aufschlussreiche wie eindrucksvolle Ansicht des Klosters Bernstein.<sup>18</sup> Zu erkennen sind das Hauptgebäude mit der Kirche, der Garten und eine Reihe von Nebengebäuden sowie der von einem Häuschen bekrönte Weinberg. Das Kloster Bernstein erscheint als idyllisches Ensemble aus Architektur und gestalteter Landschaft: ein barockes Arkadien.

### Die Kunstschule

In seiner Weltabgeschiedenheit eignete sich das Hofgut Bernstein nach der „Stunde Null“ als Rückzugsraum für den kulturellen Wiederaufbau. Die Bernsteinschule, die von 1946 bis 1955 existierte, steht exemplarisch für den künstlerischen Aufbruch der Nachkriegszeit. In der Zeit der französischen Besatzung diente die private Kunstschule dem Land Württemberg-Hohenzollern als Akademie-Ersatz.<sup>19</sup>

In den neun Jahren seines Bestehens entwickelte sich das Ausbildungsinstitut zu einem Kristallisationspunkt der zeitgenössischen Kunst. Von Bernstein gingen in den 1950er-Jahren weitreichende Impulse aus, die in der württembergischen und deutschen Kunstszene Akzente gesetzt haben. Insofern gebührt der Bernsteinschule, deren Leistungen in den 1990er-Jahren in verschiedenen Ausstellungen gewürdigt wurden, ein Ehrenplatz in der Kunstgeschichte Baden-Württembergs.

Gründer der Bernsteinschule war der Maler und Grafiker Paul Kälberer (1896–1974). Er zählt zu den herausragenden Künstlerpersönlichkeiten, die den Kulturraum zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb nachhaltig geprägt haben. Im Jahr 1926 hatte sich Paul Kälberer nach Abschluss seiner Ausbildung an der Kunstakademie in Stuttgart im oberen Neckarraum niedergelassen. Von seinem Wohnsitz Glatt aus entfaltete er als Künstler wie als Kunstorganisator über Jahrzehnte hinweg eine intensive Tätigkeit, die weit über die Grenzen der

Abbildung linke Seite: Prozessionsfahne mit Darstellung des heiligen Urban und Ansicht des Klosters Bernstein, um 1770. Kunstsammlung des Landkreises Rottweil/Galerie Schloss Glatt.

Foto: BBK Kunst- und Architekturdokumentation, Rottweil/Kreisarchiv Rottweil

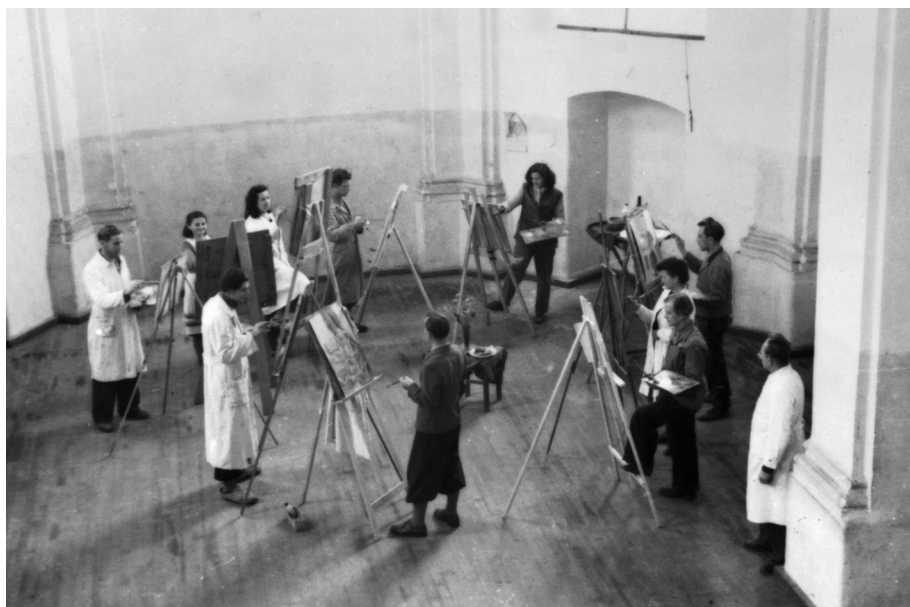


Region hinaus ausstrahlte. Kälberers künstlerisches Schaffen steht im Zeichen der Neuen Sachlichkeit; seine idealistische Bildwelt trägt neuromantisches Gepräge.<sup>20</sup> Mit dem Bildhauer und Maler Hans Ludwig Pfeiffer (1903–1999) gewann Paul Kälberer einen Mitstreiter, der sich zur Seele des Bernstein-Unternehmens entwickelte.<sup>21</sup>

Die Bernsteinschule hat während ihrer neunjährigen Geschichte verschiedene Metamorphosen durchlaufen – von der Malschule zur Künstlerkolonie und zum Kunstforum. Unter der Leitung Kälberers und Pfeiffers verstand sich die „Arbeitsgruppe für bildende Kunst“ – so lautete anfangs der offizielle Name der Kunstschule – als Bildungseinrichtung. Den Mitgliedern der Arbeitsgruppe wurden in Anlehnung an akademische Gepflogenheiten künstlerische Grundkenntnisse und Grundfertigkeiten vermittelt; den Orientierungsrahmen bildete der Formenschatz der gegenständlichen Kunst.<sup>22</sup>

In den Jahren 1951/52 gestaltete der Maler und Grafiker HAP Grieshaber den Schulbetrieb um. Unter seiner Leitung entwickelte sich die Kunstschule, die nun kurz und bündig „Bernsteinschule“ genannt wurde, zu einem Atelier-Netzwerk, das sich als „Forum der Avantgarde“ verstand. Die „Bernsteiner“ orientierten sich fortan an der Gegenwartskunst; sie erkundeten die Grenzen der Figuration.<sup>23</sup>

Während seiner Lehrtätigkeit auf dem Bernstein stand HAP Grieshaber auf dem Zenit seines künstlerischen Schaffens. Seine Holzschnitte aus der Bernstein-Zeit sind eigenständige Bilder, die gleichrangig neben zeitgenössischen Werken



Die „Arbeitsgruppe für bildende Kunst“ beim Malunterricht im Chor der ehemaligen Klosterkirche in Bernstein, 1948 (rechts vorn: Hans Ludwig Pfeiffer). Foto: Kreisarchiv Rottweil



HAP Grieshaber: Malbrief (an Dr. Wilhelm Boeck) mit Selbstbildnis und Ansicht des Hofguts Bernstein, 23. März 1954. Kreisarchiv Rottweil/Galerie Schloss Glatt.

Foto: Rainer Pohler / Kreisarchiv Rottweil. © VG Bild-Kunst, Bonn 2015

der Malerei stehen.<sup>24</sup> In Auseinandersetzung mit den Abstraktionstendenzen der Zeit entwickelte er seine expressive Bildsprache souverän weiter und wurde dadurch zum Wegbereiter einer zeitgemäßen gegenständlichen Kunst.

Nach kurzer Zeit zog sich der charismatische Künstler wieder vom Bernstein zurück. Vielleicht waren es die Querelen um den Kurs der Bernsteinschule, die ihm den Standort verleideten.<sup>25</sup> Immerhin hat er in einem an seinen Mentor Dr. Wilhelm Boeck gerichteten Malbrief vom 23. März 1954 sich und den Bernstein im Bild festgehalten.<sup>26</sup>

An der Bernsteinschule wurden im Zeitraum 1946 bis 1952 rund 60 angehende Künstler und Künstlerinnen ausgebildet.<sup>27</sup> Zu den namhaften Absolventen zählen Franz Bucher (1928–1995), Kurt Frank (1926–1995), Hans Peter Hoch (1924–2011), Herbert W. Kapitzki (1925–2005), Emil Kiess (geb. 1930), Roland Martin (geb. 1927), Lothar Quinte (1923–2000) sowie Heinz Schanz (1927–2003) und Winand Victor (1918–2014).

Für die Gemeinschaft der „Bernsteiner“ blieb das idyllisch gelegene ehemalige Kloster in der schwäbischen Provinz ein von Nostalgie verklärter Fluchtpunkt der Erinnerung. Noch im Abstand von drei Jahrzehnten fanden sich viele Bernsteiner zu gemeinsamen Ausstellungen zusammen.<sup>28</sup> Manche Bernsteiner haben in ihrem Kunstschaffen dem einstigen Schul-Standort ein Denkmal gesetzt.

### Mythos Bernstein

In nostalgischer Rückschau auf die (zweite) Gründerzeit der modernen Kunst nach 1945 wurde die Bernsteinschule zum Mythos verklärt. Der Bernstein-Mythos verbindet sich insbesondere mit dem Wirken des Künstlers HAP Grieshaber an der Bernsteinschule (1951/52).<sup>29</sup>

Aufgrund seiner charismatischen Persönlichkeit wurde der „Holzschneider von der Achalm“ – Grieshaber wohnte seit 1947 bei Eningen unter Achalm nahe Reutlingen – schon zu Lebzeiten zur Künstlerlegende. „Ein Mythos, eine Institution, gleichermaßen für professionelle Meisterschaft, Engagement, Gewissen, kauzige Originalität und Naturlyrik gut, ganz zu schweigen von dem Segen für den Ladentisch.“<sup>30</sup> Von der mythischen Aura Grieshabers profitierte auch der Bernstein. Die Bernsteinschule erscheint in den Glanz des Grieshaber’schen Kunstschaffens getaucht.

Seit jeher hat sich der Freundeskreis HAP Grieshabers der Bernstein-Tradition angenommen. Vor allen anderen hielt der „Bernstein-Dichter“ Ludwig Greve als berufener Interpret die Erinnerung an das Bildungsexperiment in dessen zweiter, der Grieshaber’schen Phase wach.<sup>31</sup> In seinem 1961 veröffentlichten Essay *Sichtbarer Untergrund* ordnete er das Bernstein-Experiment in die Leistungsbilanz HAP Grieshabers und seiner Freunde ein.<sup>32</sup> Im Jahr 1984 rekapitulierte er die Geschichte der Bernsteinschule aus der Perspektive des Grieshaber-Kreises.<sup>33</sup> Man darf dem Autor attestieren, dass er im zweiten Anlauf um historische Objektivität bemüht war. Bis heute sind Greves Darstellungen – ungeachtet des perspektivisch verengten Blickwinkels – für die an der Künstlerpersönlichkeit Grieshabers orientierte Bernstein-Forschung grundlegend geblieben.

Noch wirkmächtiger sind die Bernstein-Reminiszenzen in den autobiografischen Werken des Schriftstellers Peter Härtling. In Härtlings 1990 erschienenem Roman *Herzwand* findet sich, verwoben in die Erzählung von Härtlings Begegnung mit den „Bernsteinern“ Ludwig Greve, Max und Margot Fürst und Erich Kruse, das „Märchen vom Bernstein“. Im Märchen wird der verwunschene Ort, an den sich der Leser mit dem Autor versetzt sieht, eingeführt – gleichsam als Zauberschloss der Kunstgeister.

*Es war einmal: ein Maler, der seine Erfahrung weitergeben wollte, kein berühmter Maler, aber einer, der nicht wie viele andere, nachdem Hitler besiegt war, alles zu vergessen suchte und nur noch auf Ruhm und Erfolg erpicht war.*

*Er fand einen Ort, an dem sich verwirklichen ließ, wovon er träumte. Ein ehemaliges Kloster, das von einem Bauern bewirtschaftet wurde, in dem aber die meisten ehemaligen Zellen leer standen, ausgehöhlt und angefressen von der Witterung der Jahreszeiten. Das schreckte ihn nicht. Im Gegenteil. Er nahm sich des weitläufigen Baus hoch oben auf der Schwäbischen Alb an, wärmte die Zellen auf mit Zuversicht, machte sie bewohnbar, und kaum hatte er den Namen des alten Baus ins Land gerufen, zog er junge Leute an, Maler, Bildhauer, Fotografen.*

*Bernstein! Sie folgten dem Ruf, planten, lernten sich in nachtlangen Gesprächen kennen, hörten auf ihren Meister, widersprachen ihm und waren alle des festen Glaubens, daß sie auf dem Bernstein so lange leben und arbeiten könnten, bis sie fähig waren, die Welt unten umzukrempeln.*

Im weiteren Verlauf lässt der Erzähler einen jungen Holzschneider auftreten, der, von der schönen und klugen Tochter des Malers auf den Bernstein geholt, den „alten Meister“ unversehens vom Bernstein verdrängt.

*Jetzt stand der Holzschneider der Menschen- und Artistenschule vor. Die Kunst werde erst dann wahr, wenn sie sich Tyrannei und Torheit, Macht-hunger und Habsucht widersetze. Das spielte, malte und sprach er in Gleichnissen, lud Musiker und Komödianten ein. Eine Zeitlang wohnte ein berühmter Musiker auf der Höhe einiger zusammengeschobener Schränke, hing den Gedanken seiner vorletzten und letzten Liebe nach und erfand das schöne Lied von der Treue, die ein Jäger aus seinem Horn bläst.*

Unvermittelt bricht das Märchen vom Bernstein ab. Mit dem Autor macht sich der Leser auf den Weg zum Ort des Geschehens, der sich durchaus märchenhaft gibt. Der Ich-Erzähler zeigt sich vom Bernstein-Zauber beeindruckt. Und doch entschließt er sich, nicht in das „verrottete Märchen“ einzusteigen.<sup>34</sup>

Wie der ganze Roman, so ist auch die Bernstein-Episode realitätshaltige Fik-tion. Die Erzählung stützt sich auf die Erinnerung; das Wissen um den Bernstein stammt zum Teil aus dritter Hand. Die Realität ist – der Gattung entsprechend – literarisch überhöht. „Alle, an die ich mich in diesem Buch erinnere, habe ich in ihrer Wirklichkeit erfunden.“<sup>35</sup>

Es war Anfang März 1953, als der 19-jährige Peter Härtling, der eben erste literarische Gehversuche unternommen hatte, vom Grieshaber-Freund Fritz Ruoff ermuntert, probeweise „auf den Bernstein“ kam. Zu dieser Zeit war in Bernstein der Schulbetrieb bereits eingestellt. Seit der Jahreswende 1952/53 hatte sich „der Bernstein“ von einer Kunstschule zu einer Begegnungsstätte von Künstlern und Literaten gewandelt. Als Platzhalter fungierten der Tischler Max Fürst und seine Frau Margot, der Bildhauer Erich Kruse und der Schriftsteller Ludwig Greve.<sup>36</sup> Der junge Besucher registrierte, dass er in dieser verschworenen Gemeinschaft fehl am Platze war. „Hier wollten sie, unter Anleitung von Grieshaber, ein haltbares Luftschloß bauen.“<sup>37</sup> Nach wenigen Tagen verließ Peter Härtling den Bernstein. Im Abstand von 37 Jahren setzte der arrivierte Schriftsteller dem Bernstein schließlich ein literarisches Denkmal.<sup>38</sup>

In seinen 2003 veröffentlichten „Erinnerungen“, die unter dem Motto *Leben lernen* stehen, ging Peter Härtling nochmals auf seine Visite auf dem Bernstein ein. Dabei setzte er die Akzente anders als zuvor im autobiografischen Roman *Herzwand*. Die Bernsteinschule erscheint ein Stück weit entmythologisiert – als „eine reale Utopie“. HAP Grieshaber habe „die wenigen noch

HAP Grieshaber:  
Totenengel, 1951,  
Splitt-Mosaik in der  
Gruft der Klosterkirche  
Bernstein.

Foto: BBK Kunst- und  
Architekturdokumentation,  
Rottweil / Kreisarchiv  
Rottweil.  
© VG Bild-Kunst,  
Bonn 2015



vorhandenen ‚Studenten‘ mit seinen Visionen und einem wunderbar pathetischen Programm“ überrumpelt. „Dass dieser hochgemute Ton auf die Dauer nicht halten konnte, war allerdings jedem klar.“ Angesichts der morbiden Stimmung in dieser zur Auflösung verurteilten Begegnungsstätte wird dem Leser Härtlings abrupte „Flucht vom Bernstein“ verständlich.<sup>39</sup>

Insgesamt gesehen lassen die literarischen Reflexe – neben Ludwig Greve und Peter Härtling ist auch Helmut Heißenbüttel unter die „Panegyriker“ der Bernsteinschule zu zählen – die Faszination erahnen, die vom Bernstein als Forum der Avantgarde ausging.<sup>40</sup>

Wie die Geschichte der Bernsteinschule, so knüpft auch der Bernstein-Mythos an die Geschichte der Franziskaner-Terziarenklause an. Für die Bewohner und Besucher der Kunstschule war der Genius loci des Waldbruderhauses allgegenwärtig.

Von HAP Grieshaber wurde die „Historizität“ des Ortes bewusst aufgenommen und künstlerisch umgesetzt. In einem Akt des Totengedenkens machte er sich die klösterliche Tradition auf symbolträchtige Weise zu eigen. In der Gruft unter dem Chor der Klosterkirche hat Grieshaber ein Zeichen gesetzt. An der Westwand findet sich ein vom Bernstein-Lehrer gestaltetes Splitt-Mosaik: der Totenengel (oder Todesengel).<sup>41</sup>

Im Rückblick auf seine Ankunft in dem einstigen Waldbruderhaus berichtet Ludwig Greve von der Entstehung des Totenengels:

*An diesem Morgen [dem Morgen nach Greves erster Nacht in Bernstein im Frühsommer 1952], nun unter hoher Sonne, führte er [Grieshaber, kurz Gries genannt] uns zu der Grabkammer der früheren Waldbrüder, die in der dem Kloster zugewandten Außenseite der Kirche lag. Sie war erbrochen worden, erzählte er; die Schädel lagen auf dem Boden herum, als sei mit ihnen Allotria getrieben worden. Er hatte sie wieder bestattet. Mit den Schottersteinen, die in Haufen am Straßenrand lagen, setzte er ihnen dann ein spätes Denkmal, das Mosaik eines Engels, unbeholfen in seinen Flügeln gefangen wie Baudelaires Albatros, der in Trauer und Zorn die Toten schützt; auch unsere Toten. Wir standen in der dunklen Kammer davor.*<sup>42</sup>

Mit dieser Kunstaktion schuf Grieshaber einen „Erinnerungsort im Erinnerungsort“ und zugleich einen Gedenkort, an dem sich die zum Mythos verdichtete Historie des Waldbruderhauses und der Kunstschule in Bernstein manifestiert. Auf diese Weise leistete er einen konstruktiven Beitrag zur Verankerung des Bernstein-Mythos im kulturellen Gedächtnis der Nachwelt.

Auf der gleichen Linie liegt die Gestaltung der Frottage mit dem Psalmen-Zitat, von der eingangs die Rede war. Auf exemplarische Weise geben beide Vorgänge Einblick in die Werkstatt der Erinnerungskultur.<sup>43</sup>

### Autor

BERNHARD RÜTH, geboren 1955 in Heidenheim an der Brenz; 1975–1980 Studium der Fächer Germanistik und Geschichte an den Universitäten Stuttgart, Zürich und Tübingen; 1980–1985 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Technischen Universität Braunschweig; Ausbildung für den höheren Archivdienst; seit 1989 Kreisarchivar des Landkreises Rottweil; Kreisarchivdirektor, Leiter des Bereichs Archiv – Kultur – Tourismus im

Landratsamt Rottweil und der Galerie Schloss Glatt; Veröffentlichungen zur allgemeinen Geschichte, zur Geschichte des Landkreises Rottweil und seiner Gemeinden, zur Kunstgeschichte und zur Volkskunde.

Bernhard Rüth  
Landratsamt Rottweil  
Bereich Archiv, Kultur, Tourismus  
Königstraße 36  
78628 Rottweil  
bernhard.rueth@landkreis-rottweil.de

### Anmerkungen

- 1 Im Auktionskatalog ist das Kunstwerk unter der Lot-Nummer 1002 abgebildet und beschrieben. Van Ham. 306. Auktion. HAP Grieshaber. Sammlung Margarete Hannsmann. 2. Dezember 2011, Köln 2011, S. 5.
- 2 Zugangsnummer 2012/7. – Das Kunstwerk wurde dem Landkreis Rottweil dankenswerterweise von einem sachkundigen Kunstsammler überlassen.
- 3 Vgl. BERNHARD RÜTH: Galerie Schloss Glatt. Führer durch die Dauerausstellung, Sulz a. N. 2005.
- 4 FRIEDRICH PFÄFFLIN/MARGOT FUERST: Grieshaber. Die Plakate 1934–1979, Stuttgart 1979, S. 19 (Katalog-Nr. 23). Vgl. auch HAP Grieshaber. Das Plakatwerk, hrsg. vom Städtischen Kunstmuseum Spendhaus Reutlingen, Reutlingen 1999 (Bestandskataloge des Städtischen Kunstmuseums Spendhaus Reutlingen, Bd. 4), S. 81 (nicht in der Sammlung vorhanden). – Das restaurierte Blatt misst 37,3 x 48,8 Zentimeter.
- 5 Der Dichter E. T. A. Hoffmann hat in seinen „Lebens-Ansichten des Katers Murr“ dem Psalmenvers zu literarisch-musikalischen Ehren verholfen („Katzburschenlied“). E. T. A. HOFFMANN: Lebens-Ansichten des Katers Murr. Werke 1820–1821, hrsg. von HARTMUT STEINECKE, Frankfurt a. M. 1992 (Sämtliche Werke, Bd. 5), S. 266–268.
- 6 Zum Konzept der „Erinnerungsorte“ vgl. ETIENNE FRANÇOIS/HAGEN SCHULZE: Einleitung, in: Deutsche Erinnerungsorte I, hrsg. von ETIENNE FRANÇOIS und HAGEN SCHULZE, München 2001 (2009), S. 9–24, besonders S. 15–18; REINHOLD WEBER/PETER STEINBACH/HANS-GEORG WEHLING: Baden-württembergische Erinnerungsorte, in: Baden-württembergische Erinnerungsorte, hrsg. von REINHOLD WEBER, PETER STEINBACH und HANS-GEORG WEHLING, Stuttgart 2012, S. 17–29, hier S. 18–21.
- 7 Zur Geschichte des „Klosters“ Bernstein: JOSEPH GIEFEL: Das Waldbruderhaus Bernstein, OA. Sulz, in: Diözesanarchiv von Schwaben 13 (1895), S. 38–43 und 56–63; MAX HEINRICHSPERGER: Bernstein, Franziskaner-Terziarbrüder, in: *Alemania Franciscana antiqua* 16 (1971), S. 93–138; BERNHARD RÜTH: Bernstein. Vom Kloster zum Hofgut, in: Kälberer in Bernstein. Festschrift zur Wiedereinweihung der ehemaligen Klosterkirche in Bernstein, hrsg. von BERNHARD RÜTH, Sulz a. N. 1992, S. 5–13; BERNHARD RÜTH: Bernstein. Vom Kloster zum Hofgut, in: Chronik des Klosters Bernstein, bearb. von CASIMIR BUMILLER, hrsg. von BERNHARD RÜTH, Konstanz/Eggingen 2003 (*Documenta suevica*), S. 262/263–284 (mit weiteren Literaturangaben). Vgl. FRANZ XAVER HODLER: Geschichte des Oberamts Haigerloch, hrsg. von NIKOLAUS MÜLLER, Hechingen 1928, S. 274–277; Der Landkreis Rottweil, bearb. von der Abteilung Landesforschung und Landesbeschreibung in der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Rottweil, 2. Aufl. Ostfildern 2004, Bd. 2, S. 252f. (HOLGER STARZMANN); Württembergisches Klosterbuch. Klöster, Stifte und Ordensgemeinschaften von den Anfängen bis in die Gegenwart, hrsg. von WOLFGANG ZIMMERMANN und NICOLE PRIESCHING, Ostfildern 2003, S. 188f. (HANS PETER MÜLLER).
- 8 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, B 370, U 2; ebd., H 14, Bd. 24f, S. 105–107.
- 9 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, B 370, U 1; ebd., H 14, Bd. 24f, S. 109–111.
- 10 Das Kloster war im weiten Umkreis für seine Ziegelei berühmt. Die sog. Feierabendziegel, die Bernsteins „redendes Wappen“ zeigen, sind bis heute als Sammlerstücke begehrt. Vgl. Barock in Baden-Württemberg. Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Französischen Revolution, hrsg. vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Bd. 1, Karlsruhe 1981, S. 625f.; Alte Klöster. Neue Herren. Die Säkularisation im deutschen Südwesten, Ausstellungskatalog, hrsg. von VOLKER HIMMELEIN, Ostfildern 2003, S. 397.
- 11 CARL FRIEDRICH DIZINGER: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte Deutschlands, vornämlich aber Würtembergs und dessen Verfassung, Tl. 1, Tübingen 1833, S. 155f. (Zitat: S. 156).
- 12 Vgl. ERDMUTE KEWITZ: Bernstein im Kreis Horb. Vom Kloster zum Hof, Wissenschaftliche Hausarbeit, Stuttgart 1966, S. 36–59.
- 13 Nach einer fragmentarisch erhaltenen Inschrift.
- 14 Der aus Voralberg stammende Baumeister ist auch der Schöpfer der spätbarocken

- Klosteranlage im benachbarten Kirchberg. – Zur Person: ALBERT PFEFFER: Der Baumeister Josef Feurstein und die Ruhe-Christi-Kirche in Rottweil, in: Rottweiler Geschichts- und Altertumsverein e. V. Festschrift zum 100jährigen Bestehen des Vereins 1831–1931, Rottweil 1931, S. 109–124, hier S. 120–122; FRANZ BETZ: Reichsstift Rottenmünster und Rottweiler Barock, Rottweil 1966, S. 33f.; NORBERT LIEB: Die Vorarlberger Barockbaumeister, 3., völlig Neubearb. und erw. Aufl. München/Zürich 1976, S. 91.
- 15 Chronik des Klosters Bernstein, 2003 (wie Anm. 7), S. 222.
- 16 PFEFFER, 1931 (wie Anm. 14), S. 121.
- 17 Vgl. F[RANZ] S. DREHER: Geschichte der Pfarrei und Gemeinde Bochingen, Stuttgart 1897, S. 3f.
- 18 Die Prozessionsfahne stammt vermutlich aus dem Kloster Bernstein. Aus dem Besitz der Kirchengemeinde Herrenzimmern gelangte sie in den Kunsthandel; sie wurde schließlich vom Landkreis Rottweil erworben. Das „Fahnenbild“ mit der Ansicht des Klosters Bernstein ist in der Galerie Schloss Glatt ausgestellt. Vgl. Die Kunstdenkmäler Hohenzollerns, hrsg. von WALTHER GENZMER, Bd. 1, bearb. von FRIEDRICH HOSSFELD und HANS VOGEL, Hechingen 1939, S. 206; Hohenzollern in alten Ansichten, hrsg. von MAX SCHEFOLD, Konstanz/Lindau/Stuttgart 1963, S. 87; Kunst im Kreis. Die Kunstsammlung des Landkreises Rottweil, Bestandskatalog, bearb. von RAINER POHLER und BERNHARD RÜTH, hrsg. vom Landkreis Rottweil, Rottweil 2003, S. 38f. und 262.
- 19 Zur Geschichte der Bernsteinschule: BERNHARD RÜTH: Akademie-Provisorium im provisorischen Staat. Die Kunstschule in Bernstein (1946–1955), in: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 34 (1998), S. 61–78; BERNHARD RÜTH: Eine „Kunstakademie“ am oberen Neckar. Paul Kälberer und die Bernsteinschule, in: Der obere Neckar. Bilder einer Landschaft, hrsg. von STEFAN BORCHARDT und BERNHARD RÜTH, Stuttgart 2011, S. 44/45–51 (mit weiterer Literatur).
- 20 Vgl. LUDWIG DIETZ: Paul Kälberer in den Jahren 1926 bis 1938, in: Paul Kälberer. Ein Maler und Radierer der Neuen Sachlichkeit, hrsg. von LUDWIG DIETZ und HANS-DIETER MÜCK, Stuttgart 1989, S. 9–24; LUDWIG DIETZ: Paul Kälberer als neusachlicher Maler, in: Paul Kälberer. Kunst der Neuen Sachlichkeit in Schwaben, hrsg. von BERNHARD RÜTH und ANDREAS ZOLLER, Hausen o. V./Rottweil 1992, Bd. 2, S. 15–28; ANDREAS ZOLLER: Zum neusachlichen Werk von Paul Kälberer, ebd., Bd. 1, S. 35–41.
- 21 Vgl. Pfeiffer in Bernstein, hrsg. von BERNHARD RÜTH, Rottweil/Sulz a. N. 1997.
- 22 Vgl. CHRISTINE DIETZ: Paul Kälberer und die Kunstschule Bernstein (1946–1951), in: Paul Kälberer. Kunst der Neuen Sachlichkeit in Schwaben, 1992 (wie Anm. 20), Bd. 2, S. 41–47; EVA-MARINA FROITZHEIM: Die Schüler der „Arbeitsgruppe für bildende Kunst“ zwischen 1946 und 1951, in: Die Bernsteinschule 1946–1951, hrsg. von EVA-MARINA FROITZHEIM, ISABEL GRÜNER, BERNHARD RÜTH und ANDREAS ZOLLER, Hausen o. V./Rottweil, Sulz a. N. 1995, S. 22–34; CHRISTINE DIETZ/LUDWIG DIETZ: Die Arbeitsgruppe für bildende Kunst in Bernstein. Ein Bildungsexperiment der Besatzungsära, in: Die Bernsteinschule. Keimzelle der Nachkriegskunst. Aus der Kunstsammlung des Zweckverbands Oberschwäbische Elektrizitätswerke (OEW), hrsg. von BERNHARD RÜTH, Ravensburg/Rottweil 1998, S. 42–53.
- 23 Vgl. EVA-MARINA FROITZHEIM: Die Bernsteinschule 1951–1955: Forum der Avantgarde, in: Die Bernsteinschule 1951–1955, hrsg. von EVA-MARINA FROITZHEIM, ISABEL GRÜNER, BERNHARD RÜTH und ANDREAS ZOLLER, Hausen o. V./Rottweil/Sulz a. N. 1996, S. 41–61; EVA-MARINA FROITZHEIM: Die Bernsteinschule. Kristallisationspunkt der Avantgarde, in: Die Bernsteinschule. Keimzelle der Nachkriegskunst, 1998 (wie Anm. 22), S. 56–67.
- 24 Vgl. GÜNTHER WIRTH: Grieshaber zwischen Reutlingen und Karlsruhe, in: Reutlinger Geschichtsblätter N. F. 31 (1992), S. 217–240; GÜNTHER WIRTH: Einführung, in: Grieshaber. Bernstein. Karlsruhe, hrsg. vom Landkreis Esslingen, Esslingen 1993, S. 5–16; EVA-MARINA FROITZHEIM: HAP Grieshaber und die Bernsteinschule (1951–1953), in: Grieshaber auf Bernstein, hrsg. von EVA-MARINA FROITZHEIM, BERNHARD RÜTH und ANDREAS ZOLLER, Hausen o. V./Rottweil/Sulz a. N. 1994, S. 18–29; PETRA VON OLSCHOWSKI: „Ich bin meinem Land wirklich verbunden“. Grieshabers



- große Holzschnitte der Bernsteinzeit als Bekenntnis: „Schmerzensbild“ und „Deutschland“, in: Grieshaber meets Grieshaber. Holzschnitte der Bernsteinzeit, hrsg. von BERNHARD RÜTH, Rottweil 2003, S. 15–21. Vgl. KURT HOCHSTUHL: Das Ende der Bernsteinschule. Zur Frage der Kunstförderung im neuen Bundesland Baden-Württemberg, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 49 (1990), S. 419–432; BERNHARD RÜTH: Tradition gegen Avantgarde – Dokumente zu den Konflikten um die Bernsteinschule 1952–1954, in: Die Bernsteinschule 1951–1955, 1996 (wie Anm. 23), S. 67–77.
- 26 Der Malbrief wurde für das Kreisarchiv Rottweil erworben; er ist in der Galerie Schloss Glatt ausgestellt. Die Bernsteinschule. Keimzelle der Nachkriegskunst, 1998 (wie Anm. 22), S. 80f. Vgl. HAP Grieshaber 100. Eine hundertfache Hommage. Weggefährten, Freunde, Museen und Galerien gratulieren, hrsg. von HERMANN PREIFFER, Reutlingen 2009, S. 180f.
- 27 EVA-MARINA FROITZHEIM: Die Schüler, in: Die Bernsteinschule. Keimzelle der Nachkriegskunst, 1998 (wie Anm. 22), S. 72–77.
- 28 Ausstellung der ehemaligen „Arbeitsgruppe für bildende Kunst Bernstein“, hrsg. von der Alpirsbacher Galerie, Alpirsbach 1979; Bernstein Heute. Künstler der ehemaligen Bernsteinschule stellen aus. Grafik. Malerei. Plastik, Haigerloch 1981.
- 29 Vgl. WILLEM SANDBERG/MARGOT FÜRST: Grieshaber. Der betroffene Zeitgenosse, Stuttgart 1978, S. 293 (MARGOT FÜRST); WIRTH, 1992 (wie Anm. 24), S. 232. – Zum Bernstein-Mythos: BERNHARD RÜTH: Bernstein. Mythos und Historie, in: Die Bernsteinschule. Keimzelle der Nachkriegskunst, 1998 (wie Anm. 22), S. 16–24.
- 30 MANFRED SCHNECKENBURGER: Ein Mythos kehrt in die Zeit zurück, in: Grieshaber. Ein Lebenswerk. 1909–1981, hrsg. von MARGOT FÜRST, Stuttgart 1984, S. 10–19, hier S. 11.
- 31 Zur Person: Ludwig Greve. Texte – Dokumente – Materialien, Baden-Baden/Zürich 1995 (Peter-Huchel-Preis 1992); zu Greves literarischer Produktion in der Bernsteinzeit: FROITZHEIM: Die Bernsteinschule 1951–1955, 1996 (wie Anm. 23), S. 58.
- 32 LUDWIG GREVE: Sichtbarer Untergrund, in: Labyrinth 2 (1961), S. 169–174; wieder abgedruckt in: SANDBERG/FÜRST, 1978 (wie Anm. 29), S. 290f. (gekürzt); Grieshaber. Das Werk. Hommage zum 80. Geburtstag, hrsg. von MARGOT FÜRST, Stuttgart 1989, S. 23–26.
- 33 Malgré tout. Grieshaber mit seinen Freunden, bearb. von LUDWIG GREVE, Marbach 1984 (Marbacher Magazin 29), S. 35–46.
- 34 PETER HÄRTLING: Herzwand. Mein Roman, Frankfurt a. M. 1990, S. 173–187 (Zitate: S.173–176 und 186).
- 35 Ebd., S. 6.
- 36 Vgl. Froitzheim: Die Bernsteinschule 1951–1955, 1996 (wie Anm. 23), S. 57–59.
- 37 Härtling: Herzwand, 1990 (wie Anm. 34), S. 184.
- 38 Zum biografischen Kontext vgl. DETLEF BERENTZEN: „Vielleicht ein Narr wie ich“. Peter Härtling. Das biografische Lesebuch, Köln 2006, besonders S. 83f.
- 39 PETER HÄRTLING: Leben lernen. Erinnerungen, Köln 2003, S. 126–135 (Zitate: S. 127f. und 135).
- 40 Vgl. EVA-MARINA FROITZHEIM: Dokumentarisches und Literarisches zur Bernsteinschule, in: Die Bernsteinschule 1951–1955, 1996 (wie Anm. 23), S. 62–66, hier S. 62.
- 41 HAP Grieshaber. Kunst am Bau, hrsg. von KURT FEMPEL, Ludwigsburg 2014, S. 45 und 110f. (KaB 2).
- 42 Greves Text wurde 1970 erstmals veröffentlicht; er ist abgedruckt bei: FROITZHEIM: Dokumentarisches und Literarisches zur Bernsteinschule, 1996 (wie Anm. 40), S. 65f. (Zitat: S. 66).
- 43 Vgl. JAN ASSMANN: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, 7. Aufl. München 2013, S. 29–86.

## Zur Geschichte des Gedenkens in der Stadt Rottweil an den 1643 dort gefallenen Marschall Jean Baptiste Budes de Guébriant

von WINFRIED HECHT

Als „älteste Stadt Baden-Württembergs“ – so ein beliebter Slogan der Tourismuswerbung – ist die Große Kreisstadt Rottweil nicht gerade arm an optischen Bezügen zu ihrer Vergangenheit<sup>1</sup>. Einer der jüngeren unter diesen Wegweisern in die Vergangenheit ist der Guébriant-Stein am Zugang zur Parkanlage „Himmelreich“, welche Einheimische auch als das „Kinderschul-Wäldle“ ansprechen. Der Gedenkstein wurde 1993 von der Marxstraße her aufgestellt und am frühen Abend des 25. Oktober des genannten Jahres bei einer kleinen Feier in die Obhut der Stadt Rottweil übergeben.



Anlass für die Aufstellung des Gedenksteins war der 350. Jahrestag der schweren Belagerung der Reichsstadt Rottweil und der Tod des französischen Heerführers Jean-Baptiste Budes, Graf von Guébriant, im November 1643. Der Stein aus Granit in der Form eines Obelisken erinnert mit einer Inschrift in deutscher und französischer Sprache an die Opfer der damaligen erbitterten Kämpfe um Rottweil und an Marschall Guébriant, der in der Nähe des Standorts des Steins tödlich verwundet wurde. Der Gedenkstein ist somit nicht als Sieges- oder Kriegsdenkmal, sondern als Erinnerungsstele und als Mahnmal für den Frieden gedacht.

Die Initiative zur Aufstellung der Erinnerungsstele ging vom Geschichts- und Altertumsverein<sup>2</sup> aus und war Höhepunkt einer Reihe von Veranstaltungen zur Erinnerung an die Ereignis-

Der 1993 errichtete Guébriant-Stein  
in der Parkanlage „Himmelreich“ in Rottweil.

Foto: B. Hildebrand, Rottweil

se in und um Rottweil während der zweiten Hälfte des Jahres 1643. Förderlich für das Vorhaben war, dass das Katholische Volksbildungswerk diese Veranstaltungsreihe mit einem Vortrag unter dem Titel „Augenwende. Ereignis und Wirkungen“ über religiöse und kirchliche Aspekte des damaligen Geschehens eröffnete und eine Broschüre als Festschrift herausgab<sup>3</sup>. Zur gleichen Zeit fertigte der Rottweiler Heinrich Scheidel ein Diorama mit bemalten Zinnfiguren an, welches sorgfältig und anschaulich einige Höhepunkte des Geschehens von 1643 darstellt und zum dauernden Verbleib an das Stadtmuseum übergeben wurde. Im Stadtmuseum wurde am 25. Oktober 1993 – dem Tag der Einweihung des Guébriant-Gedenksteins – die Sonderausstellung „Rottweil im Kriegsjahr 1643“ eröffnet, die auf großes Interesse stieß. Dazu trugen drei eigens im Stadtarchiv ausgearbeitete Infoblätter bei sowie eine Museumszeitung, deren Erscheinen und Inhalt fiktiv auf den 26. November 1643 gelegt wurden. Wenige Wochen später, Mitte November 1993, veranstaltete der Geschichts- und Altertumsverein eine Sonderführung mit etwa 150 Teilnehmern vom Guébriant-Stein im Himmelreich zur Predigerkirche,<sup>4</sup> wo Teile der sterblichen Überreste Guébriants beigesetzt sind und ein großes Deckenfresko von Joseph Wannemacher seit 1755 an die Ereignisse im Kriegsjahr 1643 erinnert.<sup>5</sup>

Über die Ereignisse von 1643 gibt es zahlreiche zeitgenössische deutsche und französische Quellen<sup>6</sup>. Jean-Baptiste Budes, Comte de Guébriant (1602–1643), war als *Maréchal de France* militärischer Stellvertreter des französischen Königs und als solcher der Oberbefehlshaber der gesamten französischen Armee. Er griff in der letzten Phase des Dreißigjährigen Krieges mit der französischen „Ost-Armee“ in Stärke von etwa 25.000 Mann vom Elsass aus zweimal in Richtung Bayern an. In den Jahren zuvor hatte Guébriant mehrfach kaiserliche Truppen besiegt, so am 29. Juni 1641 bei Wolfenbüttel und am 17. Januar 1642 bei Kempen.

Das stark befestigte Rottweil galt als „Tor nach Schwaben“, als „porte d’entrée en Souabe“, so Kardinal Jules Mazarin, der nach Kardinal Richelieus Tod im Dezember 1642 als regierender Minister die französische Politik bestimmte. In dem strategisch und politisch wichtigen Rottweil wurde Guébriant zunächst am 26. Juli 1643 zurückgeschlagen, wohl auch aus Mangel an schwerer Artillerie und nachdem die Stadt von bayerischen Truppen entsetzt wurde<sup>7</sup>.



Ein zweiter französischer Angriff über den Schwarzwald erfolgte Ende Oktober 1643, schon im Zeichen eines frühen Wintereinbruchs. Diesmal wurde schwere Artillerie der Franzosen aus Breisach herangebracht, während die

Die 1993 erschienene Museumszeitung „Reichstadt – Blatt Nr. 1 vom 26. November 1643“ berichtete über die 350 Jahre zurückliegenden Ereignisse. Archiv Winfried Hecht

französische Infanterie durch das Kinzigtal vor die Reichsstadt marschierte. Ab etwa dem 5. November 1643 kam es zu einer neuerlichen Belagerung und zu beiderseits ziemlich verlustreichen Kämpfen<sup>8</sup>. Die Rottweiler Vorstädte im Neckartal und südlich der Stadt wurden zerstört. Bei einem Ausfall der Belagerten am 11. November erlitten die Franzosen erhebliche Verluste. Marschall Guébriant selbst wurde am 17. November durch eine Falkonett-Kugel am Ellenbogen schwer verwundet, als er südwestlich der Stadt persönlich eine Geschützstellung in Augenschein nahm.

In der Nacht auf den 19. November 1643 kapitulierte die Stadt und ihre Besatzung, so dass am folgenden Morgen die königliche Garde und Guébriants Leibregiment in die Stadt einrücken konnten. Der Marschall, dem inzwischen der linke Unterarm offenbar nicht sachgemäß amputiert worden war, wurde zwei Tage später aus seinem Hauptquartier im Kloster Rottenmünster in die Stadt gebracht. Er verstarb am 25. November im Rottweiler Dominikanerkloster am Wundstarrkrampf, nachdem er, Augenzeugen zufolge, schlimmste Schmerzen hatte erdulden müssen. Vor seinem Tod war er noch der Rottweiler Rosenkranz-Bruderschaft beigetreten<sup>9</sup>.

Die Eingeweide des Heerführers wurden in der Klosterkirche der Dominikaner beigesetzt, während der Leichnam des Heerführers in aller Eile nach Breisach gebracht und am 8. Juni 1644 unter großen Ehren in Notre-Dame in Paris zur letzten Ruhe bestattet wurde. Guébriants Armee wurde gleichfalls am 24./25. November 1643 im Winterquartier in und um Tuttlingen von Bayern, Kaiserlichen und Lothringern überrascht und fast völlig aufgerieben. Die Sieger eroberten Rottweil nach kurzer Belagerung am 3. Dezember zurück. Die Vorstädte der Reichsstadt gingen dabei vollends in Flammen auf, auch die Reichsabtei Rottenmünster wurde eingeäschert. Einige Jahre später, nach dem Westfälischen Frieden, besuchte Guébriants Gemahlin den Ort, an dem dieser sein Leben hatte beenden müssen. Der in kaiserlichen Diensten stehende General Bournonville erwies Guébriant an seiner Rottweiler Grabstätte 1675 die Ehre seines Besuchs<sup>10</sup>.

In Rottweil erinnerte man an den französischen Marschall zunächst mit dem anschaulichen, aber nicht gerade einfühlsamen Vers: „Da Marschall Guébriant hot's Herz und d'Kuttla z'Rottweil gla.“ Als 100 Jahre nach seinem Tod die Predigerkirche barockisiert wurde, verschwand anscheinend sein Rottweiler Grab. Stattdessen malte Joseph Wannenmacher den französischen Marschall auf seinem Deckengemälde im Schiff der Kirche sozusagen als Gegenpol zur Muttergottes, welche am Himmel über der belagerten Stadt schwebt und in ihrer Güte die braven Rottweiler vor Schlimmerem bewahrt. Guébriant stürzt auf dem Fresko angesichts der belagerten Stadt verwundet und rücklings aus seiner Kutsche, um von einem seiner Offiziere aufgefangen zu werden. Er, der sich noch auf dem Totenbett in die Rottweiler Rosenkranz-Bruderschaft hatte aufnehmen lassen, war sozusagen zur Verkörperung des die Stadt bedrohenden, aber letztlich bewältigten Übels geworden. So war man auf dem besten Weg hinein in die Ikonographie der sich entwickelnden deutsch-französischen Erbfeindschaft.

Dabei bleibt freilich zu berücksichtigen, dass Rottweil im Rahmen der Auseinandersetzungen zwischen Frankreich und Österreich auch nach 1648 immer wieder Angriffe französischer Streitkräfte erleben musste. Im Holländischen Krieg wurde dabei die Altstadt niedergebrannt. Am Ende des Spanischen Erbfolgekriegs rechnete man 1713 mit einer Entscheidungsschlacht um Rottweil zwischen Reichstruppen unter General Joseph Vaubonne und Marschall Villard auf französischer Seite. Die Schlacht unterblieb zwar, der damals schon ziemlich verarmten Stadt Rottweil entstand jedoch ein Schaden in Höhe von 226.595 Gulden verbunden mit der weitgehenden Vernichtung des Bestandes an Eichen in ihren Wäldern.

Im Jahre 1744 besetzten französische Truppen unter Marschall Bellisle im Verlauf des Zweiten Schlesischen Krieges die schwäbische Reichsstadt, und 1799 operierte der französische General Dominique Vandamme auf reichstädtischem Gebiet so radikal, dass man noch Generationen später unfolgsamen Kindern mit den Worten zu drohen pflegte: „Mon, da Vandamme holt dich!“. Am 3. März



Dieses von Joseph Wannemacher im Jahr 1755 *al fresco* aufgetragene Deckengemälde in der Rottweiler Predigerkirche zeigt die Belagerung der Stadt im Jahr 1643.

Foto: Stadtarchiv Rottweil

gleichen Jahres besetzte General Saint-Cyr die Stadt und machte sich bei ihrer Bevölkerung gleichfalls nicht beliebt. Ähnliches gilt für General Jean Victor Moreau für das Jahr 1800 und bereits für 1796. Um nicht bis zum Krieg von 1870/1871 und zu den Weltkriegen auszuholen, sei noch auf den „Franzosen-Freitag“ im März 1848 hingewiesen, als auf das bloße Gerücht von einem französischen Einfall hin auch Rottweils Männer und Jünglinge in Richtung Schwarzwald auszogen, um den Eindringlingen mit bewaffneter Hand Einhalt zu gebieten<sup>11</sup>.

Vor solchem Hintergrund, aber auch angesichts der nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelten deutsch-französischen Freundschaft, die in Rottweil 1968 zu einer Städtefreundschaft (einer weniger formalen Form der Städtepartnerschaft) mit Hyères in Südfrankreich führte, stellte sich 1992 die Frage, wie man der kriegerischen Ereignisse von 1643 angemessen gedenken sollte. Im November 1992 beschäftigte sich der Ausschuss des Geschichts- und Altertumsvereins erstmals mit dieser Frage. Schnell stellte sich heraus, dass man dies „in einfacher und würdiger Form“ tun und sich dabei vor allem an die damaligen Opfer auf beiden Seiten erinnern wollte, auf welche nur noch archivarische und literarische Zeugnisse hinwiesen. Der Autor, in seiner damaligen Funktion als Vorsitzender des Vereins, konnte mit dem Vorschlag für ein Mahnmal aus Stein überzeugen, wobei er dazu auf einen bereits zehn Jahre zuvor dem Oberbürgermeister und dem Gemeinderat übermittelten Vorschlag zurückgreifen konnte.<sup>12</sup>

Der damals 41-jährige Marschall Guébriant gehörte zweifellos zu den prominentesten Opfern des Jahres 1643. Vermeiden wollte man eine Heroisierung in der Art des Erinnerungsmals für Marschall Turenne im badischen Sasbach<sup>13</sup>. Der vergleichsweise kleine, in drei Sprachen beschriftete Obelisk war dort 1782 erstmals errichtet, 1940 zerstört und 1945 wieder aufgebaut und durch General de Gaulle eingeweiht worden. Für den Guébriant-Stein orientierte man sich eher an dem von dem Münchner Bildhauer Karl Rieber aus hellem Treuchtlinger Marmor geschaffenen, 1925 eingeweihten Kriegerdenkmal auf dem Rottweiler Stadtfriedhof, das mit der Gestalt des eben hingerichteten heiligen Sebastian ohne falsches Pathos Schmerz und tiefe Betroffenheit angesichts letztendlich sinnlosen Sterbens vermittelt<sup>14</sup>. Das bedeutete für einen Guébriant-Stein eine klare und eindeutige Formensprache, eine ebenso unzweideutige Sprache beim Material und eine entsprechend schlichte Prägnanz bei den Texten, welche den Sinn der Stele als „Mahnstein zum Frieden“ zu erklären hatten.

Der Verfasser des vorliegenden Artikels formulierte die Texte für die Stele in deutscher und französischer Sprache, wobei an erster Stelle die Opfer der Kampfhandlungen und erst danach der Marschall erwähnt wird:

*Zum Gedächtnis der Opfer  
der Belagerungen Rottweils von 1643  
und Jean Baptiste Budes  
Graf von Guébriant  
Marschall von Frankreich*

Der französische Text lautet:

*À la mémoire des victimes des sièges de Rottweil en 1643 et de  
Jean-Baptiste Budes, comte de Guébriant, Maréchal de France.*

Nach Sichtung mehrerer interessanter Vorschläge entschied sich der Geschichtsverein für den Entwurf einer Steinstele des Rottweiler Künstlers Fritz Rapp. Der 1,8 Meter hohe Obelisk lehnt sich an das historische, heute bei der Rottweiler Lorenzkapelle aufgestellte Grabmal der Familie Herder an. Die ausführende Firma Villingen gestaltete den Obelisken aus geschliffenem schwedischen Granit und stellte ihn auf eine Platte aus Maggia-Granit, versehen mit einem zweireihigen Pflasterbund<sup>15</sup>.

Zuvor musste der Rottweiler Gemeinderat das Vorhaben genehmigen. Dies geschah nach einer Ortsbesichtigung bei nur einer Enthaltung im zuständigen Umwelt-, Bau- und Verkehrsausschuss schon am 1. Dezember 1992; gleichzeitig wurden im Rahmen des städtischen Haushalts 5.000 DM für das Vorhaben vorgeschlagen<sup>16</sup>. Allerdings wurden bei der einschlägigen Beratung auch Bedenken geäußert. Der damalige Oberbürgermeister Dr. Michael Arnold hielt einen vierstelligen Betrag in dieser Sache „für nicht vertretbar“. Ein Stadtrat vertrat die schwer widerlegbare Meinung, er könne „mit oder ohne Denkmal leben“. Schon am 9. Dezember 1992 folgte aber der Gesamtgemeinderat der Empfehlung des Ausschusses im Zusammenhang mit den Beratungen des Haushaltsplanes für 1993 mehrheitlich<sup>17</sup>. Der Geschichts- und Altertumsverein hatte für den Guébriant-Stein etwa 17.400 DM aufzubringen, wovon aber nur etwa 3.000 DM aus Eigenmitteln kamen<sup>18</sup>. So konnte der Verein gleichzeitig für die Wiedererrichtung des Dachreiters der Rottweiler Lorenzkapelle erhebliche Beträge flüssigmachen.

Auch in der Rottweiler Öffentlichkeit erhoben sich kritische Stimmen zum Guébriant-Stein, die – für die Befürworter des Vorhabens einigermaßen überraschend – vor allem aus der Lehrerschaft eines Rottweiler Gymnasiums und der dortigen Fachschaft Französisch kamen. „Eines weiteren Denkmals bedarf es nicht“ und „Zuviel des Kokettierens mit der Geschichte der Vaterstadt“ war da in Leserbriefen festgehalten<sup>19</sup>. Ein Geistlicher griff Guébriant postum als „Zerstörer von Rottenmünster“ an<sup>20</sup>, musste sich dann aber sagen lassen, dass der Heerführer bereits tot war, als die Reichsabtei brannte, und dass ausgerechnet Herzog Julius Friedrich von Württemberg-Neuenstadt den entsprechenden Befehl gegeben haben dürfte. Der Autor dieses Beitrages ging, als damaliger Vorsitzender des Geschichtsvereins, auf solche Äußerungen ein, war dabei jedoch vor allem darum bemüht, solche sachlichen Fehleinschätzungen richtigzustellen<sup>21</sup>.

Im Vorfeld der Einweihung des Guébriant-Steines gingen auch Schreiben an französische Institutionen, an die Französische Botschaft in Bonn, das Französische Konsulat in Stuttgart, das Oberkommando der 2. Französischen Armee in Baden-Baden, die französische Garnison in VS-Villingen sowie an die Heimatgemeinde des Marschalls Guébriant in Saint Carreuc/Cotes d’Armor. Immerhin nahmen der französische Vizekonsul in Stuttgart sowie eine Abordnung der fran-

zösischen Garnison Villingen in Uniform am 25. Oktober 1993 an den Feierlichkeiten aus Anlass der Übergabe des vollendeten Guébriant-Steins an die Stadt Rottweil teil, und dies trotz des gleichzeitig laufenden Abzugs eines größeren Teils der damals noch in Deutschland stationierten französischen Streitkräfte<sup>22</sup>.

Die Einweihung des Gedenksteins wurde von einem Blechbläser-Ensemble der Musikschule umrahmt<sup>23</sup>. Nach einer *Entrée* des französischen Komponisten Claude Gervaise begrüßte der Verfasser dieses Beitrages die Anwesenden und erläuterte, wie es zur Errichtung des Gedenksteins gekommen war. Nach einem Choral von Johann Sebastian Bach bedankte sich Oberbürgermeister Dr. Michael Arnold in einer kurzen Ansprache für das neue Denkmal. Geistliche beider christlichen Konfessionen in Rottweil sprachen danach ein Friedensgebet, worauf die Feier mit einem Adagio von George Muffat beendet wurde.

Rottweils Guébriant-Stein steht seit nunmehr über 21 Jahren ernst und still an seinem Platz – annähernd dort, wo einst Marschall Guébriant bei seiner zweiten Belagerung von Rottweil schwer verwundet wurde. Schülergruppen aus Deutschland und Frankreich nehmen das Denkmal gelegentlich zur Kenntnis, auch Delegationen aus Rottweils Partnerstadt Hyères haben ihn schon besucht. Anerkennend erwähnt wird dabei nicht selten die Beschriftung des Steins in den beiden Sprachen der einstigen „Feinde“.

Zuletzt wurde der Gedenkstein im Rahmen der Erfassung der Kleinkulturdenkmale im Landkreis Rottweil für das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg von Frau Dr. Augusta Hönle sorgfältig beschrieben und erfasst. Dass der Stein bisher kaum einmal verunstaltet oder gar beschädigt wurde, mag auch seinem überaus harten Material zu verdanken sein. An einem Zugangsweg zu den Rottweiler Gymnasien und zur Konrad-Witz-Schule gelegen, wirkt er zwar, aber nicht aufdringlich auf die vorübergehenden Schüler. Der Autor dieses Beitrags und Anreger des Denkmals hofft, dass auch zukünftige Generationen verstehen, dass dieser Gedenkort auf den Frieden als eines der höchsten Güter im Leben der Menschen und ihrer Nationen hinweisen soll. Im Blick auf die vor zwei Generationen noch alles andere als selbstverständliche Freundschaft zwischen Franzosen und Deutschen soll er ferner daran erinnern, welchen Gewinn die Beteiligten aus dieser Entwicklung ziehen können und wie wichtig es ist, wenn sich solche Freundschaft unter allen europäischen Völkern immer weiter ausbreitet und vertieft. Wie schwer und weit dieser Weg war, kann an seinem Anfang der „Heldentod“ des französischen Marschalls Guébriant zeigen.

### Autor

DR. WINFRIED HECHT, geboren 1941,  
1968–2006 Leiter des Archivs und der  
Museen der Stadt Rottweil.  
Ehrenvorsitzender des Rottweiler  
Geschichts- und Altertumsvereins.  
Seit 1971 im Rottweiler Kreistag.



### Anmerkungen

- 1 HARTWIG EBERT und WINFRIED HECHT: Kulturdenkmale in Rottweil. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage. Rottweil 1997.
- 2 Der 1831 gegründete Rottweiler Geschichts- und Altertumsverein wurde für dieses Projekt unterstützt von der Volksbank Rottweil, von der Ortsgruppe Rottweil des Volksbundes Deutscher Kriegsgräberfürsorge, vom Schwarzwälder Boten, von der Narrenzunft Rottweil und der Firma Villingen sowie mit weiteren, kleineren Spenden von privater Seite. Die Herstellung des Dioramas von Heinrich Scheidel wurde von der Kreissparkasse Rottweil gefördert.
- 3 WILKENS, EMIL (Schriftleitung): 1643–1993. 350 Jahre Unsere Liebe Frau von der Augewende Rottweil. Deißlingen-Lauffen 1993. – Die Broschüre enthält Beiträge von Winfried Hecht, Hermann Huber, Bischof Walter Kasper und Anton Seeberger.
- 4 Schwarzwälder Bote (R 2) Nr. 264 vom 15. November 1993.
- 5 MARCUS KEINATH: Die Rottweiler Predigerkirche. Ihre Geschichte und ihre Bilder. Rottweil o. J. (2014), S.44 ff.
- 6 WINFRIED HECHT: Rottweil 1529–1643. Von der konfessionellen Spaltung zur Katastrophe im 30jährigen Krieg. Rottweil 2002 (S. 148 ff.). Hingewiesen sei hier auf den umfangreichen, frühen Druck *Saeculum Rottwilano Marianum, oder Hundert-Jährig-Marianisches Jubel- und Danck-Fest, verordnet von einer Freyen Reichs-Statt Rottweil*. Rottweil 1744.
- 7 Artikel „Guébriant“ in Brockhaus Enzyklopädie Band 7. Stuttgart 1969 (S. 766).
- 8 Siehe dazu den Brief der Reichsabtissin Margaretha Mayl von Rottenmünster an Abt Thomas I. Wunn von Salem (1643), hrsg. von WINFRIED HECHT, abgedruckt in: ULRICH GAIER (Hg.): Schwabenspiegel. Literatur vom Neckar bis zum Bodensee 1000–1800. Lesebuch 3. Ulm 2005 (S. 99–103).
- 9 WINFRIED HECHT: Das Dominikanerkloster Rottweil (1266–1802). Rottweil 1991 (S. 124).
- 10 WINFRIED HECHT (wie Anm. 6, S. 139).
- 11 S.-M. BAUER: Baden und Württemberg in der Revolution von 1848/49. Einige vergleichende Aspekte. In: BERNHARD RÜTH (Hg.): Die Revolution von 1848 / 49 am oberen Neckar: Beiträge zum Kolloquium aus Anlass des 150jährigen Jubiläums der Revolution von 1848 / 49. Veröffentlichungen des Archiv- und Kulturamts im Landratsamt Rottweil. Rottweil 2000.
- 12 TOP 5 der Ausschusssitzung vom 12. November 1992. Das Programm für die Übergabe des Gedenksteins beschloss der Ausschuss am 19. August 1993, finanziell wurde das Vorhaben bis zum 2. Dezember 1993 abgewickelt und von der Generalversammlung abschließend am 12. April 1994 gebilligt (Protokollbuch 1976–1995 des Rottweiler Geschichts- und Altertumsverein e.V., Seiten 509 / 523 / 533 und 541).
- 13 Artikel „Sasbach“ in: MAX MILLER und GERHARD TADDEY (Hg.): Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands/Baden-Württemberg (Band VI). 2. Auflage. Alfred Kröner Verlag. Stuttgart 1980 (S. 693 ff.).
- 14 E. RITTER: Rottweil im Weltkrieg (Vereinsgabe des Rottweiler Geschichts- und Altertumsvereins e.V. 38). Rottweil 1934 (S. 239).
- 15 Archiv des Rottweiler Geschichts- und Altertumsvereins e.V.: Gedächtnisstein für Marschall Guébriant 1992 ff., Rechnung der Firma Villingen Natursteine Rottweil vom 11. November 1993.
- 16 Große Kreisstadt Rottweil, Niederschrift über die öffentliche Sitzung des Umwelt-, Bau- und Verkehrsausschusses vom 1. Dezember 1992, § 71.
- 17 Große Kreisstadt Rottweil, Niederschrift über die öffentliche Sitzung des Gemeinderates vom 9. Dezember 1992, § 97.
- 18 Rottweiler Geschichts- und Altertumsverein e.V., Protokollbuch 1976–1995, Jahresversammlung vom 12. April 1994, TOP 1.2 mit Anlage Kassenbericht 1993, S. 549.
- 19 Schwarzwälder Volksfreund und Schwarzwälder Bote (R 2) Nr. 253 vom 31. Oktober 1992.
- 20 Schwarzwälder Volksfreund Nr. 282 vom 5. Dezember 1992.
- 21 Schwarzwälder Volksfreund Nr. 256 vom 4. November 1992 und Nr. 283 vom 7. Dezember 1992.
- 22 Schwarzwälder Bote (R 2) Nr. 248 vom 26. Oktober 1993.
- 23 Schwarzwälder Bote (R 2) Nr. 248 vom 26. Oktober 1993.

## Das „Kriegsgedächtnisfenster“ von 1934 in der Villingener Johanneskirche und seine Geschichte

von WOLFGANG RÜTER-EBEL

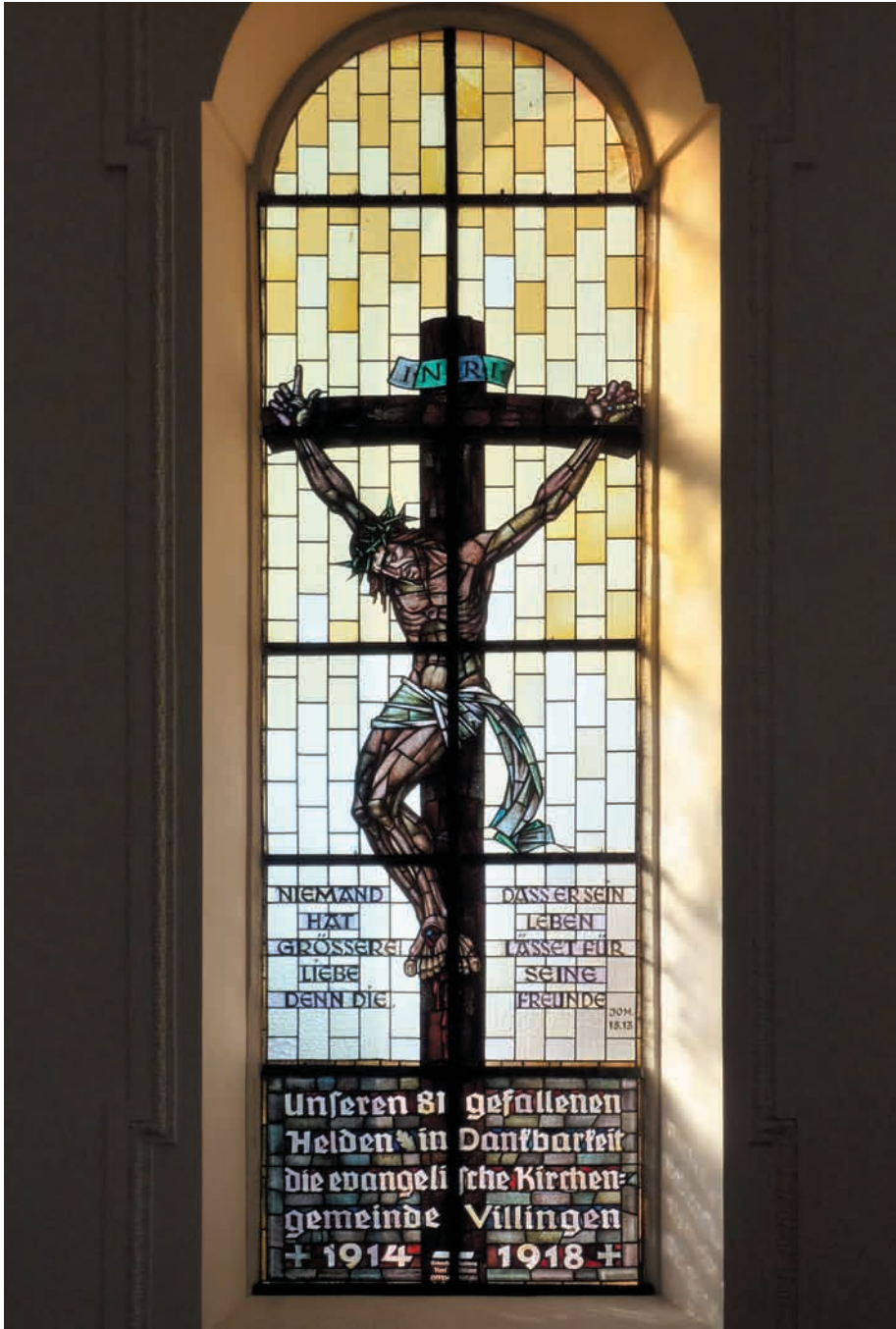
Zu Beginn der 1930er Jahre hatte die noch recht junge evangelische Gemeinde in Villingen gut 3.000 Gemeindeglieder. Pfarrer war seit vielen Jahren Adolf Barner. Seit 1896 hatte er die vier Jahre zuvor von Mönchweiler aus gegründete Kirchengemeinde Villingen betreut. Im Jahre 1902 wurde eine eigene Pfarrstelle errichtet und somit war die Villingener Gemeinde unabhängig von der Gemeinde in Mönchweiler. Barner begleitete die Gemeinde durch ruhige Zeiten des Wachstums sowie durch die Umbrüche zu Zeiten des Ersten Weltkrieges und der anschließenden Neuorganisation in der Weimarer Republik. Er war seit 1911 Dekan des Kirchenbezirks Hornberg, 1914 Mitglied der Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Protestantischen Landeskirche Baden und 1919 der außerordentlichen Generalsynode, 1927 Kirchenrat, 1932 Mitglied der Landessynode der Evangelischen Landeskirche Baden, bis er 1938 in den Ruhestand ging.<sup>1</sup>

1926 war es von Villingen aus zur Bildung einer ersten Diasporagemeinde gekommen: Bad Dürkheim zusammen mit den umliegenden Dörfern im Brigachtal wurde abgetrennt und bekam einen eigenen Pfarrer. Nachdem Adolf Barner in seinen ersten Jahren noch im „alten Mesnerhaus“ an der Kirche gewohnt hatte, war dann das „neue“ Pfarrhaus am Benediktinerring gebaut worden, das er fortan mit seiner Familie bewohnte.<sup>2</sup>

Seit 1923/24 wurde der ehemalige Chorraum der Kirche als Gemeindesaal zur Gemeindearbeit verwendet, nachdem eine Zwischendecke eingezogen worden war. Ein weiteres Gemeindehaus stand damals nicht zur Verfügung. Schon in den 1920er Jahren gab es Pläne zu einer grundlegenden Renovierung der Kirche. Doch wurden diese zunächst wegen des Projekts „Kinderschule“ zurückgestellt. 1927/28 kaufte die Kirchengemeinde ein Grundstück in der Wehrstraße, auf dem dann im Juli 1929 der erste evangelische Kindergarten eröffnet wurde. Die Kinder wurden von Kinderschwestern aus dem Diakonissenhaus Nonnenweier betreut, die nebenan im Schwesternhaus an der Mönchweiler Straße wohnten. Im Jahre 1947 wurde am Schwedendamm ein zweiter evangelischer Kindergarten eröffnet.

Zu Beginn der 1930er Jahre verfügte die evangelische Kirchengemeinde also neben der Kirche und dem alten Mesnerhaus samt Garten in der Gerberstraße über das Pfarrhaus am Benediktinerring und über das Grundstück samt Gebäuden an der Wehrstraße. Die Kirche dürfte in keinem guten Zustand gewesen sein: Schon 1911 war ein größerer Betrag zur Renovierung bereitgestellt worden und

## Das „Kriegsgedächtnisfenster“ von 1934



*Der gekreuzigte Christus.* Eines der von Karl Vollmer bemalten und 1934 in der Villingener Johanneskirche installierten Glasfenster. Fotos: Wolfgang Rüter-Ebel

1913 hatte man die Orgelempore vergrößert. Finanzielle Probleme gab es dann 1923 mit der Inflation. Doch nachdem der Ankauf des Grundstücks in der Wehrstraße bewältigt war, ging es an die längst fällige Renovierung der Kirche, die 1933 und 1934, also in den ersten Jahren unter nationalsozialistischer Herrschaft, durchgeführt wurde.

Im Dezember 1933 datiert ein Brief der Kirchengemeinde mit dem Antrag auf behördliche Genehmigung. Darin sind die Glasfenster nicht erwähnt, sondern es heißt:

*Der Evang Kirchengemeinderat hat [...] den Beschluss gefasst, [...] das Innere unserer Kirche zu erneuern. Es sind folgende Arbeiten geplant: Erneuerung der schadhaften Emportreppe, der Emporbrüstung, des Fussbodens im Mittelgang, Wandbrüstungstäfer, neue Bestuhlung, Innenputz und Anstricherneuerung, Kamineinbau und Einbau einer Zentralheizungsanlage.<sup>3</sup>*

Unter dem Stichwort „Volksmission“ fanden zu jener Zeit monatliche Vortragsabende statt. So etwa im Januar 1934 über „nationale Erziehung“, im Februar über „modernes Schicksalsforschen und christliche Vorsehung“ und im März wurde über die Frage gesprochen: „Brauchen wir als Christen noch das Alte Testament?“

Die Einweihung der neu renovierten Kirche war für den Sonntag, den 15. Juli 1934, vorgesehen. Man dachte daran, „dieselbe ganz einfach und schlicht durch einen Festgottesdienst am Sonntagmorgen und eine geistliche Abendmusik zu begehen.“ Als Festprediger wurde Pfarrer Karl Bähr angefragt, der 1886 der erste selbständige Vikar in Villingen gewesen war. Und Adolf Barner fragte in Karlsruhe an, ob nicht der Landesbischof Julius Kühlewein zur Feier kommen würde. Dieser sagte zunächst zu, war dann aber kurzfristig doch verhindert. Dabei hatte man schon ein Begrüßungsgedicht für ihn verfasst: „Willkommen! jauchzt vom Turme / Ein jeder Glockenschlag / Herr Bischof, mit Dank und Freude / Begrüssen wir Sie heute / An unserem Fest- und Weihetag [...]“.

Auch andere geladene Gäste sagten ab: Der Direktor des städtischen Verkehrsamtes und der Kurverwaltung ließ sich „mit deutschem Gruß“ entschuldigen wegen Veranstaltungen im Rahmen eines „Schwarzkragentreffens“ – vermutlich ging es dabei um ein Kameradschaftstreffen ehemaliger Pioniere – und ebenso die Vertreter der katholischen Gemeinden, nämlich der Erzbischöflichen Pfarrkuratie St. Fidelis und des Münsterpfarramtes.

Ein besonderer Höhepunkt sollte die Einweihung der beiden durch den Offenburger Künstler Karl Vollmer (1903–1975) gefertigten Glasfenster im Kirchenschiff sein. Dass diese nicht in der ursprünglichen Bauplanung enthalten gewesen sind, könnte darauf schließen lassen, dass sich dahinter eine großzügige Spende verbirgt. Das Evangelische Stadtpfarramt Villingen bedankte sich Ende Juni 1934 bei dem Künstler:

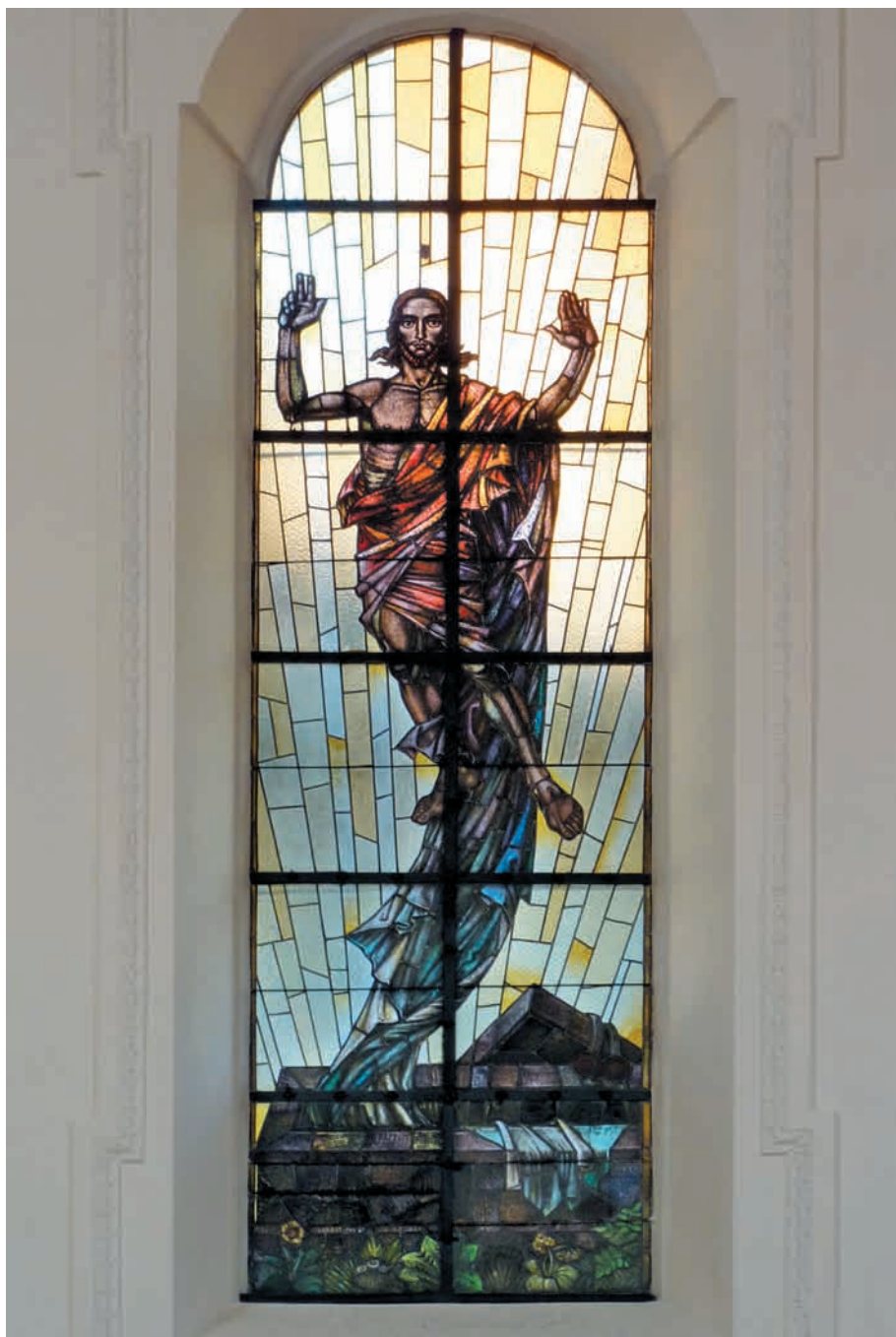
*Nun erst, nachdem ich bei voller Beleuchtung die beiden glasbemalten Fenster „Der gekreuzigte Christus“ zum Andenken an die Gefallenen der Gemeinde und „Die Himmelfahrt Christi“ gesehen habe, kann ich Sie auch zugleich im Namen der Gemeinde von ganzen Herzen zu dieser in jeder Hinsicht wohl gelungenen Arbeit beglückwünschen und Ihnen herzlich danken. Sie haben da etwas geschaffen, etwas so Kraftvolles und Farbenprächtiges, zugleich Herz und Gemüt Erhebendes, das Ihnen als Künstler Ehre macht und der Gemeinde jeden Sonntag ein immer neuer Quell der Freude sein wird. Es wird eben dies Werk, das seinen Meister lobt, Sie allen denen empfehlen, die es zu Gesicht bekommen. Besonders danken wir Ihnen und Ihren Mitarbeitern aber auch dafür, dass Sie mit Anspannung aller Ihrer Kräfte an dem Werk so gearbeitet haben, dass es zur bestimmten Zeit fertig wurde. Mit der Fertigstellung Ihrer Bilder kam auch die Zusage des Herrn Landesbischof D. Kühlewein, dass er unserer Feier am 15. Juli beiwohnen wird, wozu ich auch Sie nochmals herzlich einlade. Mit deutschem Gruß<sup>4</sup>*

Der Festgottesdienst fand dann an jenem Sonntag um 9 Uhr statt. Außer dem Landesbischof hatte kurzfristig auch der Pfarrer im Ruhestand Karl Bähr absagen müssen. Nach der Begrüßungsansprache von Dekan Barner und dem Weiheakt von Dekan-Stellvertreter Pfarrer Eisinger aus Triberg ergriff der Sohn des Dekans, der junge Vikar Konrad Barner, zur Predigt das Wort. Im Bericht heißt es: „Der Festgottesdienst erhielt durch 2 herrliche Chöre des Kirchenchors unter der Leitung von Herrn Direktor Essig seine besondere Weihe.“

Die Festpredigt von Konrad Barner ist überliefert und liegt sogar in gedruckter Form vor. Insgesamt liest sie sich durchaus fromm. Viel ist davon die Rede, dass Christus für die neue Kirche neue Menschen braucht. Nicht alle Zwischentöne sind nach 80 Jahren noch gut herauszuhören, doch an einer Stelle wird er sehr deutlich: „Wie war’s denn in der Urgemeinde?“ fragt er, um dann auszuführen:

*Mit dem Kommen des Heiligen Geistes ging mit den Jüngern eine große Veränderung vor sich. Sie wurden neue, andere, geheiligte Menschen. – So ist’s heute noch. Wo ein Menschenherz sich völlig für den Herrn Jesus öffnet und ER mit seinem Heiligen Geist einziehen kann, da gibt’s Revolution, da findet ein Thronwechsel statt, da gibt’s etwas Neues, anderes, Geheiligtes.*

*Was eine Revolution ist, wisst ihr. Wir haben ja in unserem geliebten Vaterland erst eine solche erlebt und stehen noch unter dem Eindruck der gewaltigen Tat. Unser Führer, Adolf Hitler, wurde uns dazu von unserem Gott gesandt, und wer bisher es noch nicht erfasst hatte, dass er ein besonders Begnadeter, unter einem besonderen göttlichen Schutz Stehender ist, dem hat hoffentlich der 30. Juni die Augen darüber geöffnet. Adolf Hitler mit seinen treuen, ihm völlig ergebenen, von heißer Liebe zu ihm entbrannten Männern durften das große Werk der völkischen Erneuerung schaffen.*



*Die Himmelfahrt Christi.* Das zweite von Karl Vollmer bemalte Glasfenster in der Villingener Johanneskirche. Fotos: Wolfgang Rüter-Ebel

Im Weiteren spricht Konrad Barner davon, dass Gott noch Größeres schenken will, nämlich eine innere, geistliche Erneuerung. Diese Hitler-Passage scheint ihm also eine Art Gleichnis für diese innere Erneuerung gewesen zu sein. Am 30. Juni 1934, nur zwei Wochen vor der Einweihung der Kirche, hatte der sogenannte „Röhm-Putsch“ stattgefunden. Unter diesem Namen war die Aktion von der nationalsozialistischen Propaganda veröffentlicht worden. In Wirklichkeit war es eine geplante Säuberungsaktion gegenüber der Hitler zu mächtig gewordenen SA. Die Hitler-Anhänger hatten ein Blutbad angerichtet, einige Dutzend Vertreter der gegnerischen Gruppe wurden umgebracht, dabei eben Ernst Röhm, weitere Führungsmitglieder der SA und auch Kurt von Schleicher, Vorgänger Hitlers im Amt des Reichskanzlers.

Grundsätzlich galt den meisten Christen in der evangelischen Kirche die sogenannte nationalsozialistische Revolution nach innen als „Reinemachen“, nach außen als Rettung vor dem marxistischen Bolschewismus, wurde also mehr oder weniger lebhaft begrüßt. Der von Hitler in den Boden getretenen Demokratie hat kaum jemand in der Kirche eine Träne nachgeweint, weder bei den Anhängern der aus der Erweckungsbewegung des 19. Jahrhunderts hervorgegangenen „Kirchlichen Vereinigung für positives Christentum und deutsches Volkstum“ noch bei der im Kulturprotestantismus wurzelnden „Kirchlich-Liberalen Vereinigung“, die sich beide im Frühjahr 1933 bei den „Deutschen Christen“ eingliederten. Nur wenige, vor allem die im Bund Religiöser Sozialisten organisierten Pfarrer widersetzten sich von Anfang an der Gleichschaltung.<sup>5</sup>

Der erhaltene Zeitungsbericht von der Einweihungsfeier hebt die Glasfenster besonders hervor:

*Im Rahmen des Arbeitsbeschaffungs-Programms der Reichsregierung hat die hiesige evangel. Kirchengemeinde ihre Kirche dieser durchgreifenden Instandsetzung und Verbesserung unterzogen. Ausgehend von der Sicherung und Erhaltung der schönen Stuckdecke, über die Erneuerung des hundertfältig geflickten Wandputzes, der vom Zahn der Zeit stark mitgenommenen Bodenbeläge, Ersatz der hellen Verglasung durch dämpfendes Cathedralglas, durch Einbau neuen Wandtäfers und neuer Bestuhlung, Umbau der Beleuchtung für indirektes Licht, Verlegung der Kanzel an einen akustisch besseren und für die Raumordnung wertvolleren Platz, durch Erstellung eines würdigen, schlichten Altars, überragt vom einfachen Kreuz, Ersatz der unhaltbaren Ofenheizung durch eine saubere und wirtschaftlichere Dampfheizung, alles mit wohlabgewogenen Farben würdig und feinsinnig abgetönt und durch Einbau von zwei vorzüglich gelungenen Glasgemälden: Kreuzigung und Auferstehung, ersteres als Kriegsgedächtnisfenster mit entsprechender Inschrift, ist jetzt ein Gotteshaus entstanden, das dem berechtigten Wunsch der Gemeindemitglieder nach endlicher würdigerer Gestaltung des Kircheninnerns voll und ganz Rechnung trägt. – Wenn jetzt noch der anschließende Gemeindesaal in Farbe und Ausführung glücklich mit*

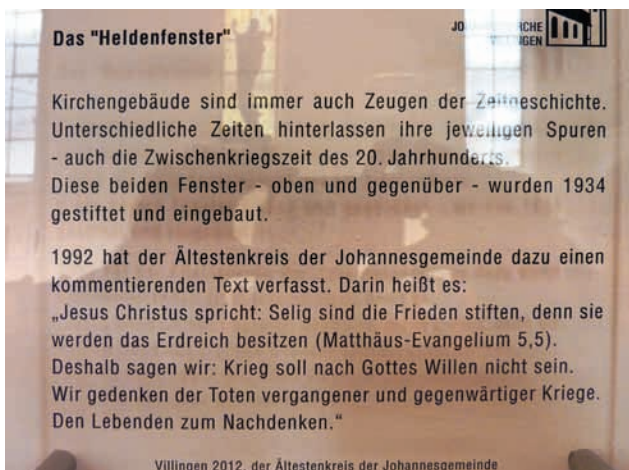
*dem Hauptraum zusammengestimmt wird, dürfte der Gesamteindruck noch vollkommener, vorzüglicher werden.<sup>6</sup>*

Ganz anders beurteilte man 1983, als die Kirche wiederum renoviert wurde, die Gestaltung von 1934, wobei aber in diesem Bericht die Glasfenster nicht besonders gewürdigt werden:

*Beherrscht [...] war das Innere von einer 1934 geschaffenen, unproportioniert wirkenden, neugotischen Ausstattung, zu der neben Altar, Kanzel und Bänken auch eine sehr dominierende Lambris gehörte. Weiterhin ungünstig auf den Raumeindruck wirkt die 1913 vergrößerte Orgelempore. Die Erhaltung der als störend empfundenen Ausstattung von 1934 stand nicht zur Diskussion, wenngleich man im Hinblick auf die Finanzsituation das Gestühl zunächst im Raum belassen muß: Die Wiedergewinnung des Barockraumes war das erklärte Ziel!<sup>7</sup>*

Spätestens aber seit den 1980er Jahren sorgten die beiden 1934 unter dem Motto „Kreuz und Auferstehung“ installierten Glasfenster immer wieder für Diskussionen in der Kirchengemeinde. Dies hat seinen Grund vor allem in der Beschriftung des einen Fensters als „Kriegsgedächtnisfenster“. So ist unter dem Kreuz mit dem sterbenden Jesus der Vers aus dem Johannesevangelium zu lesen: „Niemand hat größere Liebe denn die, dass er sein Leben lässet für seine Freunde (Joh. 15,13)“, und daneben steht: „Unseren 81 gefallenen Helden in Dankbarkeit / die evangelische Kirchengemeinde Villingen / 1914–1918“.

Hatte man 1934 die evangelische Kirche mit Begeisterung zu einem nationalen Gedenkort für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges machen können, so entwickelte sich seit dem Zweiten Weltkrieg nach und nach eine andere Haltung zu solchem Heldengedenken. Wichtige Schritte dabei dürften die deutsch-französische Versöhnung und Freundschaft gewesen sein und vor allem die Frie-



Auf dieser 2012 anlässlich einer großen Kirchenrenovierung angebrachten Tafel werden die Glasfenster kommentiert.



denzbewegung der 1980er Jahre. Man lernte, dass genau dieser Bibelvers zum einen auch auf Kriegsgräbern in England und Frankreich zu lesen ist und dass die dortigen Familien mit gleichen Gedanken an ihre im Krieg umgekommenen Kinder dachten. Zum anderen lernte man, den Gebrauch dieses Jesus-Verses aus dem Evangelium in solchen Zusammenhängen als Missbrauch zu sehen.

Als im Jahre 2012 die Johanneskirche erneut renoviert wurde, ließ der Ältestenkreis eine kommentierende Tafel am „Heldenfenster“ anbringen. Darauf ist zu lesen:

*Kirchengebäude sind immer auch Zeugen der Zeitgeschichte. Unterschiedliche Zeiten hinterlassen auch ihre jeweiligen Spuren – auch die Zwischenkriegszeit des 20. Jahrhunderts. Diese beiden Fenster – oben und gegenüber – wurden 1934 gestiftet und eingebaut.*

*1992 hat der Ältestenkreis der Johannesgemeinde dazu einen kommentierenden Text verfasst. Darin heißt es: „Jesus Christus spricht: Selig sind, die Frieden stiften, denn sie werden das Erdreich besitzen (Matthäus-Evangelium 5,5). Deshalb sagen wir: Krieg soll nach Gottes Willen nicht sein. Wir gedenken der Toten vergangener und gegenwärtiger Kriege. Den Lebenden zum Nachdenken.“*

*Villingen 2012, der Ältestenkreis der Johannesgemeinde.*

### Autor

WOLFGANG RÜTER-EBEL, geboren 1959, ist in Niedersachsen aufgewachsen. Nach dem Studium der Mathematik, Germanistik und Theologie wurde er evangelischer Pfarrer und wirkte viele Jahre in Denzlingen bei Freiburg. Er ist verheiratet, hat zwei erwachsene Kinder und ist seit 2010 Dekan des Evangelischen Kirchenbezirks Villingen und Pfarrer der Johannesgemeinde Villingen.

### Anmerkungen

- 1 Zu den Kirchenämtern Barners siehe die Aufstellung bei RAINER BOOKHAGEN: Die Evangelische Kinderpflege und Die Innere Mission in der Zeit des Nationalsozialismus Band 2. Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2002 (S. 958).
- 2 Dieses Pfarrhaus wurde 1978 – mit dem Ruhestand von Pfarrer Guggolz – verkauft.
- 3 Eine Durchschrift dieses Briefes sowie die weiteren zitierten Dokumente sind erhalten im Archiv der Evangelischen Kirchengemeinde Villingen, Kirchengemeinde und Kirchspiel, Band I (1853–1977), Az. 11/1.
- 4 Archiv der Evangelischen Kirchengemeinde

Villingen (siehe Anm. 3). Aus der Korrespondenz geht nicht eindeutig hervor, ob es sich bei dem Offenburger Glasmaler Vollmer um Karl Vollmer oder um seinen 1934 gestorbenen Vater Ludwig Vollmer handelt. Die Formulierung „Es wird eben dies Werk, das seinen Meister lobt, Sie allen denen empfehlen, die es zu Gesicht bekommen“ lässt eher einen jüngeren Künstler als Empfänger vermuten.

- 5 GEORG GOTTFRIED GERNER-WOLFHARD: Kleine Geschichte des Protestantismus in Baden. Karlsruhe 2013.
- 6 Eine Kopie des Artikels ist im Archiv der Evangelischen Kirchengemeinde Villingen (siehe Anm. 3) erhalten, der Name der Zeitung ist nicht vermerkt.
- 7 Siehe dazu auch: HANS KRATZERT: „Ich habe lieb die Stätte deines Hauses ...“. Die Evangelischen in Villingen. Festschrift zur Renovierung der Johanneskirche. VS-Villingen 1983. – Eine weitere Festschrift wurde zum 100-jährigen Bestehen der Evangelischen Kirchengemeinde Villingen 1992 herausgegeben: „Ich habe lieb die Stätte, da deine Ehre wohnt.“ 1. Teil. Beiträge zur Geschichte der Kirchengemeinde Villingen. VS-Villingen 1992.

## Kollektiv benagelte Türen, Wappen und Kreuze: Über die Kriegswahrzeichen des Ersten Weltkriegs in der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg

von HANS-CHRISTIAN PUST

Im Jahre 2014 jährte sich der Ausbruch des Ersten Weltkriegs zum einhundertsten Mal. Eine Vielzahl von Buchneuerscheinungen, Ausstellungen und anderen Veranstaltungen begleiteten dieses Gedenkjahr. Neben der Untersuchung der internationalen Politik, der Kriegsursachen und der militärischen Aspekte des Krieges an den verschiedenen Fronten war das Thema der „Heimatfront“ noch etwas weniger genau untersucht worden. 2014 erschienen jedoch zahlreiche Monographien und Ausstellungskataloge, die sich mit dem Ersten Weltkrieg an der „Heimatfront“ für verschiedene Ortschaften und Länder beschäftigten.<sup>1</sup> Denn der Krieg hatte auch zahlreiche Auswirkungen auf die Daheimgebliebenen: Die Abwesenheit vieler Männer, die Trauer um die Kriegsoffer, die Versorgung der Verwundeten, die Aufrechterhaltung der Wirtschaft und der Landwirtschaft – nicht zuletzt dadurch, dass zahlreiche Frauen Aufgaben übernahmen, die bisher Männer ausübten. Am eindrucklichsten waren sicherlich die wirtschaftlichen Nöte, insbesondere der Lebensmittelmangel mit dem Höhepunkt im „Steckrübenwinter“ 1916/17.

Um dieser Not zu begegnen, wurden schon sehr früh Spendenaktionen initiiert. Zum einen für die Soldaten an der Front, denen „Liebesgaben“ geschickt wurden: Nahrungsmittel, Tabakwaren, warme Wollsachen und Ähnliches, zum anderen auch für die Notleidenden an der Heimatfront. Ein Gutteil der Geldspenden diente dabei der direkten Kriegsfinanzierung, insbesondere die Zeichnung der „Kriegsanleihen“, die offiziell als lohnende, gut verzinsten Geldanlage beworben wurde.

Ein anderer Teil der Geldspenden diente speziellen Zwecken, so wurde eine Unmenge an Spendenaktionen ins Leben gerufen, die doch immer nur den einen Zweck hatten, Geld für Kriegsführung oder zur Finanzierung von Kriegsfolgen zu beschaffen. So gab es beispielsweise Spenden für den Invalidendank, für die sogenannte Ludendorffspende, die Kaiser-Wilhelm-Spende deutscher Frauen, eine Spendenaktion für den Reichsverband zur Unterstützung deutscher Veteranen, eine „Kriegsspende Deutscher Frauendank“, eine Kolonialkriegerspende, eine U-Boot-Spende und viele andere.

Eine spezielle Art des Spendensammelns bildeten die verstärkt ab März 1915 im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn aufkommenden „Nagelungen“ von „Kriegswahrzeichen“: Damit war die Aufstellung großer, eigens geschaffener Holzfiguren gemeint, in die gegen Spenden Nägel eingeschlagen wurden.

### Anfänge der Nagelungsbewegung in Wien

Im März 1915 kam in Österreich diese merkwürdige Sitte auf, Holzfiguren aufzustellen und gegen Spenden zu benageln. Im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn gab es jedoch auch schon einige wenige Aktionen vor dem März 1915, bei denen Nägel in der Form eines Eisernen Kreuzes in Tische eingeschlagen wurden. Diese frühen Aktionen fanden immer in Wirtshäusern statt und gingen von Stammtischen aus. Ihr Ursprung muss bis heute als ungeklärt angesehen werden.

Die Initialzündung für das Spendensammeln mit Nagelungen, das sich in den folgenden Monaten wie ein Lauffeuer in Österreich-Ungarn und im Deutschen Reich verbreiten sollte, war jedoch die Aufstellung der Figur „Wehrmann im Eisen“ am 6. März 1915 in Wien.<sup>2</sup> Der ehemalige Korvettenkapitän Theodor Graf Hartig, seinerzeit Mitarbeiter der Zentralkanzlei des Witwen- und Waisenhilfsfonds der gesamten bewaffneten Macht, hatte diese Aktion in Wien angeregt.<sup>3</sup> Er hatte sich von der Wiener Sage um den „Stock im Eisen“ inspirieren lassen und die Idee des Benagelns auf eine neu geschaffene hölzerne Ritterfigur übertragen.

Der „Stock im Eisen“ ist ein Baumstrunk aus dem 15. Jahrhundert, der über und über mit Nägeln beschlagen ist. Er wurde urkundlich zuerst im Jahr 1533 erwähnt und steht noch heute am Stock-im-Eisen-Platz in Wien, ganz in der Nähe des Stephansdoms. Um ihn ranken sich zahlreiche Sagen und Legenden.

An der ersten großen Nagelungsaktion in Wien, der Benagelung des Wehrmanns in Eisen, lassen sich viele Elemente erkennen, die so oder ähnlich auch für Aktionen in anderen Orten übernommen wurden. Daher seien sie hier etwas näher erläutert.

Urheber der Wiener Aktion war der „Witwen- und Waisenhilfsfonds der gesamten bewaffneten Macht“, wie die Wiener Zeitung im Februar 1915 berichtete.<sup>4</sup> Die ca. drei Meter hohe Figur des Wehrmanns aus Lindenholz wurde vom Wiener Bildhauer Josef Müllner geschaffen, sie steht noch heute in einer

Der Wiener „Wehrmann in Eisen“ wurde im März 1915 eingeweiht. Die Holzstatue konnte mit Nägeln beschlagen werden, die gegen Spenden erworben wurden. Der Wiener „Wehrmann in Eisen“ war die erste vollplastische Figur, die diesen Zwecken diente. Das Aufstellen derartiger Figuren breitete sich nach der Wiener Aktion wie ein Lauffeuer in Österreich-Ungarn und im Deutschen Reich aus. Der Wiener Wehrmann ist bis heute erhalten und steht am Rathaus in Wien. Foto: Hans-Christian Pust



Nische am Wiener Rathaus. In das hölzerne Standbild sollten nach Angaben der „Wiener Zeitung“ insgesamt 500.000 kleine Nägel eingeschlagen werden, jeder Nagel zum Preis von 1 Krone. In einem eigens geschaffenen Pavillon wurde der „Wehrmann“ auf dem Schwarzenbergplatz in Wien aufgestellt und am 6. März 1915 eingeweiht.<sup>5</sup>

Im Zeitungsbericht der Einweihungsfeier liest man zunächst ausführlich, wer an der Feierlichkeit teilgenommen hatte. An erster Stelle wurde Erzherzog Leopold Salvator genannt, der Kaiser Franz Joseph I. vertrat und stellvertretend für ihn den ersten Nagel in die Statue einschlug. Anwesend waren ferner der Botschafter des Deutschen Reiches, ein Vertreter des Sultans, verschiedene militärische Vertreter sowie zahlreiche weitere Personen des öffentlichen Lebens. Ein Zeitungsbericht nannte allein 83 Personen namentlich.<sup>6</sup> Die eigentliche Einweihungsfeier war von Gesang und Ansprachen durchzogen und entsprach somit dem typischen Ablauf öffentlicher Feiern in der damaligen Zeit. Höhepunkt war dann das Einschlagen der Nägel, auch hier wurden wieder zahlreiche Teilnehmer streng nach gesellschaftlichem Status aufgeführt. Im Anschluss an die offizielle Feier konnte dann auch die normale Bevölkerung Nägel erwerben und den Wehrmann benageln. Als Beweis ihrer Opferfreudigkeit erhielten die „Nagler“ eine Spendenquittung und konnten sich in ein eigens angefertigtes Buch mit Namen eintragen. Diese Elemente wurden in der Folge an fast allen Orten, an denen Nagelungen stattfanden, übernommen.

Die „Wiener Zeitung“ veröffentlichte von nun an fast täglich die jeweilige Anzahl der Teilnehmer. Auch besonders große Spenden oder besondere Nagelungsaktionen einzelner Gruppen wurden eigens erwähnt. Dieselbe Praxis lässt sich an zahlreichen anderen Orten, die in der Folgezeit die Modeerscheinung der Nagelungen übernahmen, nachweisen. Aus den Zeitungsberichten lässt sich auch deutlich erkennen, dass die Zahl der Teilnehmer an dieser Aktion, die anfänglich sehr hoch war, schnell sank. Die Popularität der Aktion nahm offensichtlich schnell ab, ebenso wie die Berichterstattung über die Aktion. Ein Phänomen, das sich auch bei nahezu allen anderen Nagelungsaktionen erkennen lässt.

Ebenso typisch auch für andere Orte war der Vertrieb zahlreicher Souvenirs, durch den ebenfalls wieder Spenden gesammelt wurden. Gleichzeitig wurde die Popularität der Monumente so gesteigert. Neben zahlreichen Postkarten sind vom Wiener Wehrmann beispielsweise Nachbildungen in verschiedener Größe und materieller Ausführung bekannt. Ebenso gab es Anstecknadeln, Broschen, Zigarettendosen und „Waisenglücksnägel“ in verschiedenen Ausführungen. Ähnliche Erinnerungsgegenstände finden sich auch zu zahlreichen anderen Nagelungsaktionen in Österreich-Ungarn und im Deutschen Reich. Für die Aktionen wurde mit umfangreichen „Merchandising“-Maßnahmen – wie man heute vielleicht sagen würde – geworben.

Das Sammeln von Spenden zugunsten von Kriegsopfern, Witwen und Waisen war einer der Hauptzwecke der Aktionen. Nicht immer kamen die Gelder jedoch auch tatsächlich Witwen und Waisen zugute. So wurden an zahlreichen

Orten Spendengelder in Krieganleihen angelegt und dienten damit mittelbar der allgemeinen Kriegsfinanzierung.

Überhaupt dürften soziale Belange viel wichtiger als die finanziellen gewesen sein. So wurde bei diesen Aktionen insbesondere in den Festansprachen immer wieder an das Zusammenstehen in schwieriger Zeit, das Durchhalten und das Ertragen von Leid und Entbehrungen in der Kriegszeit appelliert. Inflationär gebrauchtes Schlagwort war der Begriff der „Eisernen Zeit“ – ein Zusammenhang, der sich bei der Benagelung von Figuren mit eisernen Nägeln umso schöner herstellen ließ. Nicht zufällig kamen diese Aktionen eben auch erst Anfang 1915 auf, als die erste Kriegseuphorie verflogen war und schnelle Erfolge auf der Seite der Mittelmächte ausblieben.

### Zeitliche und geografische Ausbreitung der Aktionen

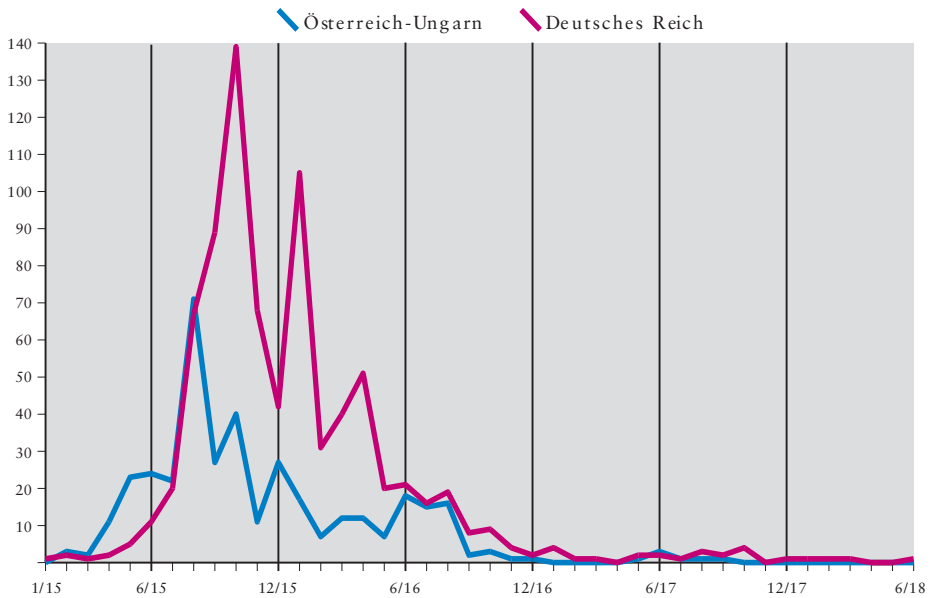
Schon einen Monat nach der Aktion in Wien stellte man am 5. April 1915 in Tulln an der Donau einen „Wehrschild“ zum Benageln auf. Dieses Motiv sollte das beherrschende in Österreich-Ungarn werden. Die Schilde waren jeweils relativ einheitlich gestaltet und trugen – wie es in der „Reichspost“ im April 1915 hieß – „auf weißem Grunde ein schwarzes Kreuz [...], in dessen Schnittpunkte das betreffende Stadtwappen angebracht“ werden sollte.<sup>7</sup> Wehrschilde, Wehrmänner und zahlreiche andere Motive wurden in Österreich-Ungarn in der Folge zu Hunderten geschaffen. In einer Vorstandssitzung des k. k. Österreichischen Militär-Witwen- und Waisenfonds wurde die Anzahl der Wehrmann- und Wehrschildaktionen in Österreich Ende Juni 1916 mit 700 angegeben.<sup>8</sup>

Im Deutschen Reich ahmte man in Darmstadt die Idee der Aufstellung einer vollplastischen Figur zum Benageln am frühesten nach.<sup>9</sup> Die Idee wurde direkt aus Wien übernommen.<sup>10</sup> Das Eiserne Kreuz war in der Folge im Deutschen Reich das beliebteste Objekt. Die Anzahl der Nagelungsaktionen insgesamt dürfte hier mehrere Tausend betragen haben. Prof. Gerhard Schneider, der wohl beste Kenner der Materie in Deutschland, hat alleine auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik Deutschland über tausend Nagelungsaktionen nachgewiesen.<sup>11</sup>

Zahlreiche dieser Aktionen können nicht mehr genau datiert werden. In einer eigenen Untersuchung, die sich neben den Daten von Gerhard Schneider in erster Linie auf zusammengetragenes Material hauptsächlich aus Tageszeitungen stützt, können jedoch insgesamt 798 Aktionen im Deutschen Reich und 379 Aktionen in Österreich-Ungarn zeitlich eingeordnet werden. Für die Übersicht wurde gezählt, wie viele Aktionen in den Monaten zwischen Januar 1915 und Juni 1918 neu begonnen wurden. Der Höhepunkt der „Nagelungswelle“ wurde demnach in Österreich-Ungarn im August 1915 erreicht. Das hat auch damit zu tun, dass in diesen Monat der Geburtstag des österreichischen Kaisers Franz Joseph I. am 18. August fiel. Alleine an diesem Tag begannen Nagelungsaktionen in 29 verschiedenen Orten.

Im Deutschen Reich wurde im Oktober 1915 mit etwa 140 Aktionen der absolute Höhepunkt erreicht. Dazu trugen besonders der Geburtstag Hindenburgs

## Über die Kriegswahrzeichen des Ersten Weltkriegs



Eine Auswertung von Zeitungsberichten über mehr als tausend Nagelungsaktionen im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn zeigt die Anzahl begonnener Aktionen in den Monaten zwischen Januar 1915 und Dezember 1918. Deutlich zu erkennen sind Höhepunkte an nationalen Gedenktagen und Herrschergeburtstagen. Grafik: Hans-Christian Pust

am 2. Oktober und der offizielle Gedenktag des 500-jährigen Jubiläums der Besitzergreifung der Hohenzollern in Brandenburg und der Mark bei, der am 24. Oktober gefeiert wurde. Ein zweiter Höhepunkt lässt sich im Januar 1916 erkennen. Ähnlich wie in Österreich-Ungarn ist auch hier der Grund im Herrschergeburtstag zu suchen: Am Geburtstag Wilhelms II., am 27. Januar, begannen im Jahr 1916 alleine an mindestens 42 Orten im Deutschen Reich derartige Nagelungsaktionen.

Betrachtet man die Entwicklung insgesamt, so lässt sich deutlich erkennen, dass in beiden Ländern die allermeisten Aktionen im Zeitraum zwischen Juli 1915 und April/Mai 1916 begannen. So schnell, wie die Anzahl der Aktionen in die Höhe schoss, fiel sie nach wenigen Monaten auch wieder ab. Offensichtlich erlahmte das Interesse an dieser Modeerscheinung doch sehr schnell wieder.

Für die Kerngebiete des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns lässt sich erkennen, dass es sich bei den Nagelungsaktionen tatsächlich um ein Massenphänomen handelte: Im Deutschen Reich lassen sich etwa 1.200, in Österreich-Ungarn etwa 700 derartige Aktionen nachweisen.

Im Deutschen Reich ist die Dichte auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik Deutschland am höchsten, was auch damit zu tun hat, dass dieses Gebiet am besten erforscht ist. Aber auch in den früheren deutschen Ostgebieten gab es

durchaus derartige Aktionen. Man muss hier also auf jeden Fall das gesamte damalige Reichsgebiet in eine Untersuchung mit einbeziehen.

In Österreich-Ungarn war die Dichte auf dem Gebiet des heutigen Österreichs am höchsten, aber auch in Böhmen und Galizien war die Dichte noch recht hoch. Nur wenige Aktionen lassen sich bis jetzt im ungarischen Landesteil nachweisen, was sicherlich auch mit der schwierigeren Quellenlage zu tun hat.

Nagelungsaktionen gab es jedoch auch in den von den Mittelmächten besetzten Gebieten, bei Truppen an der Front sowie bei Deutschen, Österreichern und Ungarn im neutralen Ausland, bis hin zu Aktionen in Nord- und Südamerika.<sup>12</sup>

### Wehrmänner, Rolande, Siegfriede und Eiserne Kreuze

Im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn gab es eine Vielzahl von Motiven bei diesen neu geschaffenen Denkmälern. Die markantesten Figuren waren wohl die Wehrmänner: Gepanzerte, aufrecht stehende, martialische Ritterfiguren, die durch das Einschlagen von Nägeln tatsächlich eine eiserne Rüstung bekamen. Neben dem Wehrmann von Wien gab es ähnliche Figuren in Prag, Linz, Brünn, aber auch in Frankfurt an der Oder, in Görlitz und Glauchau. Oftmals gaben auch historische Figuren aus dem Mittelalter oder der frühen Neuzeit das Vorbild für derartige Figuren ab: Einige Orte schufen eiserne Rolande, in Altona bei Hamburg und Schleswig wählte man einen „Isern Hinnerk“ und in Braunschweig errichtete man eine Figur „Heinrich der Löwe in Eisen.“

Aber nicht immer griff man so weit in die Vergangenheit zurück. Zahlreich sind auch die Figuren zum Benageln, die zeitgenössische Soldatenfiguren darstel-



Die „Eiserne Rose in Rosenheim“. Wie viele andere Städte wählte die Stadt Rosenheim als Nagelungsobjekt das Motiv des Stadtwappens aus. Unter diesen Wappenmotiven waren häufig Tiere und Pflanzen zu finden, im Fall der Stadt Rosenheim eine Rose, aus der durch die Benagelung die „Eiserne Rose“ wurde. Die „Eiserne Rose“ ist bis heute erhalten und befindet sich an der Außenseite des Mittertors, des einzigen erhaltenen Stadttors Rosenheims, in dem heute das Stadtmuseum Rosenheim untergebracht ist.

Foto: Hans-Christian Pust

len: Eiserne Landsturmänner, wie zum Beispiel in Erfurt oder „Eiserne Feldgraue“, wie zum Beispiel in Bielefeld oder in Landau in der Pfalz. Man schreckte auch vor noch lebenden Personen, in erster Linie Heerführern, als Vorbild für derartige Nagelungs-Denkmalen nicht zurück. Der populärste Fall ist die Errichtung des „Eisernen Hindenburg“ in Berlin: Diese Monumentalplastik, die im September 1915 eingeweiht wurde, war insgesamt 12 Meter hoch, und es brauchte ein mitwachsendes Holzgerüst um das Denkmal herum, um überhaupt an das Denkmal in der Höhe heranzukommen und dort Nägel einzuschlagen. Insgesamt bot das Denkmal Platz für 1,6 Millionen Nägel – kaum verwunderlich, dass diese Statue nie vollständig benagelt werden konnte.

Zu den Figuren in Menschengestalt zählen auch mythische Figuren, wie zum Beispiel Siegfried, der Held des Nibelungenliedes, und Heilige, wie zum Beispiel der heilige Michael. Auch die Repräsentanten verschiedener Berufe, vor allen Dingen des Schmieds, findet man häufig als Vorbilder für Nagelungsfiguren.

Neben menschlichen Figuren kommen häufig Tiere und Pflanzen als Vorbilder für Denkmäler zum Benageln vor. Dabei handelt es sich zumeist um Wappentiere oder -pflanzen. So schuf man zum Beispiel in Frankfurt am Main, wie auch an vielen anderen Orten, einen riesigen Eisernen Adler, in Hannover ein Eisernes Sachsenross und in Merseburg einen Eisernen Raben. In Bozen wählte man ein Eisernes Edelweiß, während sich Freiburg für einen Eisernen Baum, Rosenheim und Detmold hingegen für eine Eiserne Rose entschieden.

Das in Deutschland am häufigsten vorkommende Motiv war jedoch das Eiserne Kreuz. Es war im Deutschen Reich überhaupt das Symbol des Krieges und hatte den großen Vorteil, dass die hölzerne Nachbildung durch das Einschlagen von eisernen Nägeln tatsächlich in ein „eisernes“ Kreuz verwandelt werden konnte. Eiserne Kreuze zum Benageln in unterschiedlichsten Größen finden sich in zahllosen Orten im Deutschen Reich und auch in einigen wenigen Orten in Österreich-Ungarn.

Hier war jedoch das Symbol der „Wehrschilde“ das alles überragende. Die Zahl der benagelten Wehrschilde in Österreich-Ungarn dürfte mehrere Hundert betragen haben. Die Wehrschilde lassen sich einer eigenen Gruppe zuordnen: Hölzerne Nachbildungen von historischen oder zeitgenössischen Waffen, die zur Benagelung aufgestellt wurden. Beliebte waren bei den historischen Waffen neben den Wehrschilden insbesondere Schwerter. Unter den zeitgenössischen Waffen stechen vor allen Dingen die im Ersten Weltkrieg neuen Waffen hervor: U-Boote, Flugzeuge, Geschütze mit besonders großen Kalibern oder das Maschinengewehr. Das Modell eines U-Bootes benagelte man beispielsweise in Kiel, während in Gotha das Modell eines Flugzeuges aufgestellt wurde. Das hölzerne Modell einer 42-cm-Granate stellte man unter anderem in Wandsbek bei Hamburg zum Benageln auf.

Andere beliebte Motive waren Tore und Türen – meist an öffentlichen Gebäuden wie Rathäusern oder Kirchen – und Stadtwappen sowie Tische und Tischplatten. Alle drei zuletzt genannten Motive finden sich auch in einigen Städten der Region: in Donaueschingen, Trossingen und Villingen-Schwenningen.



### Nagelungen in Donaueschingen

Die Begeisterung für die damals neue Modeerscheinung der Nagelungsaktionen war so groß, dass in einigen Orten sogar mehrere solcher Aktionen stattfanden. Während in den Hauptstädten Berlin und Wien sowie in anderen Großstädten die Anzahl unterschiedlicher Aktionen zum Teil sogar im zweistelligen Bereich lag, sind mehrere derartige Aktionen auch für kleinere Orte zu belegen. Dort war ganz typisch, dass es neben der Haupt-Aktion der gesamten Stadt noch kleinere Aktionen zum Beispiel in Gastwirtschaften gab. So fand beispielsweise in Detmold im September 1915 die Nagelung der dortigen „Lippischen Rose“ statt, während im November des gleichen Jahres im Restaurant Kampmann ein Eiserner Tisch benagelt wurde.<sup>13</sup> Das gleiche Vorgehen lässt sich auch in Donaueschingen belegen.

Am 30. August 1915 war im Donaueschinger Tageblatt ein Artikel unter dem Titel „Stimmungsbild aus dem Kurort Donaueschingen“ zu lesen.<sup>14</sup> Dieser Bericht stammte – wie die Zeitung erläuterte – von einem Badegast, der ihn für seine Heimatzeitung verfasst hatte. Bezugnehmend auf den großen Stadtbrand von 1908 war der Schreiber erstaunt darüber, „wie schmuck und geradezu vorbildlich das traute Nest aus der Asche neu entstanden ist“.<sup>15</sup> Gerade auch im Gegensatz zu den am Anfang des Ersten Weltkriegs zerstörten Ortschaften in Ostpreußen kam ihm der Ort wie ein „Friedensparadies“ vor. Verschiedene Geldspenden zu Wohltätigkeitszwecken in der Stadt wurden beschrieben, eine Schilderung, die sicherlich auch einen unterschweligen Appell an die Zeitungsleser aussenden sollte. Der Hauptteil des Berichts war jedoch dem Restaurant „Jägerstüble“ und der dort stattfindenden Spendenaktion gewidmet:

*Du kennst meine Vorliebe, das Leben und die Gebräuche aller Volksstämme kennen zu lernen, so kann es Dich weiter nicht verwundern, wenn ich Dir mitteile, daß ich jetzt ein von außen unscheinbares, in einem ziemlich verborgenen Winkel liegendes Opferlokal des heiligen Gambrinus<sup>16</sup> aufsuchte, mit dem vielversprechenden Schilde: ‚Jägerstüble‘. Schon wollte ich die Türe von außen wieder zumachen, denn ein Klopfen oder Hämmern bewog mich zu der Annahme: Hier hat gewiß der Meister Tischler seine liebe Not. Doch der Lärm verstummte und ich trat ein und entdeckte auch bald die Ursache des Klopfens. Nachdem ich auf höfliche Einladung Platz am Stammtische genommen, sah ich zum großen Erstaunen einen Umriß des eisernen Kreuzes auf der Tischplattenmitte, das schon mit einer ganz erklecklichen Zahl von kleinen Nägeln gespickt war. Auf mein Befragen nach dem Zwecke dieses, reichte mir ein Gast folgende statt der Speisekarte in selbiger Form auf dem Tische stehende Tischregel, die in ihrer Art wohl verdient nachgeahmt zu werden.<sup>17</sup>*

Diese „Tischregel“ wird in dem Zeitungsbericht ausführlich zitiert, sie hat sich daneben in einem handschriftlich geführten Büchlein erhalten, in dem sich noch weitere Angaben zum benagelten Tisch im Jägerstüble finden lassen und das zahlreiche handschriftliche Eintragungen verschiedener „Nagler“ enthält.<sup>18</sup>

Was besagte nun diese „Tischregel“? In gereimter mundartlicher Form werden die Modalitäten der Nagelung bekannt gemacht:

*Indem gemütlich wir hier sitzen, / Statt auf dem Schlachtfeld Blut zu schwitzen / Und unter starkem Kannegießen / Die Strategie mit Bier begießen, / Derweilen draußen Leib und Leben / Dem Vaterland die Krieger geben, / So wollen auch wir ein Opfer bringen / Und suchen, uns selber zu bezwingen: / Wer also hier fremdländisch schwätzt, / Dem wird ein ‚Zehner‘ abgepfetzt, / Französisch, russisch, montenegrinisch, / Ob serbisch, belgisch, San marinisch, / Ob japsisch oder Mona-kohl, / Ein ‚Zehner‘ kost‘s halt jedesmol. / Tut aber einer ‚englisch schpuke‘, / Der muß 2 Zehner userucke. / Der Höchstpreis aber wird festgesetzt, / Wenn einer italienisch schwätzt.<sup>19</sup>*

Bei Benutzung einer Fremdsprache sollten hier also jeweils ein bis zwei „Zehner“ Strafe gezahlt und gespendet werden. Damit ist sicherlich nicht das Sprechen in einer fremden Sprache gemeint, sondern das Verwenden von Fremdwörtern aus den Sprachen der eigens aufgezählten Kriegsgegner, wie sie im Deutschen sehr zahlreich vorkommen. Das geht im weiteren auch aus der Tischregel hervor, wo es weiter heißt: „Deshalb darf aber ein jeder auch / der nicht fremdwörterisch angehaucht / ein Zehner opfern für die Sach“. Bestrebungen gegen den Gebrauch von Fremdwörtern aus den Sprachen der „Feinde“ gab es im Ersten Weltkrieg in Deutschland zahlreiche. So erschien auch eine Vielzahl von entsprechenden Büchern. Als Beispiel sei das Buch von Otto Eichhorn genannt mit dem Titel: „Los vom Fremdwort! Kleines Verdeutschungs-Wörterbuch“, das 1915 erschien.<sup>20</sup> Einige Beispiele aus diesem Buch: Für „Billard“ sollte man „Tafelball“ oder „Stoßball“ sagen, der Monat „Dezember“ erhielt den neuen Namen „Christmond“, und selbst das Wort „Kalender“ durfte nicht mehr benutzt werden, es sollte nun „Jahrbuch“ oder „Zeitweiser“ heißen.<sup>21</sup>

In der „Tischregel“ aus dem „Jägerstüble“ in Donaueschingen wird daneben auch eine Reihenfolge der zu vermeidenden Fremdsprachen und damit implizit eine Rangordnung der Feinde aufgestellt. Während Französisch, Russisch, Serbisch und andere Sprachen mit einer Strafe von einem Zehner belegt werden, kostete die Verwendung des Englischen das Doppelte, während die Verwendung des Italienischen mit der Höchststrafe belegt ist. Italien war im Ersten Weltkrieg zunächst neutral geblieben und schlug sich dann im Mai 1915 auf die Seite der Entente-Mächte. Es erklärte Österreich-Ungarn den Krieg, was bei den Mittelmächten, also dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn, als schmachtvoller Verrat gebrandmarkt wurde. Nebenbei erkennt man hier auch, dass die Benagelung des Tisches im „Jägerstüble“ und die Aufstellung der „Tischregel“ auf jeden Fall nach dem Mai 1915 begonnen worden sein muss. Ein genaues Datum des Beginns der Nagelung lässt sich in den wenigen erhaltenen Quellen nämlich nicht angeben. Der hier ausführlich zitierte Beitrag im „Donaueschinger Tageblatt“ ist die erste und die bei weitem ausführlichste Erwähnung der Nagelungsaktion im „Jägerstüble“.

Die „Tischregel“ legte weiterhin fest, dass derjenige, der die jeweilige Strafe bezahlt hatte, damit auch das Recht erworben hatte, einen Nagel in den Tisch zu schlagen. Aber auch unabhängig von einer Strafe für den Fremdwortgebrauch durfte jedermann gegen eine Spende von zehn Pfennig einen Nagel in den Tisch einschlagen und seinen Namen in das „Nagelbuch“ eintragen.

Der bei dieser Gelegenheit gespendete Gesamtbetrag sollte „zum Besten der Hinterbliebenen im Kriege gefallener Donaueschinger“ verwendet werden.<sup>22</sup> Diese Art der Verwendung der Erträge der Nagelungsaktionen war typisch. Nutznießer sollten in den meisten Fällen Kriegswitwen und -waisen sein und zwar möglichst ganz direkt die Witwen und Waisen vor Ort. Oftmals – besonders bei größeren Aktionen – sollten die Erträge aber auch ganz oder teilweise der Dachorganisation dieser Spenden im Deutschen Reich, der „Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Krieg Gefallenen“, zukommen. Sieht man sich diese Organisation näher an, erkennt man, dass sie die eingenommenen Spendengelder zu einem guten Teil in Krieganleihen anlegte.<sup>23</sup> Damit kamen die Spendengelder oftmals eben nicht den Witwen und Waisen zugute, sondern dienten der allgemeinen Kriegsfinanzierung. In zahlreichen Orten wurden Teile der eingehenden Spenden auch direkt in Krieganleihen angelegt.

Wie hoch der Betrag war, der im „Jägerstübtle“ zusammenkam, lässt sich nicht genau eruieren. In dem Bericht des Badegastes heißt es, es sei „schon ein recht nettes Sümmchen“ zusammengekommen.<sup>24</sup> Am 25. Oktober 1915 bezifferte das Donaueschinger Tageblatt die insgesamt zusammengekommene Summe auf 100 Mark, also ein eher bescheidener Betrag.<sup>25</sup> Fünf Wochen später wurde als zweite Rate, die bei der Aktion zusammengekommen war, ein Betrag von 150 Mark genannt. Hierzu liegt auch eine Quittung für die Wirtin des Jägerstübles, Frau Marie Stocker, vor, der am 30. November 1915 die Einzahlung von 150 Mark an die Stadtkasse bestätigt wurde, und zwar als „Erträgnis der Nagelung des Eis. Kreuzes II. Zahlung“. Vom April 1916 existiert eine weitere Quittung über 380 Mark, während die letzte dieser Quittungen vom Januar 1921 nur noch 70 Mark an Einnahmen verzeichnet.<sup>26</sup> Das Donaueschinger Tageblatt bemerkte, dass auch „Ihre Durchlauchten der Erbprinz und Prinz Friedrich“ sich mit namhaften Beiträgen beteiligten und sich in das „Stammtischbuch“ eintrugen.<sup>27</sup>

Das schon genannte „Nagelbuch“ aus dem Donaueschinger „Jägerstübtle“ enthält insgesamt etwa 300 namentliche Eintragungen von Teilnehmern an der Nagelungsaktion. Die meisten Spender trugen nur ihren Namen, manchmal noch ihren Beruf oder auch ihren Herkunftsort ein, denn es finden sich auch zahlreiche Urlauber oder Soldaten auf der Durchreise. Die erste Datierung stammt vom November 1915, einige Eintragungen sind sogar noch bis zum Oktober 1919 zu finden. Die Mehrzahl der datierten Eintragungen stammt jedoch aus dem ersten Halbjahr 1916. Das Büchlein enthält neben der Tischregel und den Namenseintragungen auch noch ein Vorwort, eine Chronik sowie ein Schlusswort, diese sämtlich in gereimter Form. Im Schlusswort wird auch noch eine eiserne Stammtischlampe erwähnt, die wohl über dem genagelten Tisch hing.

Die Benagelung einer Tischplatte mit einem Eisernen Kreuz in einer Gaststätte in Donaueschingen war kein Einzelfall. Im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn lassen sich insgesamt an etwa 70 verschiedenen Orten derartige „Tischnagelungen“ feststellen, sehr oft in Wirtshäusern und Gaststätten. Eines der interessantesten Beispiele stammt dabei aus Villingen. Dort benagelte man in der Brauerei Ott schon ab dem 11. Februar 1915 einen Tisch mit Schuhnägeln, die man in der Form des Eisernen Kreuzes einschlug.<sup>28</sup> Anfang März gab es hier sogar noch eine zweite Nagelungsaktion: Nun wurde im Gasthof „Schwanen“ von einer Stammtisch-Gesellschaft „eine Platte mit dem Reichsadler, der zwischen den Fängen im Schnabel ein kunstvolles Eisernes Kreuz hält“ genagelt.<sup>29</sup> Wieso hier, wie an wenigen anderen Orten im Deutschen Reich, schon vor der eigentlich Vorbild gebenden Aktion in Wien Tischplatten benagelt wurden, muss bis heute als weitgehend ungeklärt gelten. Ein anderes Beispiel für die Benagelung eines Tisches stammt aus der Gaststätte „Fortuna“ in Pforzheim.<sup>30</sup> Von dieser Aktion berichtete übrigens auch das Donaueschinger Tageblatt.<sup>31</sup>

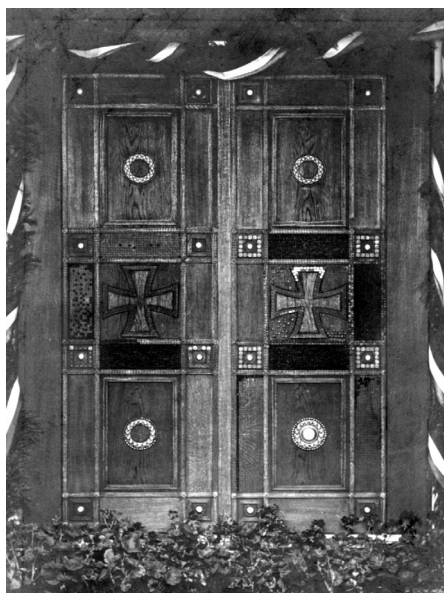
Außer im Deutschen Reich war das Benageln von Tischplatten in Gasthäusern auch in Österreich-Ungarn verbreitet, so zum Beispiel in Wien oder in Bregenz.<sup>32</sup> Es gab jedoch auch größere Aktionen außerhalb einzelner Gaststätten oder Restaurants, in denen Tische benagelt wurden: So benagelte die Ersatz-Eskadron des Ulanen-Regiments „König Wilhelm I.“ (2. Württembergisches) Nr. 20 in Ludwigsburg einen Tisch zu Gunsten des Roten Kreuzes und der Hinterbliebenen gefallener Angehöriger des Regiments. In Graz gab es ab April 1915 einen „Kriegstisch“ im Staatsbeamten-Kasino, der benagelt wurde.<sup>33</sup>

Ziemlich einzigartig ist der „Eiserne Wehrtisch“ in Marchtrenk bei Linz.<sup>34</sup> Der Tisch war von Gefangenen im dortigen Kriegsgefangenenlager angefertigt worden. Ein russischer Gefangener lieferte die Planzeichnungen für die Verzierungen, ein anderer aus Triest führte die Schnitzereien aus.<sup>35</sup> Am Rand der Tisch-



Das Stadtwappen von Donaueschingen wurde bei einem Wohltätigkeitsfest im Karlshofgarten am 12. September 1915 benagelt. Die hölzerne Platte, in die ca. 4.000 verschiedenfarbige Nägel eingeschlagen werden konnten, war etwas über einen Meter hoch. Die unterschiedlichen Nägel waren in der Form eingeschlagen, dass sich daraus das Motiv des Stadtwappens Donaueschingens als „Nagelbild“ ergab. Das benagelte Stadtwappen von Donaueschingen ist bis heute in den Sammlungen des Stadtarchivs erhalten geblieben.

Stadtarchiv Donaueschingen. Foto: Hans-Christian Pust



Auch Türen und Tore dienten häufig als Nagelungsobjekte und zwar sowohl Türen und Tore in schon bestehenden Gebäuden, als auch frei stehende Türen und Tore, die später in Gebäude eingebaut werden sollten. In Berlin-Schöneberg und Wilmersdorf wurde eine Tür gegen Spenden benagelt, die vom bekannten Architekten Peter Behrens entworfen worden war. Sie sollte in das Rathaus einer wiederaufgebauten ostpreußischen Stadt eingesetzt werden.

Zeitgenössische Postkarte.  
Sammlung Hans-Christian Pust

platte stand der Spruch „Der eiserne Tisch, er sei geweiht, den Söhnen einer besseren Zeit, den Vätern zum Gedächtnis, den Söhnen zum Vermächtnis!“ Auch die Benagelung dieser Tischplatte diente wieder wohlthätigen

Zwecken. Es kamen insgesamt etwa 14.000 Kronen an Spenden zusammen. Der Tisch ist bis heute im ehemaligen Wasserturm in Marchtrenk erhalten.

In Donaueschingen gab es neben der Benagelung eines Tisches im „Jägerstüble“ auch noch eine offizielle Nagelungsaktion der Stadt. Am 12. September 1915 fand nachmittags ein von der Fürstin veranstaltetes Wohltätigkeitsfest im Karlshofgarten statt. Es gab Verkaufs- und Erfrischungsbuden, ein Preisschießen auf Ehrenscheiben, ein Karussell, die Vorführung von Kriegslichtbildern, eine Lotterie und – als besondere Attraktion: „die Nagelung des Stadtwappens mit Kriegsnägeln“. <sup>36</sup> Die Einnahmen der gesamten Aktion sollten der oben schon erwähnten „Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen“ zugute kommen. Die Veranstaltung wurde musikalisch umrahmt von der Kapelle des einheimischen Bataillons.

Die Nagelung des Stadtwappens galt dem Donaueschinger Tageblatt als „bedeutsamster und für die Geschichte Donaueschingens wichtigster Moment“ des Festes. Das Stadtwappen stand in der Mitte des Gartens. Es war etwas über einen Meter hoch und vom Schreinermeister Leo Wintermantel aus Hüfingen hergestellt worden. <sup>37</sup> Insgesamt konnten 4.000 kleine Nägel in unterschiedlichen Farben eingeschlagen werden. Die ersten Nägel wurden feierlich – wie bei vielen anderen Aktionen dieser Art – von den Honoratioren vor Ort eingeschlagen, an ihrer Spitze die Fürstin, die den ersten Nagel einschlug. Es folgten weitere Fürstinnen und Fürsten, Gräfinnen und Grafen.

Insgesamt, das meldete das Donaueschinger Tageblatt einige Tage später, kamen beim Wohltätigkeitsfest rund 5.500 Mark zusammen. <sup>38</sup> Das Stadtwappen wurde später auch noch weiter benagelt, so zum Beispiel am Badischen Opfertag,

am 19. September 1915, an dem es auf der Rathausterrasse zur weiteren Benagelung bereit stand.<sup>39</sup> Und offensichtlich wurde die Benagelung auch in den folgenden Wochen fortgesetzt. So meldete das Donaueschinger Tageblatt am 22. Dezember 1915, dass sich nun auch die Schuljugend an der Nagelung des Stadtwappens beteiligte. So habe die sechste Knaben- und Mädchenklasse am 18. Dezember mit 372 Nägeln „den Anfang gemacht“.<sup>40</sup> Eine Schülerin schrieb dazu:

*Das Geld sammelten unsere 2 Klassen selbst und deshalb war die Freude sehr groß. Auf Veranlassung des Herrn Lehrers kamen wir schon um 8 Uhr in Sonntagskleidern in die Schule. Gegen 1/2 10 Uhr marschierten wir zusammen ins Rathaus. Zum Gruße sangen wir die Wacht am Rhein. Darauf nagelten wir. Herr Bürgermeister Schön war überrascht, begrüßte den Herrn Lehrer und lobte unsere Opferwilligkeit. Als Schlußakt sangen die Schüler das Lied ‚Deutschland, Deutschland über alles.‘ Die noch übrige Zeit nützten wir zu einem gemeinsamen Spaziergange. Kurz vor 12 Uhr kamen wir wieder zurück. Die ereignisvollen Stunden werden wir lange im Gedächtnis behalten.<sup>41</sup>*

Die Teilnahme von Schülerinnen und Schülern an diesen Aktionen war überall üblich. Das benagelte Stadtwappen hat sich bis heute erhalten und befindet sich in den Sammlungen des Stadtarchivs.<sup>42</sup>

Auch die Benagelung von Stadtwappen war durchaus üblich, ganz typisch ist dieses Motiv für eher kleinere Städte, wie zum Beispiel Besigheim in Württemberg oder auch in Knittelfeld in Österreich.<sup>43</sup> Benagelte Stadtwappen in Großstädten, wie zum Beispiel in Ludwigshafen, sind dagegen eher selten. Hier entschied man sich meist für größere, spektakulärere Motive.

### Die Nagelungsaktion in Trossingen

Auch in Trossingen fand im Ersten Weltkrieg eine Nagelungsaktion statt, jedoch erst recht spät, im Juli 1916. In Gerhard Schneiders großer Zusammenstellung der Nagelungsaktionen in Deutschland fehlt Trossingen. Schneider selbst stellt in seinem Buch jedoch auch klar heraus, dass bei der Anzahl der Nagelungsaktionen noch „mit einer großen Dunkelziffer, vor allem was kleinere Gemeinden angeht, gerechnet werden“ müsse.<sup>44</sup> Die Nagelung in Trossingen ist hierfür ein Beispiel.

Türen und Tore öffentlicher Gebäude, wie zum Beispiel Kirchen, Rathäuser oder Kasernen, waren auch andernorts beliebte Nagelungs-Objekte, so zum Beispiel die benagelte Rathaustür in Wasserburg am Inn, die benagelte Tür des Schweriner Doms oder das „Hindenburgtor“ im Exerzierhaus des 3. Garde-Regiments zu Fuß in Berlin.<sup>45</sup> Daneben gab es auch frei stehende Türen, die benagelt wurden, um dann später in ein Gebäude eingesetzt zu werden. So zum Beispiel die Tür, die in Berlin-Schöneberg und Wilmersdorf benagelt wurde.

Auch die zu benagelnde Tür in Trossingen stand zunächst frei: Sie war aus massivem Eichenholz hergestellt worden und machte „einen gediegenen Eindruck“, wie die Trossinger Zeitung feststellte:

## Kollektiv benagelte Türen, Wappen und Kreuze

Die benagelte Tür im Trossinger Rathaus stand zum Benageln zunächst frei. Sie zeigte zahlreiche Motive wie den Reichsadler, das württembergische Wappen und andere. Für die Darstellung dieser verschiedenen Motive gab es eine Vielzahl unterschiedlicher Nägel. Die Tür wurde später ins Trossinger Rathaus als Tür zum Sitzungssaal eingebaut, wo sie sich noch heute in sehr gut erhaltenem Zustand befindet.

Foto: Hans-Christian Pust.



*Stockige kantige Säulen tragen den weit vorspringenden Aufsatz. Die Füllung zeigt die schwungvollen Formen des Reichsadlers in Bildschnitzarbeit mit dem ältesten württembergischen Wappen, den drei Hirschhörnern, auf der Brust und der Unterschrift: ‚Zum Andenken an die Zeit von 1914–16‘ in leicht erhabener Arbeit auf hellem Grunde. Durch die Nägel von verschiedener Farbe, Form und Größe werden die edlen Formen noch verstärkt hervortreten. Ein kräftig gehaltener rechteckiger Rahmen aus Lorbeergerinden mit Rosetten umschließt das ganze Bild.<sup>46</sup>*

In der „Trossinger Zeitung“ war am 26. Juli 1916 zu lesen, die städtischen Kollegien hätten „die Erstellung einer Haupttüre zum Sitzungssaal im Rathaus“ beschlossen, „deren Füllung, der Reichsadler, durch geeignete Nagelung hervorgehoben werden soll.“<sup>47</sup>

Die Trossinger Zeitung beschrieb auch minutiös, wie sich die zahlreichen Nägel in verschiedenen Formen über die Motive der Tür verteilten:

*Die Krone des Adlers trägt nur vergoldete Nägel. Der Stifter [gemeint ist der Stifter des gesamten Denkmals, H.-C.P.] erhält seinen Ehrenplatz mit einem vergoldeten Nagel im Reichsapfel. Die oberen Teile der Krone samt dem Kreuz sollen 50 Nägel tragen, Ehrennägel, die für die bürgerlichen Kollegien und den Kirchengemeinderat vorgesehen sind. Preise erübrigen sich hier, der Stellung in der Gemeinde wird auch das vaterländische Opfer entsprechen. 8 Perlen sollen den Stirnreif zieren, 100 M für jede Perle ist nicht zu*

*viel. Die 5 Rosetten im Türfries sind mit je 50 M angesetzt. 400 runde Stifte aus Altmessing à 2 M bilden den Schildgrund, worauf sich die 3 Hirschhörner aus dunkleren schmiedeeisernen Nägeln, 150 Stück à 1 M, abheben. Im Schildrand sind 25 eckige Nummern Altmessing zu 10 M und etwa 100 Stück zu 5 M zugebracht. Die Inschrift soll durch Altkupfer hervorgehoben werden, 300 eckige Plättchen à 3 M. Die Ausführung der ganzen Adlerfläche ist in runden schmiedeeisernen Nägeln gedacht, 4500 Stück à 25 Pf.<sup>48</sup>*

Insgesamt ergibt sich somit für die Gruppen von Nägeln, für die ein Preis genannt wurde, eine Summe von 4.775 Mark, allerdings noch ohne die 50 „Ehrennägel“. Schöpfer der Tür, die der Trossinger Fabrikdirektor Wilhelm Koch und seine Frau gestiftet hatten, waren Gewerbelehrer Baier aus Trossingen, Bildhauer Bury aus Rottweil und Schreinermeister Kohler aus Stuttgart.<sup>49</sup>

Die Einweihung der Tür fand am 30. Juli 1916 statt, also kurz vor dem zweiten Jahrestag des Kriegsbeginns 1914. Genau darauf wies auch Schultheiß Haller in seiner Eröffnungsansprache hin und gedachte dabei auch „der in der Zwischenzeit erfolgten ruhmvollen Heldentaten unserer Armee und Flotte, aber auch der Entbehrungen und Strapazen, welche unsere Brüder, die draußen vor dem Feinde stehen, zu erdulden haben.“<sup>50</sup> Erwähnt wurden demnach ausschließlich die Kriegserfolge, keinesfalls die Niederlagen der Truppen der Mittelmächte. Aber die Sprache kam auch, wie in vielen anderen Reden aus Anlass von Nagelungsaktionen, auf die Gefallenen, die Witwen und Waisen, da die zu sammelnden Gelder gerade diesen zugute kommen sollten. Für die Daheimgebliebenen galt demnach die Pflicht des Durchhaltens und Aushaltens, es galt die vielfältigen Opfer auf sich zu nehmen. Auch der Trossinger Redner fand in seiner Ansprache das für die damalige Zeit typische Bild der „eiserne(n) Pflicht“ und der „eiserne(n) Zeit“. Darüber hinaus interpretierte Schultheiß Haller aber auch die konkrete Form der Tür: Sie solle „unsere jetzige eiserne Zeit und den Eintritt in eine neue Zeit des Aufschwungs und der Entwicklung und Durchgeistigung des deutschen Volkes versinnbildlichen.“

Die Einnahmen aus der Nagelung am ersten Tag wurden auf 1.000 Mark geschätzt. Die weitere Benagelung erfolgte an den darauf folgenden Sonntagen; auch verschiedene Vereine riefen zu gemeinsamen Nagelungsaktionen auf, so zum Beispiel der Militärverein oder der Gesangverein Germania.<sup>51</sup> Diese Vereine spendeten zunächst wertvolle Nägel, daraufhin folgten dann aber auch noch einzelne Vereinsmitglieder, die entsprechende Nägel einschlugen.<sup>52</sup> Auch am zweiten Nagelungstag, dem 6. August 1916, kamen so etwa 1.000 Mark zusammen. Im Laufe der folgenden Woche sollten dann auch die Schulen der Stadt Nagelungen an der Tür vornehmen. Am dritten Sonntag der Nagelung wurden dagegen nur noch etwa 200 Mark erreicht, die Trossinger Zeitung hielt es dennoch für sehr erfreulich, „daß die Bedeckung der Adlerfigur rasch fortschreitet, so daß man hoffen kann, das Werk Anfang September vollendet zu sehen.“<sup>53</sup> Daher setzte man auch nur noch zwei weitere Tage zum Benageln fest.



Der Elan der Nagelungsaktion ließ offensichtlich auch hier, wie an vielen anderen Orten, schnell nach, so dass in der Trossinger Zeitung sogar noch ein „7. Nagelungstag“ beworben werden musste. Und auch nach diesem Tag ging das Werben um Beteiligung weiter, indem die Zeitung die Geschichte eines Feldgrauen abdruckte, „der wirklich im Feld steht“ und durch einen Bürger der Stadt 50 Mark zum Benageln stiften wolle: Nicht in der Form eines goldenen Nagels, sondern nur in der Form eiserner Nägel: „Einige kräftige Hammerschläge, und ein schlichter Buchstabe wird auch künftigen Geschlechtern zeigen, wie ein rechter deutscher Soldat denkt. – Möge dem Wackeren glückliche Heimkehr beschieden sein. Diese wenigen Worte seien der goldene Ehrennagel, der ihm gebührt.“<sup>54</sup> Die Zeitung bedauerte, dass für die Nägel des Feldgrauen noch Platz da gewesen sei – und dass immer noch Platz für Nägel vorhanden sei. Sie schloss mit einem eindringlichen Appell zum Spenden: „Ein Scherflein am morgigen Sonntag für die Frauen und Kinder derjenigen, die uns Haus und Hof vor Feindes Hand beschützen. Gibt es, die Haus und Hof haben und deren Nagel noch nicht am Ehrenschilder unserer Gemeinde prangt?“<sup>55</sup> Trotz dieses Appells kamen nur etwa 220 Mark zusammen, und auf der Tür konnten „noch nicht alle Lücken ausgefüllt werden“, so dass die Aktion am folgenden Sonntag fortgesetzt werden musste.<sup>56</sup> Eine Zeitungsanzeige rief wiederum in großen Lettern zur „Nagelung“ auf, „da die Nagelung unseres Kriegswahrzeichens noch nicht lückenlos ist“; somit solle nochmals „jedermann Gelegenheit gegeben werden, versäumte Pflicht nachzuholen“.<sup>57</sup> Auch für den folgenden Sonntag, den 15. Oktober, druckte die Zeitung eine ähnliche Anzeige ab.<sup>58</sup> Danach liest man von der Aktion in der Trossinger Zeitung jedoch nichts mehr.<sup>59</sup>

Wie an vielen anderen Orten lässt sich auch für das Beispiel Trossingen zeigen, dass der Elan bei der Beteiligung an den Nagelungen schnell nachließ und das Interesse an den Aktionen auch in den Zeitungen so weit sank, dass schließlich überhaupt keine Berichte mehr erschienen, so dass das weitere Schicksal der Objekte oftmals nur sehr schwer oder gar nicht zu ermitteln ist. Im Fall der Trossinger Tür ist der Verbleib jedoch zu klären, da die sehr gut erhaltene, benagelte Tür noch immer in das Sitzungszimmer des Trossinger Rathauses führt.

Die Aufstellung und Benagelung sogenannter „Kriegswahrzeichen“ war im Ersten Weltkrieg im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn ein Massenphänomen. Überall schuf man Holzfiguren, in die gegen Spenden Nägel eingeschlagen werden konnten. Es gab zahlreiche unterschiedliche Motive für diese Figuren. Menschliche Figuren, sogenannte Wehrschilder, Eiserne Kreuze und viele andere. Während die Aktionen im zweiten Halbjahr 1915 und im ersten Halbjahr 1916 wie Pilze aus dem Boden schossen, ebte diese Modeerscheinung auch eben so schnell wieder ab. Dazu dürften die sich in die Länge ziehenden Kriegseignisse und die katastrophalen Folgen für die Heimat eine große Rolle gespielt haben.

Die Spenden, die bei diesen Aktionen zusammenkamen, waren insgesamt wohl von eher geringem Ausmaß. Wichtiger war wohl, mit diesen Aktionen ein Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Daheimgebliebenen zu erzeugen. Mit der Spende und dem Einschlagen von Nägeln konnten sie – scheinbar – ihren ganz per-

## Über die Kriegswahrzeichen des Ersten Weltkriegs

sönlichen Einsatz zum Gelingen des Krieges und zur Bewältigung der Kriegsfolgen leisten und auch noch öffentlich sehr wirkungsvoll präsentieren.

Die drei genannten Städte auf der Baar – Donaueschingen, Villingen-Schwenningen und Trossingen – sind dabei ganz typische Beispiele: Hier gab es sowohl private als auch öffentlich organisierte Aktionen. Auch die Motive – Tischplatten mit eisernem Kreuz in Wirtschaften und Stadtwappen sowie eine benagelte Tür – kamen hier wie an vielen anderen Orten vor. Außergewöhnlich ist jedoch, dass in allen drei Orten Nagelungswahrzeichen noch heute, knapp 100 Jahre nach ihrer Entstehung, vorhanden sind und von dieser heute weithin vergessenen Modeerscheinung im Ersten Weltkrieg eindrucksvoll Zeugnis ablegen.

### Autor

HANS-CHRISTIAN PUST, geboren in Flensburg, Studium der Fächer Deutsch, Geschichte, Pädagogik, Philosophie in Kiel. Dissertation über Höhere Mädchenschulen in der Kaiserzeit in Schleswig-Holstein. Seit 2005 wissenschaftlicher Bibliothekar an der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart. Derzeit Fachreferent für Alte Geschichte, Geschichte und Geographie sowie Leiter der Abteilung Karten und Graphik. [hcpust@gmx.de](mailto:hcpust@gmx.de)

### Anmerkungen

- 1 So zum Beispiel: ROLF SPILKER (Hg.): Eine deutsche Stadt im Ersten Weltkrieg: Osnabrück 1914–1918. Eine Ausstellung des Museums Industriekultur Osnabrück. Osnabrück 2014. – MICHAEL HAPPE (Hg.): „Herzliche Grüße vom Schlachtfeld ...“. Hohenloher im Ersten Weltkrieg. Verein Hohenloher Freilandmuseum. Schwäbisch Hall 2014. – SILKE EILERS: An der „Heimatfront“: Westfalen und Lippe im Ersten Weltkrieg. LWL-Museumsamt für Westfalen. Münster 2014.
- 2 GUNDA ACHLEITNER (Hg.): Der Wehrmann in Eisen. Nägel für den guten Zweck. Verlag Bibliothek der Provinz. Wien 2014.
- 3 Wiener Zeitung, Nr. 39, 18.2.1915, S. 12. Hartig, ehemaliger Ordonnanzoffizier des Erzherzogs Franz Ferdinand, starb schon wenige Wochen nach der Aufstellung des Wiener Wehrmanns am 10. April 1915: Pilsener Tagblatt, Jg. 16, Nr. 101, 12.4.1915, S. 4.
- 4 Wiener Zeitung, Nr. 28, 5.2.1915, S. 5.
- 5 Neben den zahlreichen Zeitungsberichten

- hat sich im Österreichischen Filmmuseum Wien auch ein Filmbericht von der Einweihungsfeier erhalten. Der neunminütige Film „Kaiser Franz Josef I. und Kaiser Wilhelm II. im Film“ zeigt ab Minute 4:41 Sequenzen der Feier. Der Film ist unter [www.europeanfilmgateway.eu](http://www.europeanfilmgateway.eu) abrufbar.
- 6 Wiener Abendpost, Nr. 53, 6.3.1915, S. 4.
  - 7 Reichspost. Unabhängiges Tagblatt für das christliche Volk Oesterreich-Ungarns, Jg. 22, Nr. 187, 23.4.1915, S. 11.
  - 8 Wiener Zeitung, Nr. 147, 29.6.1916, S. 13.
  - 9 Darmstädter Zeitung, Jg. 139, Nr. 85, 13.4.1915, S. 653.
  - 10 MARIE FÜRSTIN ZU ERBACH-SCHÖNBERG: Memoiren. 1852–1923. Bensheim <sup>3</sup>1991 (Geschichtsblätter Kreis Bergstraße; Sonderband; 13), S. 518.
  - 11 GERHARD SCHNEIDER: In eiserner Zeit: Kriegswahrzeichen im Ersten Weltkrieg. bd edition. Schwalbach im Taunus 2013.
  - 12 Siehe dazu: HANS-CHRISTIAN PUST: Kriegsnagelungen in Österreich-Ungarn, dem Deutschen Reich und darüber hinaus. In: STEFAN KARNER/PHILIPP LESIAK (Hg.): Erster Weltkrieg: Globaler Konflikt – lokale Folgen. Neue Perspektiven. Studien-Verlag. Innsbruck 2014 (Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung; Band 27), S. 211–224.
  - 13 Lippische Landeszeitung, Jg. 138, Nr. 277, 26.11.1915, S. 3.
  - 14 Donaueschinger Tageblatt, Nr. 199, 30.8.1915, S. 2.
  - 15 Donaueschinger Tageblatt, Nr. 199, 30.8.1915, S. 2.
  - 16 Legendärer König, der als Erfinder des Bierbrauens angesehen wurde.
  - 17 Donaueschinger Tageblatt, Nr. 199, 30.8.1915, S. 2.

- 18 Eine Kopie dieses Büchleins, dessen Original sich in Privatbesitz befindet, wurde mir dankenswerterweise von Herrn Willi Hönle zur Verfügung gestellt.
- 19 Donaueschinger Tageblatt, Nr. 199, 30.8.1915, S. 2.
- 20 OTTO EICHHORN: Los vom Fremdwort! Kleines Verdeutschungs-Wörterbuch. Blanke. Emmishofen 1915.
- 21 Siehe Anm. 20 (Seiten 9, 15, 30).
- 22 Donaueschinger Tageblatt, Nr. 199, 30.8.1915, S. 2.
- 23 In einer Darstellung von 1919 werden die Gesamteinnahmen der „Nationalstiftung“ mit 137 Millionen Mark beziffert, davon seien 20 Millionen Mark für Untertützungen ausgegeben worden, der Rest sei in Kriegsanleihen angelegt worden: KARL REUTTI: Die Entwicklung der Militär-Hinterbliebenen-Versorgung in Deutschland. Heymann. Berlin 1920 (Schriften der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen), S. 78f.
- 24 Donaueschinger Tageblatt, Nr. 199, 30.8.1915, S. 2.
- 25 Donaueschinger Tageblatt, Nr. 247, 25.10.1915, S. 2.
- 26 Diese Abbildungen der Quittungen hat mir dankenswerterweise Herr Willi Hönle zugänglich gemacht.
- 27 Donaueschinger Tageblatt, Nr. 279, 2.12.1915, S. 3.
- 28 SCHNEIDER 2013, siehe Anm. 11, sowie MARTINA ZIEGLWALNER: Ein Nageltisch mit einem Eisernen Kreuz aus dem Brauereigasthof Ott. In: Villingen im Wandel der Zeit (= Jahresheft des Geschichts- und Heimatvereins Villingen e.V.), Bd. 38, 2015. S. 107–108.
- 29 SCHNEIDER 2013, siehe Anm. 11, S. 468.
- 30 DONATUS WEBER (Hg.): Pforzheim im Weltkrieg, seine Söhne und Helden. Pforzheim 1915, S. 307.
- 31 Donaueschinger Tageblatt, Nr. 263, 13.11.1915, S. 3.
- 32 Wien: Das interessante Blatt, Jg. 35, 1916, Nr. 6, 10.2.1916, S. 12. – Bregenz: KARIN METZLER: Soziale Maßnahmen für die Zivilbevölkerung. In: GERHARD WANNER (Hg.): 1914–1918 Vorarlberg und der Erste Weltkrieg. Quellen und Darstellung. Dornbirn 1989, S. 120–127, hier: S. 120. – Datierung: Vorarlberger Volksblatt, Jg. 50, Nr. 90, 22.4.1915, S. 3.
- 33 Grazer Mittags-Zeitung, Jg. 2, Nr. 83, 7.4.15, S. 3.
- 34 Linzer Volksblatt, Nr. 238, 26.9.1915, S. 2.
- 35 VIKTORIA WEINZIERL: Das ehemalige Kriegsgefangenenlager. In: Marktgemeinde Marchtrenk (Hg.): Marchtrenk – 10 Jahre Marktgemeinde. Marchtrenk 1995, S. 131–138, hier: S. 134 f.
- 36 Donaueschinger Tageblatt, Nr. 204, 4.9.1915, S. 2.
- 37 Donaueschinger Tageblatt, Nr. 211, 13.9.1915, S. 3.
- 38 Donaueschinger Tageblatt, Nr. 214, 16.9.1915, S. 2.
- 39 Donaueschinger Tageblatt, Nr. 217, 20.9.1915, S. 2.
- 40 Donaueschinger Tageblatt, Nr. 295, 22.12.1915, S. 2.
- 41 Donaueschinger Tageblatt, Nr. 295, 22.12.1915, S. 3.
- 42 Ich danke dem im Mai 2014 plötzlich und unerwartet verstorbenen damaligen Stadtarchivar Herrn Dr. Adamczyk sehr, dass er mir das Objekt zugänglich gemacht hat.
- 43 Besigheim: Süddeutsche Zeitung, Nr. 317, 16.11.1915, Zweites Blatt, S. 2.
- 44 Schneider 2013, siehe Anm. 11, S. 5.
- 45 Allgemeines Volksblatt. Trossinger Zeitung und Amtsblatt [im Folgenden zitiert als: Trossinger Zeitung], Jg. 21, Nr. 172, 26.7.1916, S. 3.
- 46 Feierstunden, Jg. 25, 1915/16, Nr. 28, S. I.
- 47 Trossinger Zeitung, Jg. 21, Nr. 172, 26.7.1916, S. 3.
- 48 Trossinger Zeitung, Jg. 21, Nr. 175, 29.7.1916, S. 3.
- 49 Trossinger Zeitung, Jg. 21, Nr. 176, 31.7.1916, S. 3.
- 50 Siehe Anm. 49.
- 51 Trossinger Zeitung, Jg. 21, Nr. 181, 5.8.1916, Beilage, S. 4.
- 52 Trossinger Zeitung, Jg. 21, Nr. 182, 7.8.1916, S. 4.
- 53 Trossinger Zeitung, Jg. 21, Nr. 192, 18.8.1916, S. 3.
- 54 Trossinger Zeitung, Jg. 21, Nr. 223, 23.9.1916, S. 4.
- 55 Trossinger Zeitung, Jg. 21, Nr. 223, 23.9.1916, S. 4.
- 56 Trossinger Zeitung, Jg. 21, Nr. 229, 30.9.1916, S. 3.
- 57 Trossinger Zeitung, Jg. 21, Nr. 229, 30.9.1916, S. 4.
- 58 Trossinger Zeitung, Jg. 21, Nr. 241, 14.10.1916, S. 4.
- 59 Durchgesehen wurden die Ausgaben der Trossinger Zeitung bis Ende Januar 1917.

## H – wie Helden. Oder: Was bleibt von einem Helden in hundert Jahren? Über ein Projekt der St. Ursula-Schulen in Villingen-Schwenningen

VON ANNA-MARIA SAURER und STEFFEN ENGLERT

Helden sind mutig, Helden überwinden Schwierigkeiten, Helden werden bewundert. Doch wer ist ein Held? Gibt es auch Heldinnen? Wie wird man ein Held? Und was bleibt von einem Helden in 100 Jahren? An wen wird man sich erinnern?

Das auf den folgenden Seiten dokumentierte Fotoprojekt zu Gedenkorten in Villingen-Schwenningen und Umgebung ist als fragmentarischer künstlerischer Beitrag im Sinne einer ästhetischen Forschung zu sehen. In einer fächerverbindenden Projektphase im Juni und Juli 2014 erarbeiteten sich Schülerinnen und Schüler der Klasse 8 der St. Ursula-Schulen verschiedene Aspekte der Heldenthematik, ein Fotoprojekt „Der Held im Ersten Weltkrieg“ und den damals geschaffenen Gedenkorten wird hier dokumentiert und veröffentlicht.

Ein Ausstellungsprojekt zum Ersten Weltkrieg mit Exkursion in die große Landesausstellung „Fastnacht der Hölle“ im Haus der Geschichte in Stuttgart, sowie eine Denkmalwerkstatt wurden beim Schulfest im Juli 2014 präsentiert. Eine One-Minute-Sculpture-Performancegruppe eroberte sich den öffentlichen Raum in Anlehnung an die künstlerisch-performative Praxis des Künstlers Erwin Wurm. Eine Medienwerkstatt beschäftigte sich mit Helden aus Musik, Film, Fernsehen und Internet, die Klasse 8 verewigte sich mit zwei „Schwarzwaldhelden“ auf dem Bauzaun am Gebäude des Landtags von Baden-Württemberg.

Über all diesen Einzelthemen stand die Frage: Was bleibt von einem Helden in hundert Jahren? Welche Helden überdauern die Zeit und warum?



Wer erinnert sich  
an  
die  
Erinnerungsorte?

Wer erinnert sich  
an  
die  
vielen Toten?

-Wir haben niemanden  
getroffen.

Tim



PEREGRIN &  
BIBBER  
1880 - 1918

ALFRED OBERLE  
1870 - 1911

ALFONS  
HARTMANN  
1871 - 1918

ALFRED WILDE  
1880 - 1917

EDUARD BOLL  
1857 - 1917

FRANZ  
1880 - 1918

FRANZ EITZ  
1880 - 1918

DEAMIT SCHROEL  
1880

WIK  
SCHOLOWSKY  
1870 -

FRANZ  
MAYER HEPP  
1880 - 1918

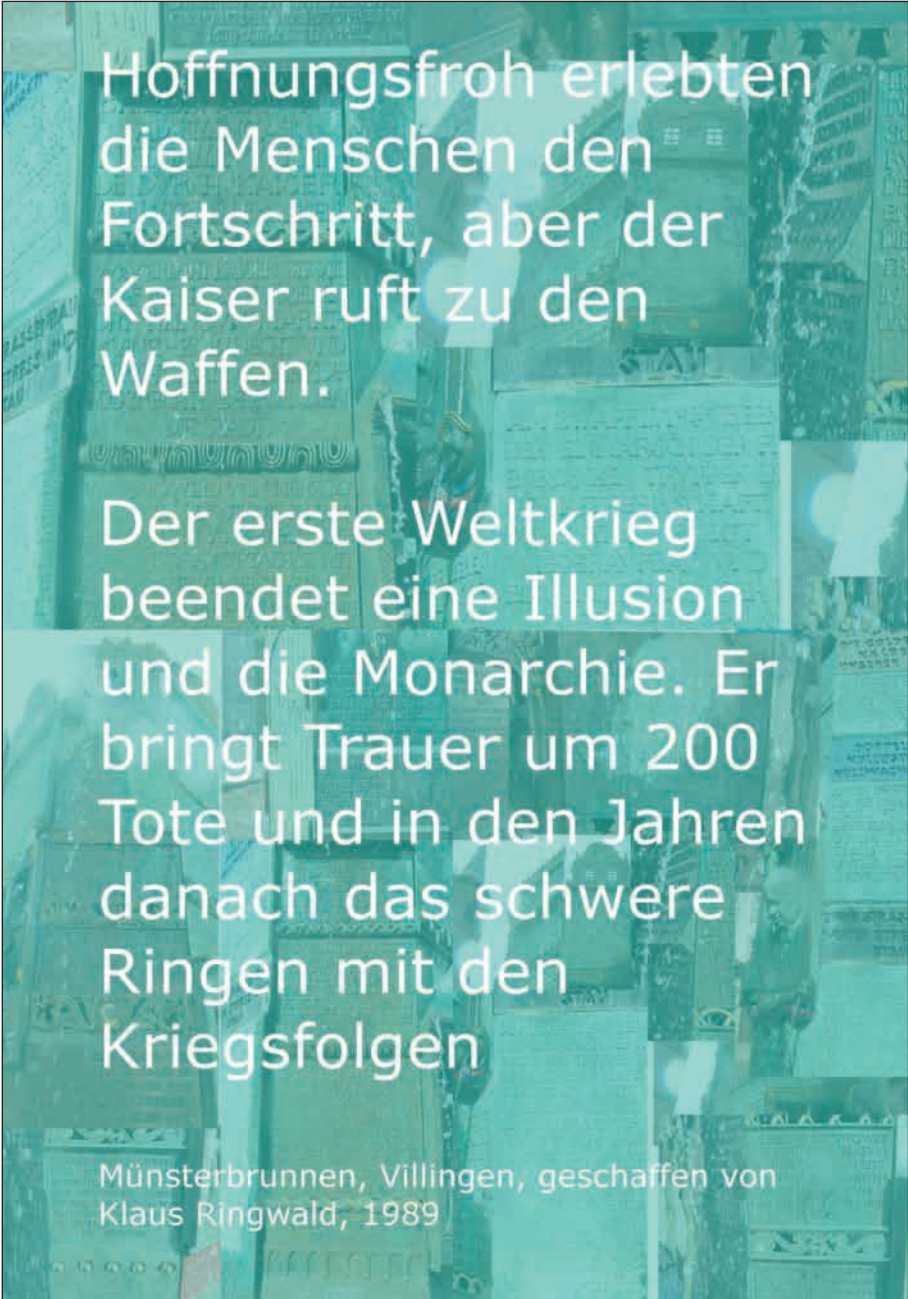
FRANZ  
TRIMMELER  
1880 - 1918

ALBERT  
SELZMANN  
1880 - 1918

AUGUST  
SCHMALE  
1880 - 1918

EMIL MEIER  
1880 - 1918

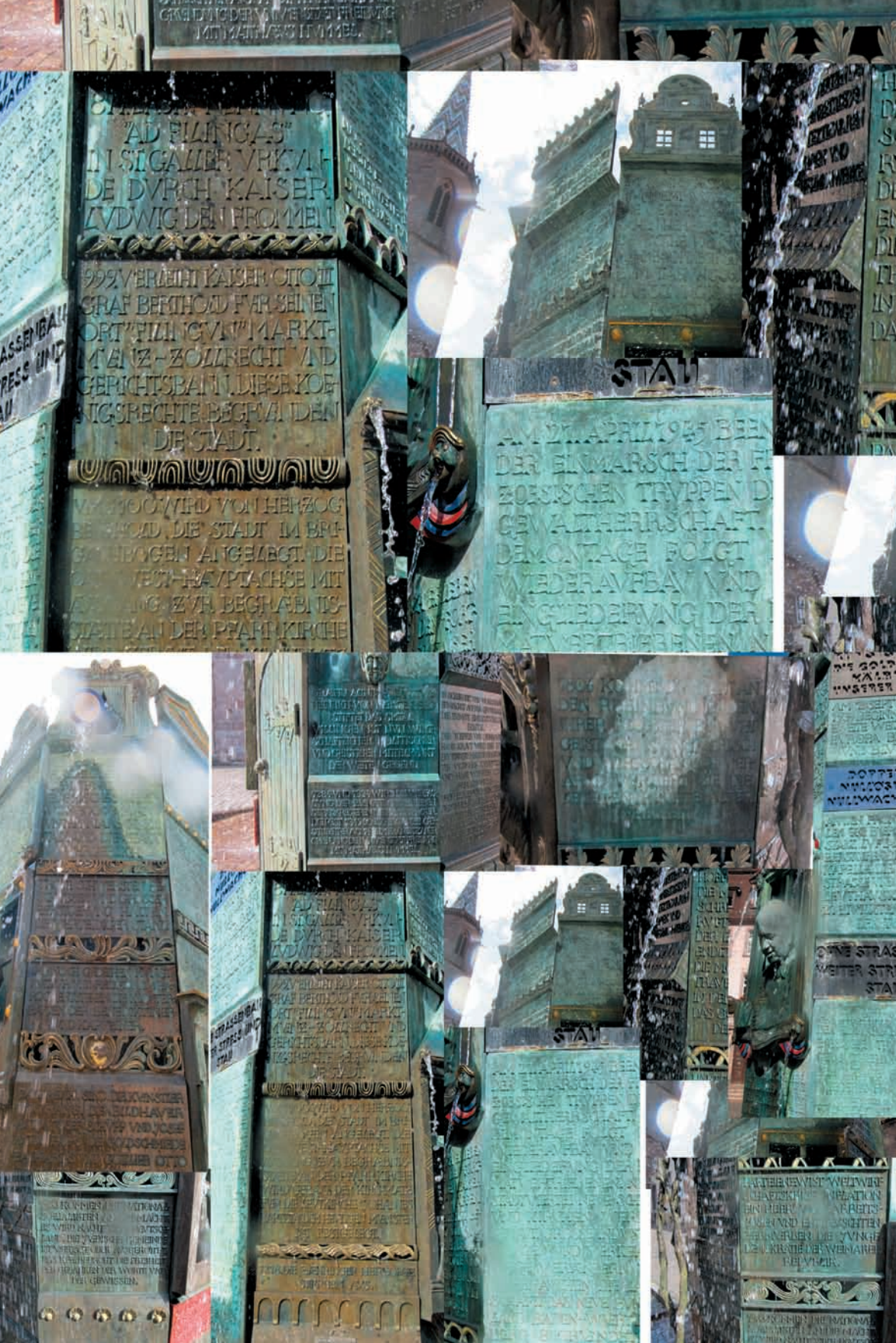
CARL WEGNER  
1880 - 1918



Hoffnungsfroh erlebten  
die Menschen den  
Fortschritt, aber der  
Kaiser ruft zu den  
Waffen.

Der erste Weltkrieg  
beendet eine Illusion  
und die Monarchie. Er  
bringt Trauer um 200  
Tote und in den Jahren  
danach das schwere  
Ringen mit den  
Kriegsfolgen

Münsterbrunnen, Villingen, geschaffen von  
Klaus Ringwald, 1989



GRADTIC DEN VIKINGE DE DVCH KAISER LVDWIG DEN FROMMEN

AD FILUNGAS  
IN SIGILLIS VIKINGE  
DE DVCH KAISER  
LVDWIG DEN FROMMEN

999 VERLEHT KAISER OTTO II  
GRAF BERTHOLD FÜR SEINEN  
ORT FILZ GVN MARKT  
MÄTZ-ZOLLRECHT AD  
GERICHTSBAN DIESE KOE  
NIGSRECHTE BEHVAIDEN  
DE STADT.

1500 WIRD VON HERZOG  
BERNARD DIE STADT IM ERB  
GEBIRGEN ANGELEGT. DIE  
STADT WIRD AN DER PFAFF KIRCHE



STAU

AM 21. APRIL 1945 BEEN  
DER EINWARSCH DER F  
ZOESENSCHEN TRUPPEN D  
GEWALTHERRSCHAFT.  
DEMONTAGE FOLGT  
WEDERAUFBAU UND  
EINGEWEDERUNG DER  
STADT ERTRIBEREN IN



1500 WIRD VON HERZOG  
BERNARD DIE STADT IM ERB  
GEBIRGEN ANGELEGT. DIE  
STADT WIRD AN DER PFAFF KIRCHE

1500 WIRD VON HERZOG  
BERNARD DIE STADT IM ERB  
GEBIRGEN ANGELEGT. DIE  
STADT WIRD AN DER PFAFF KIRCHE

1500 WIRD VON HERZOG  
BERNARD DIE STADT IM ERB  
GEBIRGEN ANGELEGT. DIE  
STADT WIRD AN DER PFAFF KIRCHE

AD FILUNGAS  
IN SIGILLIS VIKINGE  
DE DVCH KAISER  
LVDWIG DEN FROMMEN



1500 WIRD VON HERZOG  
BERNARD DIE STADT IM ERB  
GEBIRGEN ANGELEGT. DIE  
STADT WIRD AN DER PFAFF KIRCHE

1500 WIRD VON HERZOG  
BERNARD DIE STADT IM ERB  
GEBIRGEN ANGELEGT. DIE  
STADT WIRD AN DER PFAFF KIRCHE

1500 WIRD VON HERZOG  
BERNARD DIE STADT IM ERB  
GEBIRGEN ANGELEGT. DIE  
STADT WIRD AN DER PFAFF KIRCHE

1500 WIRD VON HERZOG  
BERNARD DIE STADT IM ERB  
GEBIRGEN ANGELEGT. DIE  
STADT WIRD AN DER PFAFF KIRCHE

1500 WIRD VON HERZOG  
BERNARD DIE STADT IM ERB  
GEBIRGEN ANGELEGT. DIE  
STADT WIRD AN DER PFAFF KIRCHE

1500 WIRD VON HERZOG  
BERNARD DIE STADT IM ERB  
GEBIRGEN ANGELEGT. DIE  
STADT WIRD AN DER PFAFF KIRCHE

1500 WIRD VON HERZOG  
BERNARD DIE STADT IM ERB  
GEBIRGEN ANGELEGT. DIE  
STADT WIRD AN DER PFAFF KIRCHE





100 Jahre -  
was bleibt von dir?

100 Jahre -  
es ist so... obwohl ich  
dich nicht kenne,

100 Jahre -  
dass ich immer noch  
finde, du hättest ein  
anderes Leben  
verdient.

- Sophia und Tim



Man weiß ja eigentlich gar nichts über die Toten, auch nicht, dass das so viele waren. Die waren ja teilweise kaum älter als wir, das ist schon komisch, wenn man sich das mal überlegt. Auf der Gedenktafel steht 'Gefreiter', aber was der im echten Leben gemacht hat?'

Jessica



## H – wie Helden

---

- Anna Käfer (\*24.9.1999) hat besonders das Rumfahren und Denkmäler suchen gefallen.
- Jessica Kizmann (\*12.8.2000) fand das Projekt insgesamt voll cool.
- Tim Kieninger (\*10.3.2000) war nicht da.
- Maurice Meyer (\*25.9.1999) hat viele Orte entdeckt, an denen er noch nie war.
- Jan Wursthorn (\*11.6.1999) sagt, er wundert sich immer noch über die vielen Toten.
- Sophie Oberföll (\*17.11.1999) fand gut, dass sie alleine mit der Gruppe unterwegs sein durfte.

### Autoren

ANNA-MARIA SAURER, 33 Jahre alt, lebt in Villingen und findet Ästhetische Forschungen und die künstlerische Biografiearbeit mit Jugendlichen spannende Themen. Das Projekt *H – wie Helden* hat ihr gefallen, weil es viele Aspekte der Heldenthematik behandelte und weil es die Schülerinnen und Schüler umfassend beanspruchte und sie dazu anstiftete, kreativ und überraschend neue Ideen und Geschichten zu erzählen. Sie ist an den St. Ursula-Schulen Lehrerin für Bildende Kunst und hat in Frankfurt am Main studiert.

STEFFEN ENGLERT, 37 Jahre alt, lebt in Villingen und findet es wichtig, Jugendliche an Geschichte zu erinnern. Das Projekt *H – wie Helden* war für ihn deswegen so erfolgreich, weil es dynamisch die verschiedenen Fähigkeiten und Voraussetzungen der Schülerinnen und Schüler bündelte, sodass am Ende alle etwas Neues lernen und entdecken konnten, auch an sich selbst. Er ist an den St. Ursula-Schulen Lehrer für Deutsch und Geschichte und hat in Heidelberg studiert.

## 100 Jahre Erster Weltkrieg – den Gefallenen von Brigachtal und Marbach ein Gesicht geben

von JOSEF VOGT

Wer seit dem Spätherbst 2014 auf den Friedhof der Gemeinde Brigachtal kommt, dem fällt ein 60 qm großes Rasenfeld auf, das mit weißen, 80 cm hohen Holzkreuzen dicht besetzt ist. Viele Passanten werden von diesem vermeintlichen Gräberfeld angezogen, um zu erkunden, was sich hinter dieser Ansammlung von Kreuzen verbirgt. Alle Kreuze sind gleich groß und stehen in erkennbarer Ordnung zueinander: vier Reihen mit je 12 bis 14 Holzkreuzen. Jedes dieser Kreuze trägt eine ovale Messingplakette, auf der ein Name, das Alter und der Heimatort eingraviert sind. Als Initiator dieses temporären Gedenkortes möchte ich im folgenden Beitrag berichten, wie es zur Aufstellung dieser Kreuze kam und was durch diese bezweckt werden soll.

Im Jahr 2014 häuften sich runde Gedenktage zu wesentlichen Ereignissen der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts: 70 Jahre Frieden, 25 Jahre Mauerfall, 75 Jahre Beginn des Zweiten Weltkrieges und 100 Jahre Beginn des Ersten Weltkrieges waren Ereignisse, deren in verschiedener Weise öffentlich gedacht wurde und die durch entsprechende politische Aktionen in das öffentliche Gedächtnis erst wieder zurückgeholt wurden. Je weiter ein Ereignis zurückliegt, desto kritischer hinterfrage ich dessen Erinnerungswürdigkeit. War denn ein Ereignis wirklich so wichtig, dass allgemeine historische oder politische Gründe dafür sprechen, die Erinnerung daran wachzuhalten?

Die letzten Zeitzeugen, die uns von den Ereignissen des Ersten Weltkrieges erzählen könnten, sind längst gestorben. In absehbarer Zeit wird es auch keine lebenden Zeugen des Zweiten Weltkriegs mehr geben, die uns authentisch von den damaligen Ereignissen berichten könnten. Das hat Folgen für die allgemeine und die persönliche Erinnerungskultur. Denn während in der offiziellen Erinnerung markante Kriegsschauplätze, besondere Kriegsstrategien und Heldengeschichten im Mittelpunkt stehen, überwiegen im privaten Bereich andere Erinnerungsmuster. Familiäre und persönliche Erfahrungen von Flucht, Hunger, Bombardierungen und den Gräueln des Krieges schaffen den emotionalen Kontext für eine eigene Bewertung der Geschichte. Die Erörterung der Schuldfrage Deutschlands spielt sich oftmals nur in entsprechenden Kapiteln der Geschichtsbücher ab und schafft es nicht in die Köpfe der Nachkriegsgenerationen. Nicht selten suchen gerade Deutsche die Schuld für ihre persönlichen Nöte und Entbehrungen in den Kriegs- und Nachkriegszeiten auf der Seite der ehemaligen Kriegsgegner, die jedoch – ohne die deutsche Kriegserklärung – nie in diese Rolle gekommen wären.



Gedenkkreuze für 59 Gefallene des Ersten Weltkriegs auf dem Friedhof Brigachtal, aufgestellt im Herbst 2014 für eine Dauer von vier Jahren.

Im Jahr 1914, nach 40 Jahren Frieden, konnte sich niemand vorstellen, was es heißt, in den Krieg zu ziehen. Die meisten waren, wie auch der Kaiser, davon überzeugt, dass der Krieg nach einigen Wochen vorbei sein würde. Was als kurzer, lokal begrenzter Waffengang geplant war, entwickelte sich zu einem Krieg, der Hunger und Not in einem bis dahin ungekannten Ausmaß mit sich brachte. 40 Staaten waren verwickelt, etwa 70 Millionen Menschen standen weltweit unter Waffen und 17 Millionen Menschen mussten durch den Krieg ihr Leben lassen.

Jedes Dorf und jede Stadt beklagte die gefallenen Söhne, die im Weltkrieg zwischen 1914 und 1918 starben. Fast jeder sechste deutsche Soldat kehrte nicht mehr heim. Etwa zwei Millionen deutsche Soldaten gehören zu den insgesamt rund 17 Millionen zivilen und militärischen Kriegsopfern. Bis in die 1930er Jahre wurden überall im Deutschen Reich von Kriegervereinen, Frauenverbänden und den Gemeinden selbst Kriegerdenkmale für die gefallenen und vermissten Soldaten errichtet. Obelisken, Stelen, Pyramiden und Findlinge tragen bis heute die Namen der Getöteten und Vermissten. Es sind die letzten materiellen Zeugen des Ersten Weltkrieges in Deutschland, alles andere wissen wir aus Archiven, Büchern und manchen mündlichen Überlieferungen.

Auch in den damals selbständigen Gemeinden Klengen, Kirchdorf, Überauchen und Marbach entstanden solche Denkmäler. Diese Dörfer hatten damals zwischen 300 und 500 Einwohnern, von denen aus Klengen 25, aus



Die in den 1960er Jahren gestaltete Gedenkstätte für die Gefallenen der beiden Weltkriege auf dem Friedhof in Brigachtal. Gedacht wird dort den Gefallenen aus den Brigachtaler Teilorten Klengen, Kirchdorf und Überauchen sowie aus der seit 1974 zu Villingen-Schwenningen gehörenden Ortschaft Marbach.

Kirchdorf 10, aus Überauchen 8 und aus Marbach 16 aus dem Krieg nicht mehr heimkehrten. Für diese insgesamt 59 Gefallenen gab es in jedem dieser Orte an exponierter Stelle eine Gedenktafel mit den Namen und ein paar wenigen Angaben zum Alter und – sofern bekannt – dem Todesjahr und Ort des Todes.

In den 1960er Jahren wurde auf dem gemeinsamen Friedhof für die Orte Klengen, Kirchdorf, Überauchen und Marbach eine kleine Gedenkkapelle errichtet, in der die Namenstafeln der Gefallenen beider Weltkriege aus den einzelnen Orten zusammengetragen sind. Jedes Jahr wird dort am Volkstrauertag ein Blumengebinde durch Vertreter der politischen und der kirchlichen Gemeinde im Rahmen einer seit Jahrzehnten ritualisierten Feierstunde niedergelegt. Außer den offiziellen Vertretern finden sich bei dieser Feier jedoch immer weniger



Bürger ein. Die Jugend sucht man bei solchen Anlässen meist vergeblich. Dabei stehen an diesem Tag doch gerade die „Jungen einer Gemeinde“ im Mittelpunkt. Die meisten Opfer der Schlachten waren zwischen 18 und 30 Jahre alt. Das aber scheint nicht mehr im Bewusstsein der Menschen zu sein.

Schon seit längerer Zeit habe ich mir Gedanken gemacht, wie das festgefahrene Ritual des „Gedenkens an die Gefallenen der Kriege“ aufgebrochen werden könnte. Die Idee mit den Kreuzen reifte in mir, nachdem ich in meiner Tätigkeit als Gemeinschaftskundelehrer immer wieder mit dem Unterrichtsthema „Krieg und Frieden“ konfrontiert worden war und im Laufe der Zeit einige Soldatenfriedhöfe besucht hatte. Wenn ich die nicht enden wollenden Gräberreihen abschriftete und die Namen, das Alter und die Herkunft der dort bestatteten Gefallenen las, dachte ich daran, was wohl aus diesen jungen Männern geworden wäre, wenn sie nicht mit 18, 20 oder 25 Jahren das Leben verloren hätten. Welche Zukunft hätten sie vor sich gehabt, wenn sie, anstatt als Soldat zu dienen, einen Handwerksberuf ausgeübt hätten? Vielleicht hatten ihre Eltern sie als Hoferben vorgesehen oder sie hätten als Arzt, Jurist, Wissenschaftler, vielleicht auch als begnadeter Künstler gewirkt. Mir wurde klar, welche ungeheure Vielzahl an Talenten den Völkern verloren geht, wenn sie ihre jungen Menschen in den Krieg schicken. Den in einen Gedenkstein gemeißelten Ausspruch des Bundespräsidenten Theodor Heuss („Sorgt ihr, die ihr noch im Leben steht, dass Frieden bleibe – Frieden zwischen den Menschen, Frieden zwischen den Völkern.“) begriff ich als Auftrag an uns.

Seitdem sind für mich Kriegerdenkmäler keine Heldenverehrungsorte und Volkstrauertage keine Heldengedenktage mehr. Ich sehe auch nicht, dass dadurch revanchistisches Gedankengut erzeugt oder Militarismus oder Krieg verherrlicht wird. Stattdessen stelle ich mir die Frage nach einem angemessenen öffentlichen Erinnern an die Kriegstoten. Wie können Kriegsgräberstätten, eingebettet in das Gedenken an die unterschiedlichen Opfer von Krieg und Verfolgung, auch in Zukunft friedenspädagogisch wirken? Ich bin heute davon überzeugt, dass Gedenkorte für die Gefallenen der Demokratie- und Menschenrechtserziehung dienen und als europäische Gedächtnisorte dazu beitragen können, dass die Bedingungen und Folgen von Unmenschlichkeit und Massengewalt nicht in Vergessenheit geraten.

Mit diesen Argumenten trug ich als Mitglied des Gemeinderats von Brigachtal dem Bürgermeister Michael Schmitt die Idee der „Gedenkkreuze“ zum Volkstrauertag vor. Damit habe ich sein Interesse geweckt. Der Gemeinderat stimmte nach kurzer Diskussion dem Projekt einstimmig zu. Im Kern geht es darum, die Soldaten aus den ehemaligen selbständigen Gemeinden Klengen, Kirchdorf, Überauchen und Marbach, die im Ersten Weltkrieg gefallen sind, wieder in Erinnerung zu bringen und ihnen ein Gesicht, eine Identität zu geben. Das sollte in einer bürgerschaftlichen Aktion auf dem Friedhof der Gemeinde Brigachtal realisiert werden. In Form eines Gräberfeldes mit weißen Kreuzen sollte plastisch die Dimension des Verlustes an Bürgern vor Augen geführt und dabei deutlich

## den Gefallenen von Brigachtal und Marbach ein Gesicht geben

gemacht werden, dass Kriege immer auch menschenvernichtende Unternehmungen sind. Dazu musste ein geeigneter Platz auf dem Friedhof gefunden werden, der groß genug war und so gelegen, dass er auch von verschiedenen Blickrichtungen wahrgenommen wird. In über 100 Arbeitsstunden wurden 59 Kreuze von dem handwerklich und organisatorisch begabten Max Hirt gefertigt mit Unterstützung von Horst Nunnenmacher und mehreren Mitgliedern des Seniorenvereins. Die Messingtäfelchen wurden mit moderner Lasertechnik von dem Auszubildenden Marius Effinger der Firma Roth & Effinger (Brigachtal) mit den jeweiligen Daten beschriftet. Zur Befestigung und Ausrichtung der Kreuze auf dem Friedhofsrasen hatte sich Max Hirt eine besondere Technik einfallen lassen, die eine termingerechte Aufstellung zum Volkstrauertag gewährleistete.

Die Gedenkveranstaltung zum Volkstrauertag am 16. November 2014 begann am offiziellen Kriegerdenkmal mit einer kurzen Gedenkansprache von Bürgermeister Michael Schmitt und einem Andachtsgebet, das Ortspfarrer Wolfgang Kribl sprach. Der örtliche Gesangverein umrahmte die Feierstunde musikalisch, und die Kranzniederlegung unter der Eskortierung einiger Fahnenabordnungen der Vereine und mit den uniformierten Mitgliedern der Freiwilligen Feuerwehr beendete den ersten Teil der Veranstaltung. Anschließend sammelten sich zahlreiche Menschen rund um das Feld mit den Kreuzen zur Eröffnung der neu geschaffenen Gedenkstätte, die nun vier Jahre lang an den Ausbruch des Ersten Weltkriegs in besonderer Weise erinnern soll. In ihren Reden erklärten Michael Schmitt als Bürgermeister von Brigachtal und Diana Kern-Epple als Ortsvorsteherin von Marbach die besondere Bedeutung des für die Zeit von vier

Jahren geschaffenen Mahnmals. Die Gemeindereferentin Ursula Kohler verlas danach die 59 Namen, das Alter und den damaligen Wohnort der Gefallenen. Fünf Ministrantinnen stellten dabei vor jedes Kreuz eine brennende Kerze. Während dieser Zeremonie läuteten in Marbach, Überauchen, Klingen und Kirchdorf die Allerseelenglocken der jeweiligen Kirchen und Kapellen.

Alle, die bei dieser Feier anwesend waren und alle, die seitdem das „Gedenkkreuz-Mahnmal“ auf dem Friedhof betrachten, können verstehen, was der Historiker Reinhard Wittram mein-



Die ovalen Messingtäfelchen auf den Gedenkkreuzen vermerken den Namen, das Alter und den Herkunftsort der gefallenen Soldaten.

te, als er sich 1953 kritisch mit seiner früheren Unterstützung der nationalsozialistischen Politik auseinandersetzte und dieser eine christliche Auffassung von Schuld – Wittram ging es in diesem Zitat vor allem auch um die Schuld am Holocaust – entgensetzte:

*So wehrlos die Toten sind, so mächtig sind sie zugleich. Wir müssen den Suggestionen standhalten, ein Zeugnis ablegen, das den Tätern und Denkern von ihren eigenen Bedingungen her gerecht wird, und zugleich Stellung nehmen – so, als stritten sie noch mit uns. Wenn sie zu Unrecht verunglimpft werden, sollen wir sie verteidigen und in Schutz nehmen. In anderen Fällen müssen wir verstehen und dennoch urteilen. Das können wir nur, wenn wir uns mit dem toten Gebein solidarisch wissen in unserer Menschlichkeit vor Gott, der über den Zeiten ist.<sup>1</sup>*

Aus der Vergangenheit können wir für die Zukunft lernen, was Bürgermeister Schmitt bei der Gedenkfeier in diesen Worten ausdrückte:

*Es gibt Parallelen zwischen der Situation vor 100 Jahren und Heute. Damals wie heute laufen Menschen Gefahr in dieselbe Falle zu tappen, wenn sie der nationalen Souveränität hinterhertrauern, in Massenvernichtungsmitteln ein Mittel der Selbstdarstellung von Nationen sehen und im Gang zur Armee als Jugendlicher zugleich den Ausweg aus einer scheinbar perspektivlosen Zukunft verbunden mit dem Geruch von Abenteuer erhoffen.*

Dadurch, dass nun 59 weiße Kreuze dem Kriegsleid, das vor 100 Jahren seinen Lauf nahm, ein Gesicht geben, wird der Auftrag erteilt, die eigene Geschichte zu bewahren, die Wurzeln lebendig zu halten und immer wieder neu aus der Geschichte zu lernen, denn: Frieden beginnt bei jedem Einzelnen.

### Autor

JOSEF VOGT, Brigachtal, Jahrgang 1949;  
Diplom-Pädagoge und Oberstudienrat a.D.;  
Mitglied im Gemeinderat und im Pfarrgemeinderat.

### Anmerkungen

- 1 REINHARD WITTRAM: Das öffentliche Böse und das achte Gebot. In: REINHARD WITTRAM: Die Sammlung 8 (1953), Seite 16–26. Der Aufsatz ist auch enthalten in: REINHARD WITTRAM: Zukunft in der Geschichte. Zu Grenzfragen der Geschichtswissenschaft und Theologie. Göttingen 1966 (Seite 60–75). Das achte Gebot lautet: „Du sollst kein falsch Zeugnis ablegen wider deinen Nächsten“ (2. Mose/Exodus 20,16).

## Ein Blumberger Denkmal auf Wanderschaft

VON BERNHARD PRILLWITZ

Wie in vielen anderen Gemeinden unseres Landkreises bildete sich nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870 / 71 auch in Blumberg ein Verein, der es sich zur Aufgabe machte, ein Denkmal für gefallene deutsche Soldaten zu erstellen. Ein Zeugnis dafür, dass die kleine Gemeinde Blumberg stolz auf ihre Söhne war, die zur Schaffung einer Großmacht mutig in den Krieg gezogen waren. Dieser Militärverein wurde vom Invaliden und ehemaligen Unteroffizier August Greitmann am 6. Januar 1896 ins Leben gerufen. Spontan wurden 40 Blumberger Mitglied. Am 16. Juli 1914 wurde dann endlich die lang geplante, am Rathaus angebrachte Gedenktafel in Anwesenheit der Veteranen und des Bürgermeisters mit seinen Gemeinderäten eingeweiht.



31 Namen sind darauf genannt: ein Gefallener, 28 unversehrte Kriegsteilnehmer, zwei an Typhus Verstorbene und ein Verwundeter, nämlich der Vorsitzende des Militärvereins August Greitmann, der im Kriege ein Bein verloren hatte.

Aber kaum war die Enthüllung der Gedenktafel an den Krieg von 1870/71 vorbei, da wurde 15 Tage später bekannt, dass Kaiser Wilhelm II. die Mobilmachung des Deutschen Reiches gegen Frankreich angeordnet hatte. Noch am gleichen Abend folgten 13 Mitglieder des Militärvereins dem „Ruf des Vaterlandes“. Prunkvoll wurden sie mit Fahnen und Hurrarufen zum Bahnhof begleitet.

Das Blumberger Denkmal für die  
Soldaten des Krieges von 1870/71.

Foto: Bernhard Prillwitz



Entwurfszeichnung von Theodor Schmid für das Kriegerdenkmal für die Opfer des 1. Weltkriegs. Entwurf: Theodor Schmid. Sammlung Selig/Zimmermann



„Gedenkblatt“ als Urkunde für eine Spende zugunsten des Kriegerdenkmals. Entwurf: Theodor Schmid. Sammlung Selig/Zimmermann

Spätestens als die ersten Todesnachrichten vom Kriegsschauplatz eintrafen, dürfte die Kriegseuphorie verfliegen sein. Am Kriegsende betrauernten die Blumberger 16 Gefallene, sechs Vermisste und sieben anderweitig ums Leben Gekommene. Wieder engagierte sich der „Kriegerverein Blumberg“ unter seinem Vorsitzenden, dem Architekten und späteren Bürgermeister Theodor Schmid, für ein ehrenvolles Gedenken. Schmid rief zu Spenden auf und fertigte einen Entwurf für ein neues Denkmal. Die Bereitschaft war groß und die Gelder kamen schnell zusammen.

Nach seinem eigenen Entwurf beauftragte Schmid seinen Bruder, den Steinhauer Arthur Schmid, mit der Ausführung. Zehn Jahre nach Kriegsende waren die Arbeiten abgeschlossen. Das Denkmal war ursprünglich etwa 6 Meter hoch. Nach der ersten Verlegung im Jahr 1942 wurde oben eine Reihe Steine weggelassen, so dass es seitdem nur noch etwa 5 Meter hoch ist. Die nach oben sich verjüngende Form erinnert an einen Obelisken.<sup>1</sup> Wie im Denkmal für die Kriegsteilnehmer des Krieges von 1870/71 ist das zentrale Symbol, das Ehrenzeichen des Eisernen Kreuzes, hier umrankt von Lorbeer. Die Inschrift lautet: „Den Kriegsteilnehmern 1914–18 gewidmet. Die dankbare Heimatgemeinde Blumberg. Den Heldentod starben ...“ Es folgen die Namen von 29 Kriegsteilnehmern und

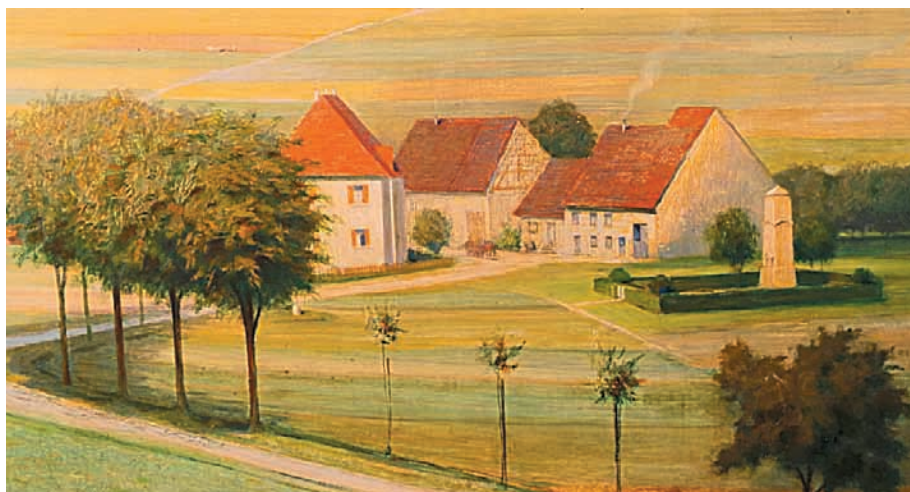
ihre Todesdaten, bei den 16 Gefallenen ohne weitere Bemerkung. Bei sieben Namen ist vermerkt: „im Lazarett gestorben“, bei sechs Namen steht „vermißt“. Die beiden Tafeln neben dem Denkmal wurden erst später ergänzt. Auf der linken Seite steht: „Den Toten unserer Heimatvertriebenen zum Gedächtnis 1919 + 1945“. Auf der rechten Tafel steht: „Unseren Gefallenen und Vermißten zum Gedächtnis 1939 + 1945“.

Eine Kupferkassette mit einer Urkunde wurde dem Denkmal beigegeben. Die handschriftliche Auflistung der Namen aller Gemeinderäte, der Pfarrer, der Lehrer und der beteiligten Handwerker durch den damaligen Bürgermeister Josef Selb wurde im Turm des Denkmals eingemauert.<sup>2</sup> Ein Hinweis auf den Kriegerverein Blumberg und seine Bemühungen um das Ehrenmal durften natürlich nicht fehlen. Auf der Suche nach einem geeigneten Standort für das Ehrenmal hatte man sich für die Ortseinfahrt entschieden. Architekt Schmid schreibt in seinem Beitrag für die eingemauerte Kassette: „Es war damals geplant, am Ortseingang Mahner zu sein, mit dem Blickfeld auf alle Gewanne, damit die gesamte Bevölkerung unserer Gemeinde jederzeit der im Weltkrieg 1914/18 Gefallenen gedenke.“<sup>3</sup>

Am 15. Juli 1928 lud der Kriegerverein die gesamte Bevölkerung zur Einweihung des Gefallenenehnmals ein. Gleichzeitig feierte man das 30-jährige Stiftungsfest des Kriegervereins. Ein aufwändiges Programm war zusammengestellt worden: Fackelzug mit anschließendem Festbankett, Festgottesdienst, Fröhschoppen, Enthüllung des Denkmals unter Mitwirkung des Männergesangvereins Blumberg und der Musikkapelle Randen, Ansprachen des Vorsitzenden und



Die Einweihung des Denkmals für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges am östlichen Ortseingang von Blumberg am 15. Juli 1928. Foto aus der Sammlung Selig/Zimmermann



Bernhard Schneider-Blumberg: Ansicht von Blumberg 1934/35. Sammlung Reimer/Prillwitz

der beiden Geistlichen, Kranzniederlegungen und Dekorierung der Fahnen. Am Nachmittag des nächsten Tages sollten die Jüngsten bei einem Kinderfest zu ihrem Recht kommen.

1934 / 35 malte Bernhard Schneider-Blumberg das kleine Städtchen. Durch sein Ölbild bekommen wir einen ungefähren Eindruck vom damaligen Standort etwa auf der Höhe der heutigen Kreuzung Tevesstraße/Winklerstraße. Das Gebäude gleich hinter dem Denkmal ist das inzwischen abgerissene Bauernhaus Metzger, das folgende kleinere Haus ist das alte Rossihaus und dahinter das Selb'sche Anwesen. Auf der anderen Straßenseite steht das 1926 erbaute Beamtenhaus, das vielen Blumbergern noch als altes Polizeigebäude bekannt sein dürfte. Die Perspektive des Gemäldes stimmt mit der Wirklichkeit nur ungefähr überein. Auch die Verbindungsstraße von Zollhaus nach Blumberg wurde in den ersten Jahren von Theodor Schmid's Amtszeit als Bürgermeister vollständig neu angelegt und verbreitert.

Eine kleine Episode am Rande: Drei Jahre nach der Einweihung, am 3. Mai 1931, bekam Bürgermeister Schmid einen Brief von einem gewissen Adolf Ribbe, in dem es hieß: „[...] bin zur Zeit noch am Leben und freue mich der besten Gesundheit. Es ist deshalb wünschenswert, meinen Namen [vom Denkmal] zu löschen.“<sup>4</sup> Er überwies zu diesem Zweck 100 Mark. Sein Name steht aber noch heute auf dem Denkmal!

Im Jahr 1933 begann für Blumberg eine schicksalhafte Entwicklung. Man erinnerte sich an das Doggereisenerz in den Schichten des Braunen Jura, das in den Blumberger Hausbergen Eichberg, Stoberg, Ristelberg und Lindenbühl zum Teil 4 Meter mächtig anstand. Schon im 17. Jahrhundert hatte man hier Eisenerz gewonnen. Auf der Suche nach einheimischen Bodenschätzen, die man zur Stärkung der Infrastruktur, aber auch vor allem zu Rüstungszwecken dringend

brauchte, nahm die nationalsozialistische Reichsregierung die Doggereisenerzgewinnung in ihren Vierjahresplan auf. Dies war aus Sicht der maßgebenden Stellen auch dringend nötig, denn die reichen Erzvorkommen Elsass-Lothringens standen nach 1918 dem besiegten Deutschland nicht mehr zur Verfügung.<sup>5</sup> Eine gewaltige Bautätigkeit setzte ein, denn die Stadt sollte für eine Einwohnerzahl von mindestens 15.000 Bewohnern ausgebaut werden. Der Freiburger Architekt Alfred Wolf wurde mit der Erstellung eines Bebauungsplans beauftragt. Die von Schmid gedachte Funktion des Denkmals, nämlich „am Ortseingang Mahner zu sein“ an die Gefallenen, konnte das Denkmal in der verdichteten und nach Osten erweiterten Bebauung nicht mehr erfüllen.

Theodor Schmid, seit 1929 zum Bürgermeister gewählt, schreibt dazu in seinem Text von 1942:

*Das Gefallenen-Denkmal wurde durch die im Jahre 1935 begonnene Eisenerzförderung vollständig verbaut und musste von seinem ursprünglich gelegenen Platz am Ortseingang an einen anderen geeigneten Platz aufgestellt werden. [...] Ich habe mich deshalb entschlossen, das Denkmal in der Mitte von Alt-Blumberg neu zu errichten.<sup>6</sup>*

Den guten, würdigen Platz hatte Schmid ausgesucht: an der Kreuzung Vogtgasse/Hauptstraße, vor dem alten katholischen Pfarrhaus. Als Architekt hielt es Schmid für nötig, eine bauliche Veränderung vorzunehmen. Der obere Teil des Denkmals wurde um eine Steinschicht verkürzt, vor dem Pfarrhaus hätte es vermutlich zu massiv ausgesehen. Im Mai/Juni 1942 wurden die Umbauarbeiten des Denkmals durch Maurermeister Josef von Briel ausgeführt. Er beschäftigte hierzu in der Hauptsache Italiener, die während der Kriegszeit aufgrund besonderer Abmachungen zwischen der deutschen und der italienischen Regierung in Deutschland eingesetzt waren.

Damit endete aber die Wanderschaft des Ehrenmals noch nicht. 2013/14 beschloss der Gemeinderat in Zusammenarbeit mit dem Stadtbauamt die Neugestaltung der Kreuzung Hauptstraße/Vogtgasse/Friedhofstraße. Ein neuer geeigneter Standpunkt für das Denkmal musste gefunden werden. Da auf dem



Der Standort des Denkmals zwischen 1942 und 2013. Foto: Stadtbaumeister i. R. August Zeller

aufgelassenen alten Friedhof bei der evangelischen Stadtkirche bereits die Gefallenen des 2. Weltkrieges ihre Ruhestätte gefunden hatten, war es naheliegend, das Ehrenmal dorthin zu verlegen, um so eine zentrale Gedenkstätte für alle Toten der letzten drei großen Kriege zu erhalten.

Die gefundene kupferne Kassette gibt Aufschluss über die Vergangenheit des Bauwerkes. Sie enthielt neben dem Schreiben des Bürgermeisters Josef Selb



## Ein Blumberger Denkmal auf Wanderschaft

---

vom 10. Juli 1928 eine ausführliche Beschreibung des Architekten Theodor Schmid über die schwierige Zeit des aufkommenden Nationalsozialismus mit dem überstürzten Abbau der Doggererze und allen seinen Nebenwirkungen. Schmid beschreibt ausführlich seine Verdienste um Blumberg. Beigelegt war auch ein Plan des I.–IV. Bauabschnitts der Badischen Heimstätte GmbH vom September 1938, der den turbulenten Aufbau der „Neuen Bergmannstadt“ verdeutlichen soll. Geldscheine der Kaiserzeit runden die Beigaben ab.

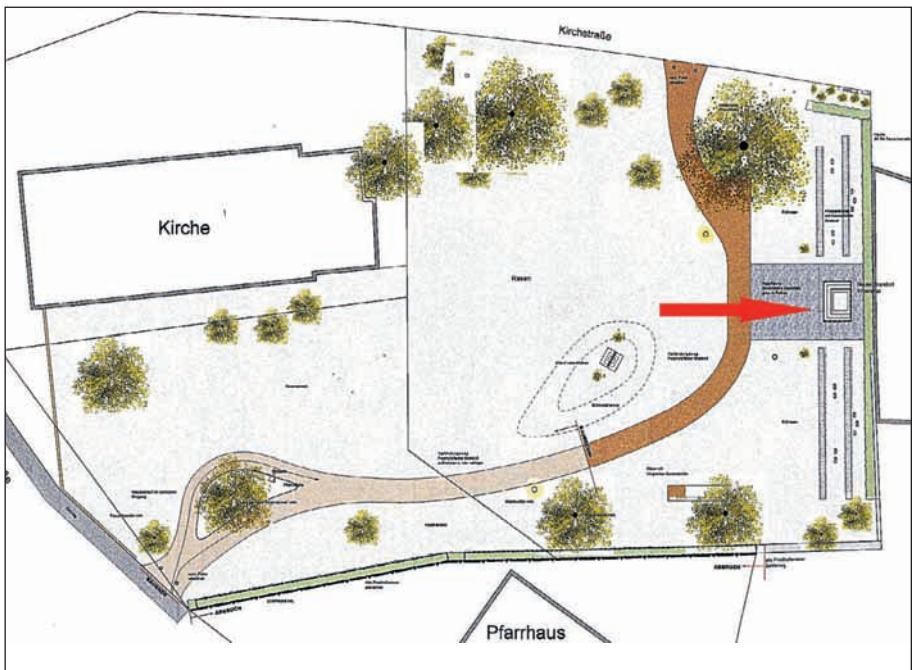
In eine neue Kassette wurden die alten Dokumente wieder eingelegt, ergänzt mit einer Karte der verschiedenen Standorte des Denkmals und Informationen über die weitere Entwicklung der Stadt. Die 2013 neu erstellte und den alten Dokumenten in die neue Kassette hinzugefügte Broschüre über Blumberg und seine Stadtteile zeichnet ein ausführliches Bild der heutigen Verhältnisse und der vielen neuen Errungenschaften in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht, die sich seit dem letzten Verschließen der Kassette ergeben haben.

Am neuen Standort des Blumberger Ehrenmals von 1928 gibt es 52 Soldatengräber des Zweiten Weltkrieges. Davon sind 39 namentlich bekannt, 13 unbekannt. Ob es sich bei den unbekanntenen Toten um deutsche oder französische Soldaten handelt, bleibt offen. Im Jahr 1952 meldete der Ratsschreiber von



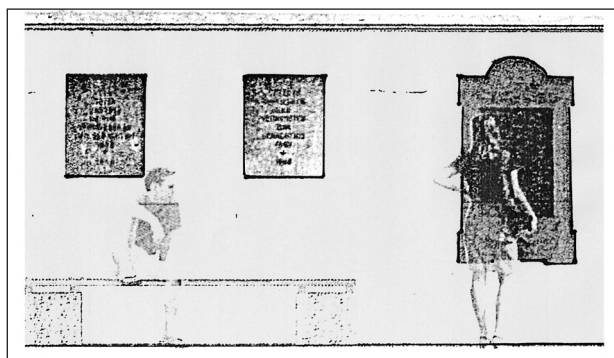
Die 1942 bei der ersten Verlegung des Denkmals eingemauerte Kassette, die bei der zweiten Verlegung des Denkmals im Jahre 2013 gefunden wurde. Die kupferne Kassette, die mehrere Schriftstücke zur Geschichte des Denkmals enthält, wird hier präsentiert von Bürgermeister Markus Keller (links) und Stadtbaumeister August Zeller. Foto: Stadt Blumberg/Alexandra Scherer

## Ein Blumberger Denkmal auf Wanderschaft



Ansicht (oben) und Lageplan (unten) des Blumberger Ehrenmals von 1928 nach der Verlegung im Jahr 2014 auf den alten Friedhof bei der evangelischen Stadtkirche neben den Soldatengräbern des Zweiten Weltkrieges. Zeichnung: Stadtbauamt, Stadtbaumeister Uwe Veit. Foto: Bernhard Prillwitz

## Ein Blumberger Denkmal auf Wanderschaft



Entwurf für eine Betonwand (5 m/2,40 m/0,4 m) neben dem Kriegerdenkmal. Hier sollen die Gedenkplatten der Kriege von 1870/71 und 1939/45 integriert werden.

Blumberg an die Kreisverwaltung Donaueschingen aufgrund einer Anfrage der Bürgermeisterversammlung, dass Blumberg in den Kriegsjahren zwischen 1939 und 1945 insgesamt 76 Gefallene, 85 Vermisste und jetzt noch drei Kriegsgefangene zu verzeichnen habe.<sup>7</sup>

Neben dem Denkmal ist die Erstellung einer Betonwand geplant, auf der die Gedenktafel des Krieges 1870/71 (derzeit noch am Rathaus I) und die Tafeln, die an die Gefallenen und Heimatvertriebenen von 1939/45 erinnern, integriert werden.

Damit hat eine lange Wanderschaft im Jahr 2015 ein zufriedenstellendes Ende gefunden.

### Autor

BERNHARD PRILLWITZ, geboren 1939, Sonderschullehrer und Geschäftsführender Schulleiter der Blumberger Grund-, Haupt-, Real- und Sonderschulen i. R., Schwimmbadstraße 1, 78176 Blumberg, g.b.prillwitz(at)t-online.de

### Anmerkungen

1 Das alte Siegeszeichen des Obelisken wurde oft für Denkmäler des Krieges von 1870/71 verwendet, im Schwarzwald-Baar-Kreis etwa in Bräunlingen, Brigachtal-Überauchen, Döggingen, Hochemmingen, Villingen (beim Bickentor), Vöhrenbach und VS-Tannheim. An den verlorenen Ersten Weltkrieg erinnernde Denkmäler in Obeliskform gibt es außer in Blumberg noch in Achdorf, Burgberg und am Donaueschinger Friedhof. Die meisten anderen an den verlorenen Ersten Weltkrieg erinnernden Denkmäler sind jedoch nicht in der Form

des Obelisken gehalten, vgl. die Fotodokumentation auf der privat betriebenen Website [www.denkmalprojekt.org](http://www.denkmalprojekt.org) (Stand 26. August 2014).

- 2 JOSEF SELB: Schreiben des Bürgermeisters vom 10. Juli 1928 anlässlich der Einweihung des Denkmals am 15. Juli 1928 (bis 2013 in einer Kasette eingemauert im Turm des Denkmals).
- 3 THEODOR SCHMID: Text zur Geschichte und Bedeutung des Denkmals, verfasst anlässlich der ersten Versetzung 1942 (überliefert im Grundstein des Denkmals).
- 4 ADOLF RIBLE: Brief an die Stadt Blumberg vom 3. Mai 1931. Stadtarchiv Blumberg XX/Stadtchronik.
- 5 Dazu ausführlich WOLF-INGO SEIDELMANN. In: Schriften der Baar, Band 40 (1997), S. 61–88, Band 41 (1998), S. 44–83, Band 53 (2010), S. 35–58, Band 54 (2011), S. 37–60.
- 6 THEODOR SCHMID (wie Anm. 3).
- 7 Schreiben der Stadtverwaltung Blumberg an die Kreisverwaltung Donaueschingen vom 21. Oktober 1952, Stadtarchiv Blumberg.

## Das Gefallenen-Ehrenmal im „Hindenburgpark“ in Bad Dürkheim

von JÜRGEN KAUTH

Mitten in der Kurstadt Bad Dürkheim präsentierte sich bis 1966 ein Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges. Mit prächtigen rotblühenden Rosskastanien und einer Hecke umgeben, auf einem Stufenpodest, stand ein mächtiger Steinklotz mit Eisernem Kreuz und zwei Namenstafeln. Darauf ruhte ein ebenso riesiger Stahlhelm auf einem Eichenlaubkranz. In den 1920er Jahren errichtet, mahnte das trutzige Denkmal fast ein halbes Jahrhundert an die Soldatenopfer von 1914 bis 1918.

Der Name „Hindenburgpark“ entstand vermutlich nach der Aufstellung des Denkmals.<sup>1</sup> Noch heute wird diese zentrale grüne Insel im Stadtkern von vielen Bewohnern Bad Dürkheims nach dem Generalfeldmarschall des Ersten Weltkrieges und späteren Reichspräsidenten benannt, obwohl der vermutliche Grund für die inoffizielle Benennung, das Denkmal, schon seit Jahrzehnten dort nicht mehr steht.

In der Nähe des ehemaligen Denkmals wurde 1921 ein Gedenkstein aufgestellt, der an die erste erfolgreiche Solebohrung im Jahr 1822 an dieser Stelle erinnert. Auf Initiative des Geschichts- und Heimatvereins Bad Dürkheim e.V. wurde dieser Gedenkstein durch einen modernen stilisierten Bohrturm ergänzt.



An Festtagen wurden Kränze an dem Denkmal niedergelegt, wie auf diesem Foto von 1940 zu sehen ist. Die jungen Frauen auf dem Foto tragen die traditionelle katholische Frauen-tracht der Baar.

Alle Fotos:  
Archiv Jürgen Kauth

## Das Gefallenen-Ehrenmal im „Hindenburgpark“

---



Auf dieser Postkarte aus der Kriegszeit sind die schönen Kastanienbäume gut zu erkennen, die das Denkmal umkränzten und zur Blütezeit dem Park einen prächtigen Mittelpunkt gaben. Die Postkarte wurde am 5. August 1942 von einer Kurgastdame an ihren Mann nach Murg/Baden verschickt. *„Wie geht es Dir als Strohwitwer? ... Bitte sende mir sofort alle Nahrungsmittelkarten. Ich bekomme hier noch alle Sorten von Suppeneinlagen, was ja bei uns nicht der Fall ist ...“*.



Der Zeitgeschmack hatte sich auch in dem aufstrebenden Heilbad in den 1960er Jahren gewandelt, so dass die martialische Gestaltung der Erinnerungsstätte mit dem überdimensionierten Stahlhelm als nicht mehr zeitgemäß empfunden wurde. In der Nähe des Denkmals wurde im Jahr 1961 die Johanneskirche der Evangelischen Kirchengemeinde eingeweiht, die hier im Hintergrund zu sehen ist.



Nachdem im Jahr 1964 die Ehrung der Gefallenen des Ersten Weltkrieges in die Kriegsgräberstätte für den Zweiten Weltkrieg auf dem Bad Dürkheimer Friedhof integriert worden war, wurde das Denkmal im Hindenburgpark im Jahr 1966 abgerissen und entsorgt. Nur die beiden Metallplatten mit den Namen der gefallenen Soldaten wurden in den Friedhof überführt und dort neu gefasst.



Bereits 1952 hatte der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge ein Mahnmal für die Gefallenen des Zweiten Weltkriegs angelegt, das im Geist der kriegsmüden 1950er Jahre auf militärische Symbole verzichtete. Die zentrale Steinplatte trägt die Aufschrift: „Erkenne im Menschen den Bruder“. Alle Dürkheimer Toten und Vermissten beider Weltkriege, auch die zivilen Opfer, sind auf Metalltafeln an der umlaufenden Mauer verewigt.

## Das Gefallenen-Ehrenmal im „Hindenburgpark“ in Bad Dürkheim



Zusätzlich befinden sich auf dem Friedhof noch zwei kleinere Gedenkstätten zum Ersten Weltkrieg. Vor der Friedhofskapelle stehen zwei Reihen mit 31 Steinkreuzen mit Namen, Todesdatum und Ort<sup>2</sup>. Zwei der hier durch ein Steinkreuz geehrten Personen (Josef Sulzmann, Wilhelm Zimmermann) finden sich auch auf den Metallplatten des ehemaligen Denkmals. Nur bei diesen beiden ist Dürkheim als Sterbeort genannt, die anderen Orte liegen innerhalb der Grenzen des damaligen Deutschen Reiches, nur hinter dem polnischen Namen Stanislaus Backowski ist „Russ. Kriegsgef.“ vermerkt. Die Sterbedaten reichen von 1917 bis 1922. Leider gibt es derzeit keine weiteren Hinweise dazu.



Bei der Aussegnungshalle befindet sich ein Stein mit Stahlhelm und der Inschrift: „Dem unbekanntem Soldaten“. Die Gedenktafeln an der Wand mit den Namen der Gefallenen wurden von dem abgebrochenen Hindenburgpark-Denkmal hierher gebracht. In den 1960er Jahren, als noch Witwen und nahe Verwandte der Gefallenen lebten, hat man diese wohl aus Pietätsgründen nicht verschrotten wollen. Dies ist seit Jahrzehnten in Bad Dürkheim vergessen – und erst durch die Recherche zu diesem Beitrag wieder ins Bewusstsein getreten.

### Autor

JÜRGEN KAUTH, geboren 1954 in Bad Dürkheim. Grafiker, Kunstmaler und Mediengestalter für Printmedien. Seit über 20 Jahren 1. Vorsitzender des Bad Dürkheimer Geschichts- und Heimatvereins. Leiter des Heimatmuseums. Mehrere Bücher, Veröffentlichungen und Aufsätze zur Ortshistorie der Kurstadt. Beiratsmitglied im Baarverein. juergen.kauth(at)gmx.net

### Anmerkung

- 1 Früher wurde diese Stelle „Schmiedewies“ genannt, weil dort bis 1920 ein Schmiedegebäude der Ludwigssaline stand.
- 2 Diese Daten sind dokumentiert auf: [http://www.denkmalprojekt.org/2011/Bad\\_Duerheim\\_WK1\\_bu.html](http://www.denkmalprojekt.org/2011/Bad_Duerheim_WK1_bu.html).

## Formen des Erinnerns an das Dritte Reich als Unrechtsstaat in Villingen-Schwenningen, Bad Dürkheim und Donaueschingen

von HEINZ LÖRCHER

Es ist geläufig und selbstverständlich, an das Dritte Reich als Unrechtsstaat zu erinnern. Aber dies ist nicht die einzige Erinnerung, die unsere Gesellschaft, die Stadt Villingen-Schwenningen, die Region und jede einzelne Familie mit dem Dritten Reich verbindet. Wer über einen Friedhof geht, wird auf vielen Gräbern sehen, dass Familienangehörige als Soldaten gefallen sind. Hier wird an deutsche Soldaten als Opfer des Krieges und des Dritten Reichs gedacht. Dazu gibt es auf vielen Friedhöfen Felder für gefallene Soldaten und, wie in Donaueschingen-Allmendshofen, eigene Kriegsofergedenkstätten. Am Volkstrauertag finden jährlich an diesen Stätten kommunale Gedenkfeiern statt. Thema ist dabei immer das Leid, das Kriege bringen. Die Deutschen werden als Opfer gesehen und nicht als Täter.

In vielen Städten gibt es ganze Stadtviertel, deren Straßennamen daran erinnern, dass Deutschland im Krieg große Gebiete verloren hat, dass Deutsche aus benachbarten Ländern vertrieben wurden und dass Deutschland nach dem Krieg viele Flüchtlinge aufgenommen hat. In Villingen-Schwenningen sind das die Allensteiner Straße, Breslauer Straße, Danziger Straße, Egerstraße, Elbinger Weg, Graudenzer Weg, Karlsbader Straße, Kolberger Straße, Königsberger Straße, Marienburger Straße, Memelstraße, Oppelner Straße, Reichenberger Straße, Schlesische Straße, Stettiner Straße, Sudetenstraße und Tilsiter Straße, in Bad Dürkheim die Breslauer Straße und die Königsberger Straße, in Blumberg die Breslauer Straße, Danziger Straße, Königsberger Straße, Memelstraße, Ostpreußenweg, Pommernweg, Schlesienstraße und Sudetenstraße, in Donaueschingen die Allensteinstraße, Breslauer Straße, Danziger Straße, Königsberger Straße und Stettiner Straße, in Königfeld die Danziger Straße und der Schlesierweg, in Trossingen die Breslauer Straße, Danziger Straße, Königsberger Straße, Stettiner Straße. Dies sind Gedenkorte an ehemals deutsche Städte und Regionen oder von Deutschen bewohnte Städte, sie erinnern damit an die Deutschen als Opfer des Krieges und des Dritten Reiches.<sup>1</sup>

Nur einmal werden in Villingen-Schwenningen auf einem Gedenkstein Vernichtungslager genannt: nämlich auf dem Gedenkstein der Donauschwaben auf dem Villingener Friedhof. Hier sind nicht die Opfer der nationalsozialistischen Vernichtungslager gemeint, sondern die nach dem Krieg vertriebenen Deutschen.



Daran lässt sich sehen: An die 12 Jahre nationalsozialistischer Herrschaft und ihre Folgen gibt es sehr unterschiedliche und sogar gegensätzliche Erinnerungen. Die Verständigung über diese Erinnerungen wird so zu einem schwierigen Prozess.

### Erinnern an den Unrechtsstaat

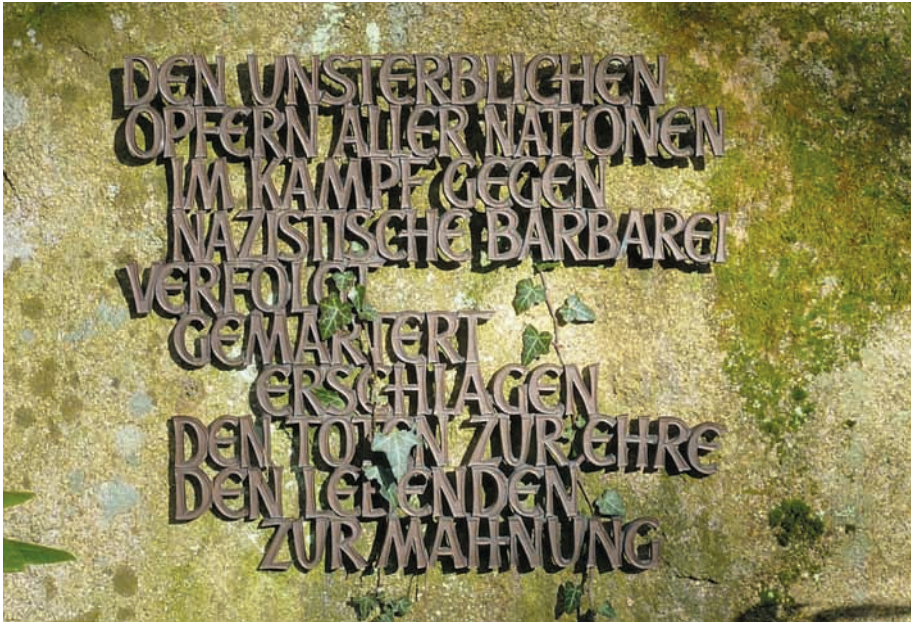
Es gibt sehr unterschiedliche Formen der Erinnerung an das Dritte Reich: Neben persönlichen Erinnerungen sind das Filme und Bücher – etwa ein kürzlich erschienenes Buch über das Hüfinger RAD-Lager<sup>2</sup> – oder Internetdomains wie die im vergangenen Jahr zu Donaueschingen von Martina Wiemer (<http://jüdischesleben-donaueschingen.de>) und zu Villingen-Schwenningen von Johannes Hebsacker (<http://virtuellestolpersteine.wordpress.com>) und von Raphael Werne ([www.pro-stolpersteine-vs.de](http://www.pro-stolpersteine-vs.de)) eingerichteten Seiten.

Im Schulunterricht kam das Dritte Reich vor 50 Jahren kaum vor, heute ist der Unrechtsstaat ein zentrales Thema in Geschichte, Gemeinschaftskunde und Religion. In den letzten Jahren gab es viele über den regulären Unterricht hinausgehende Schulinitiativen: Im Villingener Hoptbühl-Gymnasium wurden im Jahr 2009 die Theaterstücke *Der Kai* nach Ilse Aichinger und *Ab heute heißt du Sara* sowie am 27. Januar 2011 *Endstation – Eine musikalisch-theatralische Aktion zum Holocaust-Gedenktag* aufgeführt. Im Juli 1996 erarbeitete eine Schülergruppe der Karl-Brachat-Realschule ein Projekt unter dem Titel: „Jüdische Kinder im Dritten Reich in Villingen und an Villingener Schulen“, und im Juli 2009 verfassten Alexandra Eberhard und andere Schülerinnen der St. Ursula Schulen eine Projektarbeit über „Jüdische Schülerinnen an St. Ursula 1917 bis 1937“.

Der in Villingen geborene und aufgewachsene Joseph Haberer besuchte Villingen-Schwenningen vom 4. bis zum 12. Mai 2009. Dieser Besuch fand mit starker öffentlicher Beteiligung statt: Haberer sprach in mehreren Schulen zu Schülern und hielt einen öffentlichen Vortrag vor mehreren hundert Zuhörern. Haberer war im Dezember 1938 als Neunjähriger mit einem Kindertransport nach England gekommen, nach dem Krieg ging er in die USA, wurde Professor für Politologie und Direktor der Jüdischen Studien an der Purdue Universität in Indiana. Er starb dort im Juni 2013. Sein Vater war 1940 im Lager Gurs, seine Mutter in Auschwitz Opfer der Nationalsozialisten geworden.

Seit den späten 1990er Jahren veranstaltete das städtische Kulturamt Villingen-Schwenningen auch Lesungen mit Texten verfolgter Schriftsteller. In Donaueschingen bietet die Stadtführerin Martina Wiemer seit einigen Jahren Sonderführungen zur Situation der jüdischen Bewohner im Dritten Reich an.

Unter allen diesen Erinnerungsformen sind vermutlich die persönlichen Erinnerungen, die die Familiengeschichten prägen, die eindrücklichsten. Im folgenden Beitrag werden lediglich die öffentlichen und beständigen Erinnerungsformen dargestellt, also das, was man in einer Stadt sieht. Sie liegen in der Verantwortung der Bürger einer Stadt und zeigen, was diesen wichtig ist.



Gedenkstein auf dem Waldfriedhof in Schwenningen. Fotos: Heinz Lörcher

### Öffentliche Erinnerungen an den Unrechtsstaat

Die folgenden Bilder der Gedenkorte sind im wesentlichen nach Opfergruppen angeordnet: Zuerst geht es um Opfer, die vom NS-Regime zu Gegnern ernannt wurden, obwohl sie sich selbst nicht als Gegner definierten, also Juden, Sinti und Roma, Zwangsarbeiter; dann geht es um Opfer, die bewusste Gegner des NS-Regimes waren, also vor allem um Personen aus politischen und kirchlichen Widerstandszirkeln.

Die Gedenkorte auf dem Schwenninger Waldfriedhof haben einen besonderen Hintergrund und seien deshalb zuerst genannt: Mit der Aufschrift

*Den unsterblichen Opfern aller Nationen im Kampf /  
gegen nazistische Barbarei / verfolgt, gemartert, erschlagen /  
Den Toten zur Ehre / den Lebenden zur Mahnung*

zeigt dieser Gedenkstein eine Sicht der Nachkriegsjahre, die von den politisch Verfolgten geprägt war, die auch dieses Denkmal angeregt hatten: In dem Text geht es um einen „Kampf“, aber die großen Opfergruppen, etwa die Juden, befanden sich ja zunächst in keinem „Kampf“ gegen die nazistische Barbarei.

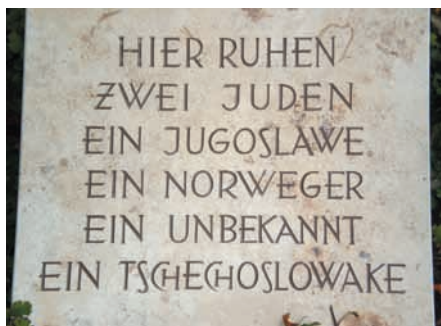
Ebenfalls auf dem Waldfriedhof wurde eine Platte für feuerbestattete Opfer gelegt. Das in den Jahren 1927 / 28 erbaute Schwenninger Krematorium<sup>3</sup> diente im Dritten Reich dazu, Leichen zu verbrennen, die verschwinden sollten. Von Mai bis November 1944 wurden von den Konzentrationslagern Schömberg, Schörzingen, Dautmergen und Erzingen 72 Leichen von Häftlingen ins Schwen-

Platte für feuerbestattete Opfer auf dem  
Waldfriedhof in Schwenningen.

ninger Krematorium gebracht und dort  
verbrannt. In diesen KZs auf der  
Schwäbischen Alb sollten Häftlinge Öl-  
schiefer abbauen, damit in Deutschland  
eine eigene Ölproduktion aufgebaut  
werden konnte. Da diese KZs relativ  
klein waren – in den sieben Lagern auf  
der Schwäbischen Alb waren etwa  
10.000 Häftlinge – hatten sie keine eigenen Krematorien (wie z. B. das KZ  
Auschwitz) und brachten deshalb in der ersten Zeit die Leichen in die nächstlie-  
genden Krematorien, neben Schwenningen auch nach Tuttlingen und Reutlingen.

In Schwenningen wussten manche Bürger um diese schreckliche Funktion  
des örtlichen Krematoriums: Man sah, wie die Leichen gebracht wurden und  
stellte fest, dass an den entsprechenden Tagen das Krematorium „verstopft“ war.  
Im Sterbebuch in Schwenningen sind die Namen, das Alter, der Geburtsort und  
die meistens fingierte Todesursache der hier Verbrannten festgehalten, so etwa  
unter der Einäscherungsnummer 1583:

*Lebedenko, Andrej; geboren 26.6.1907 in Orel / Russland; Todestag und  
Sterbeort: 2.7.1944 in Schömberg; letzter Wohnort: Schömberg Häftlings-  
lager; Stand oder Beruf: russischer Schutzhäftling Nr. 15407; Todesursache:  
Lungenentzündung.<sup>4</sup>*



Die neue Gedenkplatte auf dem Waldfriedhof in Schwenningen.

Nach einer Erklärung des ehemaligen Friedhofswärters V. Kessler vom 15. Oktober 1948 wurde die Asche der Leichen der KZ-Häftlinge zuerst in einer Versandschachtel aufbewahrt und nicht wie sonst üblich in einer Urne; deshalb sei eine Verwechslung der Aschereste unmöglich gewesen.<sup>5</sup> Im November 1944 wurde die Verbrennung der Leichen der KZ-Opfer eingestellt.

Im Jahr 1947 wurden die verstreut bestatteten Urnen zusammengeführt und ein Ehrenhain angelegt, der im Jahr 1967 umgestaltet wurde. Die im Jahr 2001 neu gestaltete Gedenkplatte zeigt, wie sich die Erinnerungsformen verändert haben: War es nach dem Krieg noch als ausreichend empfunden worden, nur von „Zwei Juden, Ein Jugoslawe, Ein Norweger, Ein Unbekannt, Ein Tschechoslowake“ zu sprechen, hat man 35 Jahre später Namen und Alter der Verbrannten sichtbar gemacht und den Opfern so eine Identität gegeben. Für diese Neugestaltung hat sich besonders der Historiker Michael Zimmermann eingesetzt. Mit der Bürgeraktion „Wider das Vergessen“ und dem Grünflächenamt der Stadt Villingen-Schwenningen konzipierte er einen Gedenkpfad: Auf dem Waldfriedhof sollten an allen Stätten der Opfer des Dritten Reiches – KZ-Häftlinge, Euthanasie-Opfer, Zwangsarbeiter, Soldaten, Opfer der Bombenangriffe, Heimatvertriebene – erklärende Tafeln aufgestellt werden.<sup>6</sup> Bislang wurde allerdings nur die abgebildete Gedenkplatte realisiert.

### Gedenkorte für verfolgte Juden

Die sogenannte „Kristallnacht“, die Zerstörung der jüdischen Synagogen, folgte einem Anschlag, den Herschel Grynspan, ein polnischer Jude, in Paris auf den deutschen Botschaftsangehörigen Ernst vom Rath ausübte. Grynspan war empört und verzweifelt darüber, dass alle polnischen Juden aus Deutschland ausgewiesen werden sollten. Auch in Villingen wurde der jüdische Betsaal in der Gerberstraße 33 zerstört und dieses Werk in der hiesigen Tageszeitung kommentiert.<sup>7</sup> Die Vorgänge am 10. November 1938 in Donaueschingen beschreibt Martina Wiemer bei ihren Stadtführungen und auf der von ihr eingerichteten Internetseite:



Gedenktafel Gerberstraße  
in Villingen.

SA-Leute misshandelten jüdische Bewohner in ihren Wohn- und Geschäftshäusern; Schüler verschiedener Schulen mussten zusehen – und sie erinnern sich noch heute daran.

Mehrere Villingener Juden kamen nach diesem Tag ins Konzentrationslager Dachau, auch Hugo Schwarz, der Eigentümer des Hauses Gerberstraße 33. Nach der Deportation der badischen Juden nach Gurs am 22. Oktober 1940 – Baden war damit das erste deutsche Gebiet, das „judenfrei“ gemeldet werden konnte – lebten in Villingen nur noch Juden, die christlich verheiratet waren. 1933 lebten in Villingen etwa 70 Juden, 42 sind emigriert, 20 durch den Nationalsozialismus umgekommen.

Die älteste öffentliche Erinnerung an das an den Villingener Juden begangene Unrecht ist eine Gedenktafel in der Gerberstraße:

*In dieser Straße befand sich bis zum 09.11.1938 der Betsaal der jüdischen Gemeinde Villingen, der in der „Kristallnacht“ zerstört wurde. Diese Tafel soll der jüdischen Mitbürger gedenken, die in der Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft verfolgt, vertrieben oder getötet wurden.*

Wenn man die Geschichte dieser Tafel betrachtet, hat man den Eindruck, dass sich vieles bei den Diskussionen der vergangenen Jahre um die Stolpersteine wiederholt: Bereits seit 1969 hatte sich Rudolf Janke, ein Angestellter des Stadtarchivs Villingen-Schwenningen, um eine Gedenktafel bemüht, aber erst neun Jahre später, zur 40-jährigen Wiederkehr der Novemberpogrome am 9. November 1978, wurde die Tafel angebracht, jedoch nicht an dem Haus Gerberstraße 33, in dem sich der Betsaal befunden hatte, sondern an einer öffentlichen Mauer, denn die damaligen Hauseigentümer fürchteten „Wertminderung und Hindernisse bei einem möglichen Verkauf des Anwesens“<sup>8</sup> und konnten so die Anbringung der Tafel an ihrem Haus verhindern.

In einem Leserbrief beklagte der in Schwenningen wohnende Jürgen Schützing, damals Landesvorsitzender der NPD in Baden-Württemberg, dass „wir als Deutsche uns immer wieder aufs neue mit Schmutz bewerfen“ lassen müssen und „immer wieder aufs neue alte Wunden aufgerissen werden“<sup>9</sup>, während andere Leserbriefe die Gedenktafel befürworteten und solchen Auffassungen entgegentraten. So war in einer von den evangelischen Pfarrern verfassten Stellungnahme zu lesen: „Wenn in diesem Zusammenhang von Wunden geredet wird, dann sind dies am allerwenigsten unsere Wunden, sondern die eines anderen Volkes“.<sup>10</sup>

Seit 1978 wird an dieser Gedenktafel jährlich zur Erinnerung an die „Kristallnacht“ von Vertretern der Stadt, des Landkreises und der evangelischen und katholischen Kirche eine Gedenkfeier abgehalten und ein Kranz niedergelegt.

An vier Beispielen lässt sich zeigen, wie die öffentliche Erinnerung an das Unrecht an jüdischen Bürgern Villingens weiterentwickelt wurde und dass viele Menschen das Bedürfnis hatten und haben, dieser Erinnerung immer wieder eine neue Form zu geben.



Münsterbrunnen in Villingen.

Der am 6. August 1989 eröffnete, von Klaus Ringwald gestaltete Münsterbrunnen enthält mehrere Tafeln, deren Texte wesentlich veranlasst wurden durch den Geschichts- und Heimatverein Villingen und den damaligen Münsterpfarrer Dekan Kurt Müller. Auf einer dieser Tafeln ist zu lesen:

*1933 kommen die Nationalsozialisten an die Macht. Es wird Nacht über Deutschland. Die jüdische Gemeinde ist verzagt oder ausgerottet. Das K.Z. bedroht die Freiheit der Gedanken der Worte und der Gewissen.*

Das Denkmal für die ins französische Internierungslager Gurs verschleppten Villingener Juden entstand als Teil einer Aktion kirchlicher Jugendgruppen in Baden. An allen 137 badischen Orten, von denen aus jüdische Bürgerinnen und Bürger am 20. Oktober 1940 nach Gurs in Südfrankreich verschleppt wurden, soll ein Gedenkstein errichtet werden; ein zweites Exemplar dieses Gedenksteins wird zu einem zentralen Mahnmal in Neckarzimmern gebracht, wo alle Gedenksteine in der Form eines Davidsterns angeordnet werden. Mittlerweile haben sich an über 100 Orten Jugendgruppen an diesem Projekt beteiligt. Die aus acht Jugendlichen und dem Pastoralreferenten Tobias Weiler bestehende Villingener Projektgruppe beschäftigte sich ein Jahr lang mit Leben und Schicksalen der von hier aus Deportierten sowie mit damaligen und heutigen Reaktionen der Villingener Bevölkerung. Über eine Spendenaktion beschafften die Jugendlichen den größten Teil des benötigten Geldes. Zusammen mit einem Steinmetz verwirklichten sie den Gedenkstein, der beim Bahnhof aufgestellt wurde, weil von hier der Deportationszug fuhr. Der städtische Verwaltungs- und Kulturausschuss



Mahnmal für die von Villingen nach Gurs deportierten Juden am Villingen Bahnhof.

unterstützte in seiner Sitzung am 20. Oktober 2010 das Projekt einstimmig.<sup>11</sup> Auf der Tafel des zum 70. Jahrestag der Deportationen am 20. Oktober 2010 eröffneten Denkmals ist zu lesen:

*Dieses Mahnmal erinnert an die Deportation von 11 jüdischen Bürger/-innen in das Internierungslager Gurs (Frankreich) am 22. Oktober 1940 durch die Nationalsozialisten. Der Stein zeigt das Villingener Wappen, aus dem ein Stück in Form eines Davidsterns herausgebrochen wurde. – Jugendliche der St. Ursula-Schulen und der kirchlichen Jugendarbeit haben in Verbindung mit dem Ökumenischen Jugendprojekt „Mahnmal“ den Memorialstein entworfen und realisiert. Spenden engagierter Bürger/-innen ermöglichten seine Herstellung. Die Stadt Villingen-Schwenningen stellte den Platz zur Verfügung und übernahm die Aufstellung des Steins.*

Am 27. Januar 2015 wurde im Hof der Schule St. Ursula in Villingen-Schwenningen in einer Feier ein Gedenkstein für Ruth Bikart und Julie Schwarz eingeweiht.



Gedenkstein für zwei ehemalige jüdische Schülerinnen der Schule St. Ursula in Villingen.



Janusz-Korczak-Schule  
in Schwenningen.

weicht; sie waren ehemalige Schülerinnen dieser Schule und wurden umgebracht, weil sie Jüdinnen waren. Der Gedenkstein wurde durch Spenden der Schülerinnen und Schüler dieser Schule finanziert. Zu der Feier waren Angehörige von Ruth Bikart gekommen.

Im Jahr 2014 hat ein anonymen Spender mit einer Gedenktafel an den oben bereits erwähnten Joseph Haberer erinnert. Sie ist an einer Bank zwischen dem Kirnacher Bahnhof und dem Kurgebiet angebracht.<sup>12</sup>

Im Schuljahr 1973/74 erhielt die damalige Sonderschule für Lernbehinderte in Schwenningen den Namen *Janusz-Korczak-Schule*. Korczak war ein jüdischer Kinderarzt und Schriftsteller, der vor allem Kinderbücher und pädagogische Schriften verfasst hat. Ende 1942 wurden 200 jüdische Kinder, deren Lehrer er war, aus dem Waisenhaus des Warschauer Ghettos in das Vernichtungslager Treblinka gebracht. Er hat die Kinder freiwillig auf ihrem Todesweg begleitet und wurde mit ihnen in Treblinka umgebracht. Korczak hatte 1972 posthum den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhalten und war dadurch stärker ins öffentliche Bewusstsein gekommen.

An das Schicksal der Juden in Schwenningen wurde erstmals 2011 öffentlich erinnert, als drei Gemeindegäbe der evangelischen Kirche neu benannt wurden, davon einer nach einer Vikarin, die die Unterbringung von Juden, die auf der Flucht in die Schweiz waren, organisierte. Details über das Leben und Wirken von Margarete Hoffer finden sich unten im Abschnitt über die Gedenkorte des kirchlichen Widerstands.

Der Grabstein von Willi Storch auf dem Donaueschinger Friedhof ist nicht als Gedenkstätte bezeichnet; dennoch hat er diese Funktion: Das Grab ist durch den Davidsstern – neben den vielen Gräbern mit christlichen Symbolen – herausgehoben sowie durch den Hinweis „Opfer des Nazi-Regimes“. Der polnische Jude Willi Storch wurde mit seiner Familie ins Ghetto Lodz verschleppt, sein Vater, seine Mutter und seine Schwestern wurden von den Nazis umgebracht. Mit



Grabstätte Willi Storch in Donaueschingen.



seinem Bruder kam Willi auf dem Todesmarsch der KZ-Häftlinge von Ofenburg Richtung Allgäu im April 1945 bis Donaueschingen. Hier konnten die beiden sich verstecken, wurden von den Franzosen befreit und vollkommen geschwächt ins Donaueschinger Lazarett gebracht, wo Willi an Flecktyphus starb.<sup>13</sup>

### Gedenkorte für Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene

Geht man bei den Opfergruppen danach, für welche in Villingen-Schwenningen die meisten Erinnerungszeichen bestehen, dann folgen auf die Juden die Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen. Schon in den 1930er Jahren führte u. a. die verstärkte Rüstungsproduktion zu einem Arbeitskräftemangel in Deutschland. Ausländische Arbeitskräfte wurden angeworben, besonders seit dem Kriegsbeginn 1939, als viele deutsche Männer eingezogen wurden und am Arbeitsplatz ersetzt werden mussten. Im Krieg wurden aus den besetzten Ländern viele Menschen verhaftet und als Zwangsarbeiter nach Deutschland gebracht. In den Villingen Rüstungsbetrieben waren vor allem Fremdarbeiter aus Frankreich, Belgien und Holland tätig, wobei der Ausländeranteil unter den Beschäftigten etwa des Villingen Werkes der Vereinigten Aluminium-Gießereien (VAG) in der Zeit zwischen Ende 1943 bis zum April 1945 bei über 60 % lag<sup>14</sup>. Wie Stefan Aßfalg den Akten der Kreisverwaltung entnehmen konnte, befanden sich zu Kriegsende in Villingen als „Kriegsgefangene, Zwangsverschleppte und Arbeiter“ 2.384 Ausländer, darunter 846 Franzosen, 742 Russen, 82 Belgier, 190 Holländer, 264 Italiener 236 Polen, 27 Rumänen und 15 Ungarn. In Schwenningen waren bei Kriegende von insgesamt 13.000 Arbeitern etwa 3.000 Fremdarbeiter.<sup>15</sup> Im Kriegsgefangenenlager an der Richthofenstraße befanden sich zu Kriegsende etwa 2.500 Ausländer. Davon waren 500–600 Franzosen sowie 1.300–1.500 Russen, von denen viele allerdings erst in den letzten Kriegswochen aus weiter nördlich liegenden Lagern kamen, die vor den alliierten Truppen geräumt werden sollten.<sup>16</sup> Vor dem



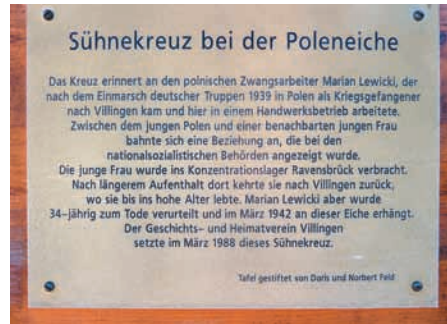
33 Gräber von Zwangsarbeitern auf dem Friedhof Villingen.



Gräber von Zwangsarbeitern auf dem Waldfriedhof Schwenningen.

Einmarsch der französischen Truppen wurden die russischen Kriegsgefangenen an die Schweizer Grenze gebracht und dort freigelassen.

In einer besonderen Abteilung des Villingener Friedhofs gibt es 33 Gräber von Ausländern. Auf dem Villingener Gedenkstein steht nichts über ihr Schicksal, sondern lediglich „1939 – 1945“. Da nur Grabmale erhalten sind von Toten, die nicht in ihre Heimatländer überführt wurden, gibt es hier keine Erinnerung an die Toten aus westlichen Länder, da deren Leichname in der Regel überführt wurden. Auf dem Unterkirnacher Friedhof liegt ein Gedenkstein für sechs Slowenen, die in den letzten Kriegsjahren in Maria Tann untergebracht waren und in Unterkirnach arbeiteten.<sup>17</sup>



Sühnekreuz und erklärende Tafel für Marian Lewicki in Villingen am Tannhörnle.

Die häufig in der Land- und Forstwirtschaft tätigen Zivilarbeiter aus Polen und Russland mussten auf ihre Kleidung ein „P“ bzw. „Ost“ aufnähen. Für sie galt ein nächtliches Ausgehverbot, der „Besuch deutscher Veranstaltungen kultureller, kirchlicher und geselliger Art“ war ihnen untersagt und zur Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel brauchten sie eine besondere polizeiliche Genehmigung. In den sogenannten „Polenerlassen“ vom 8. März 1940, einer für den Dienstgebrauch veröffentlichten Vorschrift des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP-Reichsleitung, war zudem verfügt: „Wer mit einer deutschen Frau oder einem deutschen Mann geschlechtlich verkehrt oder sich ihnen sonst unsittlich nähert, wird mit dem Tode bestraft.“<sup>18</sup> Diese Bestimmung wurde oft angewendet. Anfangs wurde sogar vorgeschrieben, dass diese Urteilsvollstreckung – meist durch Erhängen – öffentlich zu erfolgen hätte. Auch in Villingen wurde diese Bestimmung angewendet, als im März 1942 der 34-jährige Marian Lewicki zum Tode verurteilt und erhängt wurde. 1988 wurde an der Stelle der Hinrichtung auf Anregung von Werner Huger ein Sühnekreuz mit dem Namen des Hingerichteten und eine erklärende Tafel aufgestellt. Zudem erschien ein Aufsatz über den Fall im Jahrbuch des Geschichts- und Heimatvereins Villingen<sup>19</sup>.

### *Sühnekreuz bei der Poleneiche.*

*Das Kreuz erinnert an den polnischen Zwangsarbeiter Marian Lewicki, der nach dem Einmarsch deutscher Truppen 1939 in Polen als Kriegsgefangener nach Villingen kam und hier in einem Handwerksbetrieb arbeitete. Zwischen dem jungen Polen und einer benachbarten jungen Frau bahnte sich eine Beziehung an, die bei den nationalsozialistischen Behörden angezeigt wurde. Die junge Frau wurde ins Konzentrationslager Ravensbrück gebracht. Nach längerem Aufenthalt kehrte sie nach Villingen zurück, wo sie bis ins hohe Alter lebte. Marian Lewicki aber wurde 34-jährig zum Tode verurteilt und im März 1942 an dieser Eiche erhängt. Der Geschichts- und Heimatverein Villingen setzte im März 1988 dieses Sühnekreuz.*

*Tafel gestiftet von Doris und Norbert Feld*

Die Weiterentwicklung des Gedenkens an das Dritte Reich ist an diesem Fall gut zu sehen. Etwa 20 Jahre später drehte eine Gruppe von Gymnasiasten einen Spielfilm über das Schicksal des Marian Lewicki und seiner deutschen Geliebten – die Hintergründe des Films *Die Poleneiche* werden im Beitrag von Frank Kayan in diesem Band dargestellt. Nachdem der Stadtarchivar Dr. Maulhardt im Jahr 2011 Kontakt zu Verwandten Lewickis geknüpft hatte, lud die Stadtverwaltung im März 2012 einige Angehörige nach Villingen ein, die teilweise erst bei dieser Gelegenheit von den Umständen des Todes ihres Verwandten erfuhren.<sup>20</sup>

### Ein Gedenkort für Sinti und Roma

Nach den Forschungen von Michael Zimmermann sind von den zeitweise in Villingen-Schwenningen lebenden Sinti und Roma mehr als 100 umgebracht worden, von denen mindestens drei im heutigen Schwarzwald-Baar-Kreis geboren sind.<sup>21</sup> Für diese Gruppe von Opfern des Dritten Reiches wurde am 4. Juli 2009 in Schwenningen eine Gedenktafel am Ort des ehemaligen „Zigeunerlagers Schillerhöhe“ angebracht.

*Auf dem Hankenberg befand sich 1938/39 das „Zigeunerlager Schillerhöhe“. In selbsterstellten Hütten hausten hier Mitglieder der am oberen Neckar heimischen Sinti-Familien Mai, Nock und Reinhardt, zur Arbeit in der Ziegelei gezwungen. Weder diese noch die Ortsfürsorge gewährten ein ordentliches Unterkommen.*



Gedenktafel für Sinti und Roma in Schwenningen.

*Eine Bürgerinitiative bestimmte Oberbürgermeister Otto Gönnerwein, „dafür zu sorgen, dass diese Landplage verschwindet“. So unter Druck gesetzt, sah er Ordnung und Sicherheit der Nordstadt gefährdet und ersuchte das Württembergische Innenministerium um Beendigung der „skandalösen Zustände“. Gemäß den Richtlinien der nationalsozialistischen „Zigeuner“-Verfolgung wurden die Betroffenen „rassisch begutachtet“, Kinder teils in Anstalten eingewiesen, teils sterilisiert, teils mit den Eltern verschleppt, die in die Konzentrationslager Dachau und Sachsenhausen, schließlich Auschwitz-Birkenau deportiert wurden – wiewohl nach Angaben des hiesigen Polizeipräsidenten August Keller „keine strafbare Handlung der Zigeuner vorliegt, Verdachte grundlos sind“.*



Opfer der sogenannten „Euthanasie“ im Rahmen der Aktion T4 auf dem Waldfriedhof in Schwenningen.

REUTTER EUGEN	27.03.1912 - 10.10.1940
ROGGENSTEIN MARIA	12.02.1888 - 14.10.1940
RONCIERS FRANCISZEK	02.06.1888 - 03.10.1944
ROSENFELDER GOTTLIEB	05.03.1897 - 16.05.1940
ROTH ERNST	05.09.1909 - 15.10.1940
ROZALOWSKI ZIGMUND	04.10.1897 - 01.10.1944
SAWICKI MIROSLAW	27.05.1909 - 06.10.1944
SCHERER GEORG	04.03.1896 - 28.09.1944
SCHLENKER ANNA	12.01.1892 - 15.09.1940
SCHLENKER EMMA	10.03.1900 - 20.11.1940
SCHLENKER KLARA	11.02.1904 - 05.10.1940
SCHNECKENBURGER KATH.	15.02.1905 - 04.09.1940
SCHNEIDER KARL	18.09.1908 - 16.11.1940
SCHUMACHER JOSEF	26.05.1878 - 18.09.1940
SCHWEIKERT EMILIE	02.10.1887 - 16.10.1940
SCZEPANIAK STEFAN	08.10.1904 - 25.09.1944
SOBIESKI ISIDOR	08.05.1905 - 04.10.1944

### Ein Gedenkort für Opfer der sogenannten „Euthanasie“ im Rahmen der Aktion T4

Als auf dem Schwenninger Waldfriedhof bald nach dem Krieg eine Begräbnisstätte für Opfer der sogenannten „Euthanasie“ eingerichtet wurde, die im Rahmen der Aktion T4 umgebracht worden waren (die für die Planung verantwortliche Zentraldienststelle T4 war in der Berliner Tiergartenstraße 4 untergebracht), wurde nicht öffentlich angegeben, dass es sich um körperlich und geistig behinderte Menschen handelte, die nach der NS-Ideologie als „lebensunwert“ galten.<sup>21</sup> Lediglich „Hier ruhen 17 Deutsche“ steht auf dem Gedenkstein sowie auf einer anderen Tafel „45 Deutsche“. Michael Zimmermann geht nach neueren Forschungen davon aus, dass mehrere hundert Menschen aus Villingen-Schwenningen im Rahmen dieser Aktion umgebracht wurden. Im Jahr 2011 wurden Namenstafeln errichtet, auf denen das Todesjahr 1940 vermerkt ist. Diese Menschen, die zumeist aus Spaichingen, Sulz und Tuningen stammten, wurden in den Psychiatrischen Anstalten Grafeneck, Hartheim und Hadamar umgebracht. In der Gräberliste der Stadt Villingen-Schwenningen steht beispielsweise hinter dem Namen und dem Geburtsort: „Beruf: Heilstätteninsasse; Todestag und -ort: 1.10.1940 Grafeneck“.

Für weitere Gruppen, die während des Dritten Reiches in Konzentrationslager gebracht wurden (Homosexuelle, sogenannte Asoziale, verurteilte Straftäter, die nach dem Gefängnis ins KZ kamen), gibt es bisher im gesamten Schwarzwald-Baar-Kreis keine öffentlichen Gedenkorte.

### Gedenkorte des sozialdemokratischen Widerstands

In der Nacht vom 16. zum 17. März 1933 wurde Josef Heid durch Villingener SA- und SS-Leute verhaftet, etwa gleichzeitig mit dem Gewerkschaftssekretär Schifferdecker und dem SPD-Stadtrat und stellvertretenden Bürgermeister Uebler. Der am 17. November 1882 in Stühlingen geborene Heid arbeitete als Revisionsinspektor beim Bezirksamt Villingen. Er war Mitglied der SPD und gewählt

ter Stadtverordneter, seit 1922 Mitglied des Kreisrates sowie von 1929–1933 Abgeordneter im Badischen Landtag. Heid und die beiden andere Verhafteten mussten aufgrund von Misshandlungen für zehn Tage ins Krankenhaus. Anschließend kam Heid bis zum 29. Mai ins Villingener Bezirksgefängnis und von dort bis zum 27. Juni ins Konzentrationslager Heuberg. Am 1. September kam er nochmals für einen Monat ins Villingener Gefängnis. Am 13. Juni war Heid im KZ eröffnet worden, dass er aufgrund des „Gesetzes zum Schutz des Berufsbeamtentums“ aus dem Dienst entlassen war. Am 1. August 1933 wurde von Villingen ein Stadtverweis gegen Heid ausgesprochen. Er zog dann zum 1. Oktober nach Bruchsal. Als nach dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli 1944 im ganzen Reichsgebiet frühere Mandatsträger der politischen Parteien verhaftet und in Konzentrationslager eingeliefert wurden, kam auch Heid ins KZ Dachau, wo er am 21. Dezember 1944 umgekommen ist.<sup>22</sup>

Zur Einweihung der Gedenktafel für Josef Heid am 21. August 1987 durch den Oberbürgermeister der Stadt Villingen-Schwenningen war auch ein Sohn Josef Heids aus Bruchsal gekommen. Er schilderte in einem ausführlichen Gespräch mit dem Autor, wie schwierig es für Josef Heid nach dem Stadtverweis aus Villingen war, mit seiner Familie in Bruchsal Fuß zu fassen.

An andere Gruppen des Widerstands erinnern keine Gedenkorte in der Öffentlichkeit, etwa an die größere SPD-Widerstandsgruppe, die 1936 weitgehend zerschlagen wurde,<sup>23</sup> oder an einzelne Sozialdemokraten und Kommunisten, die kritische Schriften verteilten, die über Singen aus der Schweiz kamen (die Beteiligung von nicht-parteegebundenen Personen war wichtig, weil die politisch Bekannten überwacht wurden).<sup>24</sup> Gegen Kriegsende gab es eine aus Deutschen und Ausländern bestehende Widerstandsgruppe, die Vorbereitungen für das Kriegsende traf. Drei Mitglieder dieser Gruppe fanden bei Aktionen gegen die Nationalsozialisten den Tod: der Franzose Maurice Goss, der Holländer Henk Haagmann und der Deutsche Frank Stark. Die Gruppe hatte Anteil daran, dass Villingen kaum zerstört und fast kampflös übergeben wurde, denn am Tag vor der Übernahme der Stadt informierten Gruppenmitglieder die angreifenden



Heid-Platz in Villingen.



Franzosen über die militärische Lage in Villingen und stellten den Befreiern ortskundige Führer zur Verfügung.<sup>25</sup> Auch an den Schwenninger Sozialdemokraten Karl Schäfer gibt es keine öffentliche Erinnerung. Schäfer war Mitglied einer Widerstandsgruppe gewesen, die politisches Informationsmaterial aus der Schweiz nach Deutschland geschmuggelt hatte. Diese Gruppe wurde von den Nazis entdeckt, den Mitgliedern wurde 1938 der Prozess gemacht. Weil Schäfer 1938 bereits vor Beginn des Prozesses im württembergischen Lager Welzheim erschlagen worden war, wurde er von den anderen Angeklagten zum Hauptbelasteten gemacht.<sup>26</sup>

### Gedenkorte des kommunistischen Widerstands

Als im Jahr 1946 durch einen Gemeinderatsbeschluss vom 4. April politisch belastete Straßennamen in Schwenningen ersetzt werden sollten, wurde auch die nach einem preußischen General und Heeresreformer des 19. Jahrhunderts benannt „Roonstraße“ in „Lieselotte-Hermann-Straße“ umbenannt. Die 1909 in Berlin geborene Lieselotte Hermann studierte einige Zeit Chemie an der Technischen Hochschule in Stuttgart. Sie war Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes und musste deshalb 1933 die Hochschule verlassen. 1935 wurde sie als Mitglied einer Stuttgarter Widerstandsgruppe verhaftet. 1937 verurteilte der Volksgerichtshof sie zum Tode. Obwohl sie ein vier Jahre altes Kind hatte, gab es für sie kein Mitleid; im Jahr 1938 wurde sie, zusammen mit drei anderen Angeklagten, als erste Frau mit dem Fallbeil hingerichtet.

Auf den kommunistischen Widerstand in Schwenningen und auch auf die Unterdrückung der Gewerkschaften findet sich kein öffentlicher Hinweis, obwohl die Schwenninger Kommunisten – wie an anderen Orten – früh verfolgt und massiv unterdrückt wurden: Am 11. März 1933 kamen 14 kommunistische Funktionäre in Schutzhaft, am 26. März 1933 neun weitere. Am 19. Januar 1942 starb der aus Schwenningen stammende kommunistische Arbeiter Josef Schmid im KZ Flossenbürg<sup>27</sup>.

### Gedenkorte des kirchlichen Widerstands

An den in Villingen als Chordirektor am Münster tätigen Ewald Huth<sup>28</sup>, der am 26. Mai 1944 wegen „Wehrkraftzersetzung“ zum Tod verurteilt und am 1. November 1944 in Stuttgart hingerichtet wurde, erinnert ein Straßename in Villingen. Außerdem heißt der große Saal des Gemeindezentrums der Münsterpfarre Ewald-Huth-Saal und es gibt eine Gedenktafel an dem von Huth bewohnten Haus am Villinger Münsterplatz.

Diese Tafel zeigt, wie die Erinnerungsformen sich ändern: Eine Straße war schon nach Ewald Huth benannt; die katholische Gemeinde war jedoch nicht der Meinung, dass damit der Erinnerung Genüge getan sei und ließ deshalb die Gedenktafel anbringen. Die Erinnerung an Huth wird auch durch musikalische Veranstaltungen wachgehalten. So fand am 9. November 2014 ein Konzert im Villinger Münster „In memoriam Ewald Huth“ statt. Das Leben des ehemaligen

Chordirektors wurde 70 Jahre nach seiner Ermordung an dem Ort, an dem er tätig war, unter großer Anteilnahme gewürdigt. Zu diesem Anlass erschien ein Programmheft mit Dokumenten aus seinem Leben, und auch in den Lokalzeitungen wurde ausführlich an ihn erinnert.<sup>29</sup> Näheres über die Gedenkorte für Ewald Huth enthält der Beitrag von Kurt Müller in diesem Band.

In Donaueschingen wird an mehreren Orten an den im KZ Dachau gestorbenen Pfarrer Heinrich Karl Joseph Feurstein erinnert. Feurstein wurde am 11. April 1877 in Freiburg geboren, mit 22 Jahren zum Priester geweiht. 1901 ließ er sich zu einem Volkswirtschaftstudium beurlauben, 1904 erfolgte die Promotion und zwischen 1906 und 1942 wirkte er als Pfarrer der Stadtkirche St. Johann in Donaueschingen. Wiederholt sprach er sich öffentlich gegen die Ermordung von Behinderten und psychisch Kranken aus. Seit 1939 stand er unter Überwachung der Gestapo. Nach seiner Neujahrspredigt wurde er am 7. Januar 1942 verhaftet, zunächst in Konstanz inhaftiert, dann ins KZ Dachau gebracht. Dort starb er am 2. August 1942. Seine Leiche wurde eingäschert; die Aschereste sind in der Stadtkirche im linken Chorpfeiler beigesetzt.<sup>30</sup>

Die Heinrich-Feurstein-Straße bekam diesen Namen schon am 17. Oktober 1946 durch Umbenennung des alten Jägerweges.<sup>31</sup> Die Heinrich-Feurstein-Schule erhielt ihren Namen durch einen Gemeinderatsbeschluss vom 28. Juni 1965. Zunächst erhielt die Volks- bzw. Grund- und Hauptschule diesen Namen, 1977/78 wurde dieser Name für die im selben Bau untergebrachte Sonderschule für Lernbehinderte übernommen.



Die im Jahr 1990 errichtete Gedenktafel an der Heinrich-Feurstein-Schule in Donaueschingen und die Gedenktafel für Heinrich Feurstein in der Stadtkirche Donaueschingen.





Der Text der im Jahr 1990 errichteten Gedenktafel an der Heinrich-Feurstein-Schule lautet:

*Die Heinrich-Feurstein-Schule*

*Eingeweiht am 17. Mai 1909*

*Eine Elementarschule in Donaueschingen hat es nachweislich schon im 16. Jahrhundert gegeben. Spätestens seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte die Amtsstadt Donaueschingen die Funktionen eines regionalen Schulzentrums inne. Dem drängenden Raumbedarf der hiesigen Volksschule wurde 1909 mit einem neuen Schulzentrum an der Werderstraße abgeholfen, das seither zu den markantesten Bauwerken im Donaueschinger Stadtbild zählt. Früher allgemein als Volksschule bekannt, trägt sie heute den Namen Heinrich Feursteins, von 1908 bis 1942 katholischer Stadtpfarrer von St. Johann. Wegen regimekritischer Äußerungen in seiner Neujahrspredigt 1942 wurde Feurstein in Gestapo-Haft genommen und anschließend in das Konzentrationslager Dachau eingeliefert. Dort fand er am 2. August 1942 den Tod.*

*April 1990*

Im Abschnitt über die Gedenkorte für die Schwenninger Juden wurde bereits auf die Neubenennung von drei Gemeindesälen der evangelischen Kirche im Jahr 2011 hingewiesen. Der Gemeindesaal der evangelischen Johanneskirche in Schwenningen heißt Margarete-Hoffer-Saal. Auf der Hinweistafel ist zu lesen:

*Margarete Hoffer-Saal*

*Dr. Margarete Hoffer (1906–1991) war von 1941 bis 1945 Vikarin in Schwenningen an der Johanneskirche. Die studierte Theologin, die damals nur als Religionslehrerin und Gemeindegliederin arbeiten durfte, kam von Wien nach Schwenningen, um den zum Kriegsdienst eingezogenen Pfarrer Kurz zu vertreten.*

*Sie organisierte die Unterbringung von Jüdinnen und Juden, die auf der Flucht in die Schweiz waren.*

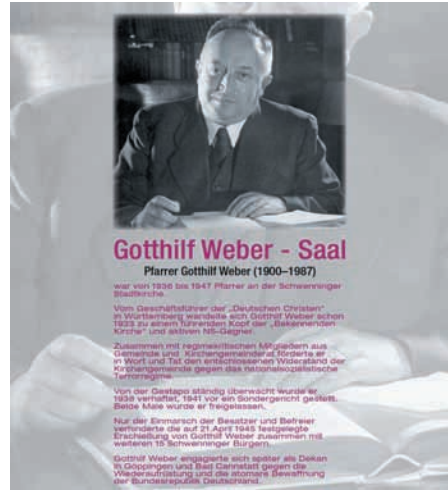
*Unter großen persönlichen Opfern und unterstützt von Pfarrfrau Lotte Kurz gewährte sie Jüdinnen und Juden im Pfarrhaus Zuflucht, versorgte sie mit Nahrung und Kleidung und geleitete sie an die Schweizer Grenze.*

*Über ihren mutigen Einsatz schrieb sie 1967 in einem Brief: „Es war doch so lächerlich wenig, was man tat und tun konnte. ... Das, was einen am meisten belastete, war ... das Mit-Spüren ihrer ununterbrochenen, wenn auch nicht ausgesprochenen Spannung und Angst, und eben diese Scham, teilzuhaben an dieser entsetzlichen Schuld, an diesem schweigenden Zuschauen des Volkes und bei der millionenfachen Kreuzigung des Juden Jesus – Lukas 23,35.“*

Ein enger Kreis von evangelischen Gemeindegliedern wusste um die jüdischen Familien und nahm sie auf. Das Berliner Ehepaar Pineas hielt sich von Weihnachten 1943 bis Februar 1944 auf Einladung von Hoffer in Schwenningen ver-



Tafel im Margarete-Hoffer-Saal des Gemeindehauses der evangelischen Johanneskirche in Schwenningen.



Tafel im Gotthilf-Weber-Saal des Gemeindehauses der evangelischen Stadtkirche in Schwenningen.

steckt. Einer der Helfer war Dr. Hans Kohler, der spätere Oberbürgermeister von Schwenningen. Eine besonders tragische und gefährliche Situation entstand kurz vor Kriegsende 1945, als eine versteckte Jüdin in Schwenningen Selbstmord beging; unter größten Schwierigkeiten gelang es, eine Beerdigung zu organisieren und obwohl 40 Leute davon wussten, wurde nichts verraten.<sup>32</sup>

Ein Saal des Gemeindehauses der evangelischen Stadtkirche in Schwenningen wurde nach dem Schwenninger Pfarrer Gotthilf Weber<sup>33</sup> benannt. Auf der Hinweistafel ist zu lesen:

*Gotthilf Weber-Saal*

*Gotthilf Weber war von 1936 bis 1947 Pfarrer an der Evangelischen Stadtkirche in Schwenningen.*

*Vom Geschäftsführer der „Deutschen Christen“ in Württemberg wandelte sich Gotthilf Weber schon 1933 zu einem führenden Kopf der „Bekennenden Kirche“ und aktiven NS-Gegner.*

*Zusammen mit regimiekritischen Mitgliedern aus Gemeinde und Kirchengemeinderat förderte er in Wort und Tat den entschlossenen Widerstand der Kirchengemeinde gegen das nationalsozialistische Terrorregime.*

*Von der Gestapo ständig überwacht, wurde er 1936 verhaftet, 1941 vor ein Sondergericht gestellt. Beide Male wurde er freigelassen.*

*Nur der Einmarsch der Besatzer und Befreier verhinderte die auf 21. April 1945 festgelegte Erschießung von Gotthilf Weber zusammen mit weiteren 15 Schwenninger Bürgern.*

*Gotthilf Weber engagierte sich später als Dekan in Göppingen und Bad Cannstatt gegen die Wiederaufrüstung und die atomare Bewaffnung der Bundesrepublik Deutschland.*

Bemerkenswert ist dieser Text aus verschiedenen Gründen: Die Saal-Benennung wurde 2012 vorgenommen. Das zeigt, dass der evangelischen Kirche daran gelegen ist, Erinnerung wachzuhalten und neu aufzugreifen. Außerdem wird Webers führende Rolle bei den die Nationalsozialisten unterstützenden „Deutschen Christen“ nicht verschwiegen, obwohl Weber schon wenige Monate nach der Errichtung des NS-Herrschaft vom Unterstützer zum Gegner des neuen Regimes wurde und in der oppositionellen „Bekennenden Kirche“ seit deren Gründung im Jahr 1934 führende Funktionen übernahm. Zudem wird auch an Webers Engagement gegen die Wiederaufrüstung und die atomare Bewaffnung nach dem Krieg erinnert und so deutlich gemacht, dass er aus der Vergangenheit Konsequenzen für die Gegenwart der 1950er und 1960er Jahre gezogen hat.

An den Theologen Dietrich Bonhoeffer, der von 1935 Leiter des Predigerseminars der Bekennenden Kirche im pommerschen Finkenwalde war bis zu dessen Schließung im Jahr 1937 und der am 9. April 1945 im KZ Flossenbürg hingerichtet wurde, erinnert eine Straße in Donaueschingen.

Keine öffentliche Erinnerung gibt es allerdings an die Zeugen Jehovas, von denen viele, vermutlich auch aus der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg, in Konzentrationslager verschleppt wurden, weil sie keinen Eid auf Hitler leisten wollten und den Kriegsdienst verweigerten.

### Andere Widerstandsgruppen

Mehrere öffentliche Gedenkorte in der Region erinnern an die Geschwister Hans und/oder Sophie Scholl, die der Widerstandsgruppe „Weiße Rose“ angehörten und bei einer Flugblattverteilung am 18. Februar 1943 in der Universität München verhaftet und vier Tage später hingerichtet wurden. Nach dem Krieg wur-



Gedenktafel für Sophie Scholl in Bad Dürkheim.



Geschwister-Scholl-Platz  
in Schwenningen.

den belastete Straßennamen ersetzt und mit einigen Namensnennungen hielt die Stadt Schwenningen die Erinnerung an das NS-Unrecht fest. Der Geschwister-Scholl-Platz in Schwenningen erhielt diesen Namen durch einen Gemeinderatsbeschluss am 4. April 1946. In der NS-Zeit war der Platz nach dem 1930 von KPD-Mitgliedern ermordeten und später von den Nationalsozialisten wie ein Märtyrer verehrten SA-Führer Horst Wessel benannt. Die Geschwister-Scholl-Straße in Donaueschingen bekam diesen Namen durch Gemeinderatsbeschluss vom 10. Juli 1972 bei der Erschließung des Wohngebiets südlich der Talstraße. In Bad Dürkheim erfolgte die Namensnennung „Sophie-Scholl-Weg“ durch Gemeinderatsbeschluss vom 19. August 1993<sup>34</sup>. Außerdem installierte der Bad Dürkheimer Geschichts- und Heimatverein am 9. Mai 2011 eine Gedenktafel für Sophie Scholl am Standort des ehemaligen Kinderheims Kohlermann an der Ecke Wald-/Sonnenstraße: In diesem Kinderheim hatte Sophie Scholl, die ein Studium der Psychologie und Biologie anstrebte, ein Praktikum als Kindergärtnerin angetreten.

Mehrere Straßenbenennungen im Kreis erinnern an das Attentat vom 20. Juli 1944 und an die Widerstandsgruppe Kreisauer Kreis: Die Von-Stauffenberg-Straße in Schwenningen erhielt ihren Namen 1973<sup>35</sup>. In Donaueschingen erinnert seit der Erschließung des Wohngebietes südlich der Talstraße im Jahr 1972 eine Julius-Leber-Straße<sup>36</sup> an den am 5. Januar 1945 hingerichteten SPD-Politiker, der enge Verbindungen zur Widerstandsgruppe um von Stauffenberg hatte. Ebenfalls in Donaueschingen gibt es seit der Erschließung des Gebietes Aspenhölzle im Jahr 1974 einen Alfred-Delp-Weg<sup>37</sup>, der an den acht Tage nach dem Scheitern des Umsturzversuches am 28. Juli 1944 verhafteten und am 2. Februar 1945 in Berlin-Plötzensee hingerichteten Jesuitenpriester erinnert. Delp und Leber waren Mitglieder des Kreisauer Kreises, wobei Leber auch enge Verbindungen zur Widerstandsgruppe um von Stauffenberg hatte.

### Ausblicke

Die in diesem Beitrag dokumentierten Straßenbenennungen in Bad Dürkheim, Donaueschingen und Villingen-Schwenningen zeigen, dass der öffentliche Blick auf das Dritte Reich als Unrechtsstaat vornehmlich durch die Erinnerung an unterschiedliche Widerstandsformen geprägt ist. Als historisch-pädagogisches

Anliegen ist das sicherlich positiv zu sehen: Der Widerstand gegen Unrecht soll ein Vorbild sein. Als Blick auf die historischen Ereignisse und auch als Blick auf die Empfindungen der Opfer des Unrechtsstaates wird allerdings eine große Lücke sichtbar: Das Leid der Millionen, die umgebracht wurden.

Die aktuelle Diskussion über Denkmäler und Stolpersteine in Donaueschingen und Villingen-Schwenningen zeigt einen Versuch, diese gewaltige Lücke zu verringern. Dieser Versuch geht von zwei Voraussetzungen aus: Erstens, gibt es keine Erinnerungsform, die unbedingt richtig und die endgültig ist. Erinnerung hat sich immer wieder neue Formen gesucht und es ist erfreulich, dass die Bemühungen, an das Unrecht des Nationalsozialismus zu erinnern, im Lauf der Jahre nicht schwächer geworden sind, sondern zugenommen haben.

Zweitens, lässt sich nicht verbindlich für alle sagen, welche Folgerungen aus der Erinnerung an das Unrechtsregime des Dritten Reiches gezogen werden sollen. Die Unterstützer der Verlegung von Stolpersteinen haben unter dem Vorsitz von Friedrich Engelke am 12. Mai 2014 einen Verein gegründet und im Winter 2013/2014 und 2014/2015 in regelmäßigen Mahnwachen an das Schicksal einzelner Opfer erinnert. Sie wollen die Erinnerung an konkreten Objekten in der nahen Umgebung festmachen. Ein zentrales Denkmal mit den Namen der Opfer, wie es für die Stadt Villingen-Schwenningen von CDU und Freien Wählern ins Gespräch gebracht wurde<sup>38</sup>, würde eindrücklicher an die jüdischen Opfer des Dritten Reiches erinnern als die Gedenktafel in der Gerberstraße in Villingen, weil die Opfer damit erstmals öffentlich einen Namen erhielten. Stolpersteine vor den Häusern, in denen diese Personen wohnten, wären aber meines Erachtens besser, weil sie den Opfern nicht nur einen Namen geben, sondern ihren Platz mitten in der Stadt zeigen, auf den Wegen, die jeder kennt. Es gibt immer weniger Menschen, die noch eigene Erinnerungen haben, und durch solche Stolpersteine bekämen diejenigen, die diese Zeit nicht erlebt haben, konkrete Anhaltspunkte, an denen sie sehen könnten, dass das Unrecht direkt in ihrer Nachbarschaft stattfand. Zu wünschen ist, dass es nicht bei Diskussionen um Erinnerungsformen bleibt, sondern dass jeder sich bemüht, im gegenwärtigen Leben Folgerungen aus der Erinnerung zu ziehen.

### Autor

DR. HEINZ LÖRCHER, Studium der evangelischen Theologie. Berufstätigkeit bis 2007 als Lektor und Geschäftsführer im Neckar-Verlag Villingen.  
heinzloercher(at)t-online.de.

### Anmerkungen

1 Im Bürgerbuch 2013 der Stadt Villingen-Schwenningen ist bei den meisten Straßennamen dieser historische Bezug z. B. durch

den Zusatz „Stadt in Ostpreußen“ genannt.  
2 RÜDIGER SCHELL: Das RAD-Lager der Abt. 2/263 „Heinrich von Fürstenberg“ in Hüfingen und seine wechselvolle Geschichte. Konstanz 2014. Siehe auch die Buchbesprechung in Band 58 (2015) der Schriften der Baar.  
3 FOLKHARD CREMER: Als Schwenningen Großstadt werden wollte – Bürgermeister Lang von Langen, das Rathaus von Hans Herkommer, das Krematorium und der städtische Siedlungsbau der 1920er Jahre. Villingen-Schwenningen 2014.

- 4 Gräberliste der Stadt Schwenningen vom 17.12.1953, angefertigt für den Regierungsbezirk Südwürttemberg-Hohenzollern. Die Erinnerungen von Schwenninger Bürgern sind in der Lokalpresse zitiert (Schwarzwälder Bote vom 23.11.1981/Südkurier vom 23.11.1981/Die Neckarquelle vom 24.11.1981).
- 5 Ausfertigung dieser Erklärung bei den Akten des Garten- und Friedhofsamtes Villingen-Schwenningen zum KZ-Friedhof.
- 6 Siehe Schwarzwälder Bote Villingen-Schwenningen (17.6.2002).
- 7 Der Artikel aus dem Schwarzwälder *Tagblatt* vom 10.11.1938 ist abgedruckt in: HEINER FLEIG: Villingen – Zeitgeschehen in Bildern 1928–1950. Schriftenreihe der Stadt Villingen-Schwenningen Band 4, ohne Jahr, S. 103. Zu Donaueschingen siehe: VOLKHARD HUTH: Judenverfolgung in Donaueschingen – Ein lokalhistorischer Nachtrag zur 50. Wiederkehr der sogenannten „Reichskristallnacht“ 1990. In: Almanach 1990, Heimatjahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises, Band 14. Villingen-Schwenningen (S. 165–169).
- 8 Südkurier vom 14. Oktober 1978.
- 9 Südkurier vom 26. September 1978.
- 10 Stellungnahme der evangelischen Pfarrer (Südkurier vom 30.9.1978).
- 11 ALEXANDRA EBERHARD u. a.: Mahnmal für die deportierten Jüdinnen und Juden Badens – Projektdokumentation des ökumenischen Mahnmalprojekts. Villingen-Schwenningen Juli 2010. EVA MARIA BAST und HEIKE THIESSEN: Geheimnisse der Heimat – 50 spannende Geschichten aus Villingen-Schwenningen. Konstanz 2011 (S. 45–48).
- 12 Amtsblatt der Stadt Villingen-Schwenningen 21/2014, S. 8.
- 13 MARTINA WIEMER, die sich mit der Geschichte von Willi Storch befasst und mit seinen Angehörigen Kontakt aufgenommen hat, dokumentiert die Ergebnisse ihrer Recherche auf <http://jüdischesleben-donaueschingen.de>. Über den Todesmarsch der KZ-Häftlinge siehe RÜDIGER SCHELL (Anm. 2, S. 89–111). Fünf KZ-Häftlinge sind mit den Todestagen 15.–17.4.1945 in den Kriegsgräberlisten des Ehrenfriedhofs Allmendshofen verzeichnet: Antoni Bobinski, geb. 1901 in Polen; Josef Hauck (oder Hanack), geb. 1886 in der CSR; Josef Kuban, geb. 1913 in der Slowakei; Willi Storch, geb. 1927 in Polen; Josef Zimmermann, geb. 1888 in der Tschechei.
- 14 JOACHIM STURM: Das Villingener Werk der Vereinigten Aluminium-Gießereien Singen-Teningen GmbH 1949–1945. In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Band 57 (2014), S. 89–114 (94).
- 15 STEFAN ALEXANDER ARFALG: Fremdarbeiter in Villingen während des Zweiten Weltkriegs. In: Villingen und Schwenningen: Geschichte und Kultur (Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen; Bd. 15). Kuhnverlag Villingen-Schwenningen 1996, S. 463–493 (467) und Anmerkung 1.
- 16 HERMANN RIEDEL: Villingen 1945 – Bericht aus einer schweren Zeit. Schriftenreihe der Stadt Villingen. Villingen 1968, S. 34.
- 17 HELLA SCHIMKAT, Südkurier vom 5.3.2015, S. 25.
- 18 Informationsdienst Rassenpolitisches Amt der NSDAP-Reichsleitung, 20. August 1940, Nr. 103 (Kriegsausgabe Nr. 10) Ziff. 09.01 vom 4. Juli 1940: Nur zur Kenntnisnahme der Mitarbeiter; jede Verbreitung verboten.
- 19 WERNER HUGER: Sühnekreuz im Tannhörnle – Geschichts- und Heimatverein Villingen setzte steinernes Zeichen. In: Jahresheft des Geschichts- und Heimatvereins Villingen, Band XIII, 1988/89 (S. 72–75). – Dazu neuerdings auch: EVA MARIA BAST und HEIKE THIESSEN (siehe Anm. 11, S. 45–48).
- 20 Berichte über diesen Besuch: CHRISTINA NACK im Südkurier vom 5.3.2012, S. 21 und vom 6.3.2012, S. 21 sowie im Schwarzwälder Boten vom 6.3.2012.
- 21 Johannes Nock (geb. 8.6.1933 in Donaueschingen), John Reinhardt (geb. 16.6.1932 in Villingen), Robert Rosenbach (geb. 16.6.1936 in Schwenningen), dazu MICHAEL J. H. ZIMMERMANN: Vom Schwenninger ‚Hölzlekönig‘ in die Gaskammern von Auschwitz – ‚Zigeunermord‘ am obersten Neckar: ein überblättertes Kapitel der Heimatkunde. In: EDWIN ERNST WEBER (Hg.): Opfer des Unrechts – Stigmatisierung, Verfolgung und Vernichtung von Gegnern durch die NS-Gewaltherrschaft an Fallbeispielen aus Oberschwaben. Ostfildern 2009 (S. 57–106). Die Namen sind erwähnt auf

- den Seiten 91 und 92.
- 22 HEINZ LÖRCHER: Josef Heid – Ein Opfer des Nationalsozialismus. In: Almanach 1989, Heimatjahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises, Band 13. Villingen-Schwenningen (S. 82–85).
- 23 Siehe dazu EKKEHARD HAUSEN und HARTMUT DANNECK: „Antifaschist, verzage nicht...!“ – Widerstand und Verfolgung in Schwenningen und Villingen 1933–1945. In: Veröffentlichungen aus Archiv und Chronik der Stadt Villingen-Schwenningen. Villingen-Schwenningen 1990 (S. 129 f.).
- 24 Mündlicher Bericht von Karl Kratt, Villingen, der während der NS-Zeit in der Firma SABA beschäftigt war und an den Verteilungsaktionen der Flugblätter sich beteiligte (siehe Anm. 23, S. 126–138).
- 25 „Von den bestehenden Widerstandsgruppen habe ich erst nach der Besetzung der Stadt etwas erfahren“, schreibt HERMANN RIEDEL, der in der NS-Zeit an oberer Stelle der Stadtverwaltung stand und nach 1945 anfangs „allein anwesender Repräsentant der Stadt“ (wie Anm. 16, S. 95 und S. V) war. Das zeigt zum einen, wie gut der politische Widerstand sich in der NS-Zeit tarnen konnte; es verweist aber auch darauf, dass er – zumindest in Villingen – keine große Bedeutung hatte. Zur „Gruppe Frank“ siehe EKKEHARD HAUSEN und HARTMUT DANNECK (wie Anm. 23, S. 137 f.).
- 26 MICHAEL J. H. ZIMMERMANN: Karl Schäfer, Schwenningen: ermordet im Kampf für ein demokratisches Deutschland. In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Band 44 (2001), S. 125–150. – EKKEHARD HAUSEN und HARTMUT DANNECK (wie Anm. 23, S. 49 f.).
- 27 EKKEHARD HAUSEN und HARTMUT DANNECK (wie Anm. 23, S. 50–79).
- 28 AUGUST KRONEISEN: Ewald Huth – Ein Opfer der nationalsozialistischen Diktatur. In: Almanach 1992, Heimatjahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises, Band 16. Villingen-Schwenningen (S. 127–130).
- 29 Südkurier (31.10.2014 / 3.11.2014) und Schwarzwälder Bote (25.10.2014 / 11.11.2014).
- 30 Zu Heinrich Feurstein siehe RICHARD ZAHLTEN: Die Unbeherrschbaren – Priestertlicher Widerstand im Landkapitel Donaueschingen 1933–1945. Vöhrenbach 1977 (S. 18–39), sowie HANS KEUSEN: Die „Euthanasie“-Morde der NS-Zeit mit besonderer Berücksichtigung von Pfarrer Feursteins Gegnerschaft. In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Band 56 (2013), S. 133–152. Dieser Beitrag verschweigt auch nicht den „Antisemitismus von Feurstein, der in den überlieferten Predigten aufscheint“ (S. 149). Dieser Antisemitismus hat christliche Wurzeln („mit dem Siegel des Gottesmordes gezeichnet ... das nach seiner Meinung die katholische Kirche und die deutsche Nation verderben will“) und unterscheidet sich insofern deutlich vom Rassenhass der Nationalsozialisten.
- 31 Mitteilung der Stadtverwaltung Donaueschingen an den Autor vom 2.12.2014.
- 32 MICHAEL ZIMMERMANN: Die Rettung des Ehepaars Pineas. In: WOLFGANG BENZ (Hg.): Die Juden in Deutschland 1933–1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft. München 1988 (S. 675–684).
- 33 Zu Webers Wirken siehe EKKEHARD HAUSEN und HARTMUT DANNECK (wie Anm. 23, S. 88, 94) sowie [http://de.wikipedia.org/wiki/Gotthilf\\_Weber](http://de.wikipedia.org/wiki/Gotthilf_Weber).
- 34 Zur Namensnennung der Straße und zur Gedenktafel in Bad Dürkheim: E-Mail der Stadtverwaltung Bad Dürkheim an den Autor vom 6.11.2014.
- 35 Mitteilung der Stadtverwaltung Donaueschingen an den Autor vom 2.12.2014.
- 36 Straßenbenennung durch Gemeinderatsbeschluss am 10.7.1972 (Mitteilung der Stadtverwaltung Donaueschingen an den Autor vom 2.12.2014).
- 37 Straßenbenennung durch Gemeinderatsbeschluss am 25.6.1974 (Mitteilung der Stadtverwaltung Donaueschingen an den Autor vom 2.12.2014).
- 38 Antrag der Fraktionen der CDU und der Freien Wähler „Für das Gedenken an die ehemaligen jüdischen Mitbürger in Villingen-Schwenningen“ vom 4.12.2013.

## Die dreifache Geschichte der Gedenkstätte Eckerwald und des Konzentrationslagers Schörzingen

VON GERHARD LEMPP

An der Ostgrenze des Landkreises Rottweil erinnert die Gedenkstätte Eckerwald an eines jener menschenverachtenden Verbrechen, die in einem Gespräch zwischen Joseph Goebbels und Heinrich Himmler durch die Formel „Vernichtung durch Arbeit“ charakterisiert wurden. Ein Gedenkpfad führt die Besucher durch ein Waldgrundstück, vorbei an einer Reihe von Backstein- und Betongemäuern, die in ihren Mulden der Verwitterung ausgesetzt sind. Informationstafeln und eine Dokumentation erzählen die Geschichte dieser Ruinen und erklären, zu welchem Zweck und unter welchen Bedingungen diese Gemäuer errichtet wurden. Schließlich gelangen die Besucher zu einer Bronzeplastik, die einen in die Knie niedergedrückten Menschen darstellt. Seine Hände sind auf dem Rücken gefesselt. Auf dem nackten Körper trägt er Spuren der Folter. Sein überdimensionierter und dadurch an einen Totenschädel erinnernder Kopf ist hoffnungsvoll nach oben gerichtet, dorthin, wo sich der Wald öffnet und Licht einfließen lässt.



Backsteinruine in der Gedenkstätte Eckerwald.

Foto: Gerhard Lempp, Archiv der Initiative Gedenkstätte Eckerwald



Auf einer Bronzetafel stehen die eingravierten Worte: „Zur Erinnerung an die Gefangenen im Konzentrationslager Schörzingen. Vom September 1944 bis zum Februar 1945 schufteten sie hier im Eckerwald.“ Was aber schufteten sie? Und woher kommt der Name „Eckerwald“? 1944/45 trug das Gelände die Gewinnbezeichnungen Erlenbrunnen und Herrlewasen, gelegen auf den Gemarkungen Schörzingen, Zepfenhan und Wellendingen. Heute ist Zepfenhan ein Teilort von Rottweil, Wellendingen blieb eine selbständige Gemeinde im Landkreis Rottweil und Schörzingen schloss sich 1973 im Zuge der Verwaltungsreform als Teilort der Gemeinde Schömberg bei Balingen an und wechselte damit in den Zollernalbkreis.

In mehr als siebenzig Jahren haben sich nicht nur Verwaltungszugehörigkeiten verändert, sondern verändert hat sich auch der Charakter des Ortes. Drei Zeitabschnitte lassen sich unterscheiden:

In den Jahren 1944 und 1945 wurde das Konzentrationslager Schörzingen errichtet und unterhalten, dessen Außenkommando Zepfenhan auf der vier Kilometer entfernten Baustelle des Schieferölwerkes *Wüste 10* eingesetzt war. Zwischen 1945 und 1985 wuchs über dem Baugelände des Werkes *Wüste 10* ein dichter Wald, während im ehemaligen Konzentrationslager Schörzingen, wo die französische Militärverwaltung einen KZ-Friedhof anlegen hatte lassen, zunächst Heimatvertriebene und später noch knapp 30 Jahre lang sogenannte „Asoziale“ untergebracht wurden. Seit dem Jahr 1985 wurde – angeregt durch das Engagement einer Bürgerinitiative – die heutige Gedenkstätte geplant und aufgebaut. Im Rahmen dieses weitgehend ehrenamtlich getragenen Engagements wurden historische Recherchen durchgeführt und deren Ergebnisse publiziert und archiviert. Es wurden Begegnungen mit Überlebenden des Lagers und deren Familien organisiert und regelmäßig gibt es Führungen durch die Gedenkstätte.

### **Das Unternehmen *Wüste* und das Konzentrationslager Schörzingen 1944–1945**

Auf dem Hintergrund einer letztlich kriegsentscheidenden Treibstoffkrise setzte das „Reichsministerium für Bewaffnung und Munition“, das sogenannte „Speer-Ministerium“, im letzten Kriegsjahr 1944/45 das *Unternehmen Wüste* in Gang, ein groß angelegtes Unternehmen zur Gewinnung von Öl aus dem Ölschiefer, der in der Schicht des Schwarzen Jura (Lias) im Vorland der Schwäbischen Alb in einer Mächtigkeit von vier bis fünfzehn Metern unter der Oberfläche liegt. In unterschiedlicher Dichte enthält er etwa sechs Prozent Kohlenwasserstoffverbindungen.<sup>1</sup>

Bereits im 19. Jahrhundert glaubten optimistische Geologen und Wirtschaftsplaner, der Ölschiefer sei „dazu berufen, das mit Bodenschätzen sonst nicht gesegnete schwäbische Land zur Stätte einer blühenden Ölindustrie zu machen.“<sup>2</sup> Obwohl das Land Württemberg am Ende einer sogenannten „Jura-Ölschiefer-Ära“<sup>3</sup> zwischen 1920 und 1930 viel Geld verloren hatte, wurde der Ölschiefer in den Anfangsjahren des nationalsozialistischen Deutschlands im

Kontext von Autarkiebestrebungen wieder in die Planungen führender Wirtschaftsstrategen einbezogen. Ein 1934 von Hans Joachim von Kruedener, einem der späteren Hauptorganisatoren des *Unternehmens Wüste*, erstelltes Gutachten blieb jedoch in der Schublade, solange durch die Verflüssigung von Kohle das sogenannte synthetische Benzin billiger herzustellen war. Zwölf Hydrierwerke<sup>4</sup> deckten auf dem Höchststand im Jahr 1943 mit über drei Millionen Tonnen zu einem knappen Drittel den Treibstoffbedarf des Deutschen Reiches. Etwa ein weiteres Drittel wurde vor allem aus rumänischen Ölfeldern importiert, der Rest stammte aus Ölreserven, die im Reichsgebiet gelagert waren. Das Ziel einer Autarkie wurde deutlich verfehlt.

Der Ausgang des Zweiten Weltkrieges hing wesentlich auch vom Treibstoff ab. Der Chef des Rohstoffamtes, Hans Kehrl, einer der Hauptakteure im „Speer-Ministerium“, nannte rückblickend die Bombardierung von fünf Hydrierwerken in der Nacht vom 12. Mai 1944 den „Anfang vom Ende“<sup>5</sup>. Die kaukasischen Ölvorkommen waren bereits nach der Wende von Stalingrad unerreichbar – Kehrl sprach vom „Stalingrad der Rüstungswirtschaft“<sup>6</sup> – und mit rückschreitendem Frontverlauf ging auch der Zugang zum rumänischen Öl verloren, während aber gleichzeitig vor allem für den Russlandfeldzug immer größere Mengen Treibstoff benötigt wurden. Bereits in den Jahren 1942 und 1943 kam der Ölschiefer wieder ins Gespräch. Erfahrungen hatte man auf diesem Gebiet seit 1941 durch die Übernahme und Ausbeutung der estnischen Ölschiefervorkommen, wo das Gestein mit einem Ölanteil bis zu 40 Prozent wesentlich ergiebiger ist. Aber auch diese Werke, in denen bereits Tausende von KZ-Häftlingen als Zwangsarbeiter eingesetzt waren, gingen durch die Besetzung durch die Rote Armee im August 1944 verloren.

Die Erfahrungen, die man mit der Ausbeutung des estnischen Gesteins gesammelt hatte, flossen schließlich in die südwürttembergischen Ölschiefer-Projekte mit ein. In drei Werken, zwischen deren Betreibergesellschaften mehr Konkurrenz als Kooperation herrschte,<sup>7</sup> wurden zunächst verschiedene Verfahren erprobt. Die im September 1942 gegründete LIAS-Ölschieferforschungsgesellschaft mbH betrieb in Frommern bei Balingen das technisch am weitesten entwickelte sogenannte „Schachtverfahren“, nach seinem Erfinder auch „Schweitzer-Ofen“ genannt. Im Werk der „Kohle-Öl-Union von Busse KG“ (KÖU) am Ortsausgang von Schörzingen wurden ab Herbst 1943 in unterirdischen Schieferbrüchen und Stollenanlagen Schwelversuche zur Gewinnung von Schieferöl durchgeführt. Durch Druckluft, in die unterirdischen Kammern gepumpt, sollte das Gestein erhitzt werden, so dass sich das enthaltene Öl dampfförmig aus dem Gestein löst. Die Ertragslage blieb jedoch miserabel.

Am 20. Oktober 1943 wurde dann durch das Reichsamt für Wirtschaftsausbau die Deutsche Ölschiefer-Forschungsgesellschaft mbH (DÖLF) gegründet, mit dem Auftrag, „alle Fragen betreffend den Ölschiefer wissenschaftlich und praktisch zu erforschen.“<sup>8</sup> Nach ersten Versuchen in Metzingen errichtete die DÖLF einen Schieferöl-Komplex in Schömberg bei Balingen, in der Nähe des

Bahnhofs am Ortsausgang Richtung Wellendingen. Hier wurde das von dem Chemiker Dr. Kurt Sennwald entwickelte Meilerverfahren erprobt, das später in den Werken des *Unternehmens Wüste* Anwendung fand.

Bereits in dieser Phase kamen in allen drei Werken KZ-Häftlinge zum Einsatz. Zu diesem Zweck musste Kontakt zur SS aufgenommen werden. Hans-Joachim von Kruedener, der bereits 1934 in dem Gutachten die Entwicklung der Ölschieferproduktion empfohlen hatte, war hierbei die treibende Kraft. Als Außenlager des im Elsass gelegen Konzentrationslagers Natzweiler-Struthof entstanden um die Jahreswende 1943/44 die Lager in Schömberg, Schörzingen und Frommern. Der Reichsführer-SS Heinrich Himmler, der sich eine SS-eigene Treibstoffproduktion erhoffte, beauftragte am 30. Oktober 1943 Oswald Pohl, den Chef des SS-Wirtschafts-Verwaltungs-Hauptamtes (WVHA) mit der Nutzung des württembergischen Ölschiefers. Nach einer Inspektion am 9./10. November vermerkte Pohl mit einer gewissen Realitätsferne: „Mein Besuch auf den Ölfeldern hat mich auf den Geschmack gebracht. Es geht eigentlich alles viel zu langsam dort unten. Ich habe deshalb vor, dass auch wir uns an einer Stelle beteiligen, und zwar mit den einfachsten Mitteln.“<sup>9</sup> Es folgte ein Interessenspoker zwischen der SS einerseits und den beteiligten Firmen der bereits in Gang gekommenen Ölschieferanlagen sowie des Reichsamtes für Wirtschaftsausbau (RWA) andererseits. Schließlich gründete die SS eine eigene weitere Firma, die Deutsche Schieferöl-GmbH mit Sitz in Erzingen. Die Deutsche Ölschiefer-Forschungsgesellschaft mbH (DÖLF) wurde beauftragt, auf dem Gewann Bronnhaupten bei Erzingen eine Anlage nach dem Meilerverfahren zu errichten, die dann in den Besitz der Deutschen Schieferöl-GmbH übergehen sollte. Gleichzeitig wurden im Mai 1944 KZ-Häftlinge vom Lager Schömberg zum Bau des Lagers Erzingen abkommandiert, wodurch das vierte der sieben *Wüste*-Lager entstand.

Die zweite Phase des Schieferölprogramms trug den Arbeitstitel *Unternehmen Wüste* und umfasste zehn Schieferölwerke nach dem in Schömberg entwickelten Meilerverfahren. Nach der weitgehenden Zerstörung der Kohle-Hydrierwerke und dem damit verbundenen Ausfall von Millionen von Tonnen Öl wurde Edmund Geilenberg innerhalb des „Speer-Ministeriums“ zum „Generalkommissar für Sofortmaßnahmen“ ernannt. In Geilenbergs direkte Verantwortung fiel die Aufgabenverteilung für das *Unternehmen Wüste* und damit auch für den Häftlingseinsatz.<sup>10</sup>

Die oberste Bauleitung oblag der „Deutschen Bergwerks- und Hütten-gesellschaft mbH“ (DBHG), einem Tochterunternehmen der „Reichswerke Hermann Göring“. Als einen der ersten Schritte hatte sie sich um die Grundstücksbeschaffung zu kümmern. Für die Schieferölwerke und das Lagergelände in Schörzingen oblag demnach dem Landrat von Rottweil, wie es in einer Anweisung Edmund Geilenbergs heisst, „federführend die Benachrichtigung der Eigentümer der Grundstücke, auf denen die Anlagen gebaut werden dahingehend, dass diese die Durchführung von Baumaßnahmen auf ihrem Grundstück zu dulden haben.“<sup>11</sup> Die finanziell vom Reich ausgestattete DBHG war zuständig für

Bestellungen und Verträge. Ihr zur Seite gestellt war die Organisation Todt (OT), eine 1939 unter der Führung von Fritz Todt, dem Generalinspekteur für das deutsche Straßenwesen, gegründete halbstaatliche Unternehmung, die über eigenes Personal verfügte, aber auch Aufträge an andere Firmen erteilte und darüber hinaus ausländische Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge beschäftigte. Sie war verantwortlich für die termingerechte Ausführung der Bauten und sollte den Tagebaubetrieb errichten und im ersten Jahr nach Inbetriebnahme durchführen.<sup>12</sup>

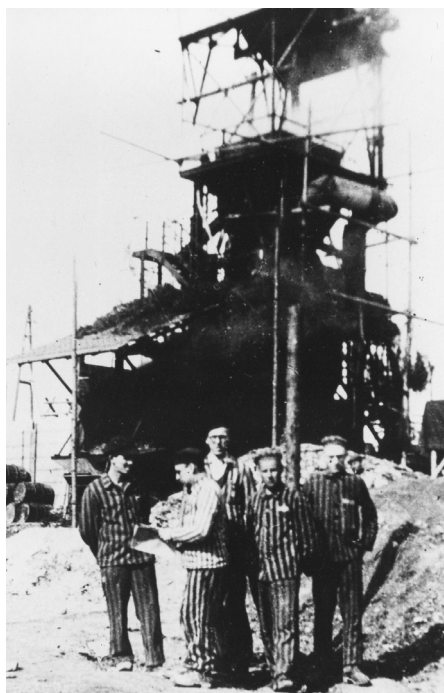
Jedes der zehn *Wüste*-Werke war nach einem Idealplan konzipiert, der dann in der Ausführung an das jeweilige Gelände angepasst wurde: Im unmittelbaren Anschluss an die Schieferbrüche wurden langgezogene Meilerfelder aufgeschichtet, in welchen das zerkleinerte Gestein verschwelt werden sollte. Das so gewonnene Schwelgas sollte in einer Reihe weiterer Anlagen kondensiert, gereinigt und fraktioniert werden. Für das daraus erhaltene Schieferöl wurden Lagerungsbecken gebaut, aus denen es schließlich in Eisenbahnwaggons gepumpt werden sollte. Um die viel zu kurz bemessenen Baufristen von zwei bis vier Monaten wenigstens annäherungsweise einhalten zu können, waren über den festen Stab an Chemikern, Technikern, Bauingenieuren und zivilen Arbeitskräften hinaus für jede Baustelle etwa 500 KZ-Häftlinge vorgesehen. Die Tagesmiete in Höhe von vier Reichsmark pro Häftling hatte die DBHG an die Kommandantur des Konzentrationslagers zu überweisen.

In der letzten Augustwoche 1944 wurden zwei weitere Konzentrationslager in Bisingen und an der Straße von Schömberg nach Dautmergen errichtet. Dieses erhielt, obwohl es noch auf Schömberger Markung lag, die Bezeichnung Lager Dautmergen. Im Januar 1945 wurde noch ein siebtes *Wüste*-Lager in Dornettingen gebaut. Insgesamt gingen mindestens 12.230 ausschließlich männliche Häftlinge durch diese Lager. Die Zahl der in diesen Lagern beziehungsweise auf den Baustellen der *Wüste* umgekommenen Häftlinge liegt bei etwa 3.500. Berücksichtigt man, dass Häftlinge oftmals, wenn sie im allerletzten Schwächezustand angelangt waren (im Häftlingsjargon „Muselmänner“), auf Krankentransporte in andere KZ geschickt wurden, und dass sie dann entweder unterwegs oder in diesen „Sterbelagern“ umkamen, dann ergeben sich wesentlich höhere Todeszahlen. Walter Looser-Heidger kam aufgrund seiner Auswertung von Transportlisten und Lagerbestandslisten auf die Zahl 5.036<sup>13</sup>.

Die wirtschaftliche Ausbeute blieb mager. Nur vier von den zehn Werken nahmen überhaupt die Produktion auf, und dies auch erst im März 1944. Das Werk *Wüste 10*, auf dessen Gelände sich heute der Gedenkpfad Eckerwald befindet, gehörte nicht dazu. Es gelang, ein Schweröl zu erschwelen, das in Dieselmotoren mit Glühkopf verwendbar war. Im besten Fall (*Wüste 2*) erhielt man etwa eine Tonne Öl bei einem Durchsatz von 35 Tonnen Gestein. Für den Kriegsverlauf war das nicht mehr relevant. Das Projekt war gescheitert, aber es zeigt, in welchem Ausmaß die nationalsozialistischen Kriegsplaner den Bezug zur Wirklichkeit verloren hatten.

## Die dreifache Geschichte der Gedenkstätte Eckerwald

---



Luxemburgische Häftlinge im Werk Schöenberg der Deutschen Ölschiefer-Forschungsgesellschaft mbH (DÖLF) 1944 oder 1945.

Foto: *Amicale des anciens prisonniers et des familles de disparus de Natzweiler-Struthof*, Luxemburg



Das Werk Bisingen des Unternehmens Wüste 1944 oder 1945.

Foto: *Archive de l'occupation*, Colmar.

Seit Anfang Januar 1944 war täglich ein Trupp von zwanzig Häftlingen des Lagers Schömberg nach Schörzingen abkommandiert worden, um das dortige Lager aufzubauen. Für 200 Häftlinge waren vier Wohnbaracken mit dreistöckigen Schlafpritschen, Tischen und Bänken geplant. Für den 29. Februar 1944 ist eine Belegstärke von 70 Männern aktenkundig. Der Lagerälteste Walter Telschow, der einen grünen Winkel, das Zeichen der „Berufsverbrecher“ trug, war durch ein erzwungenes Votum seiner Mithäftlinge in diese privilegierte Funktion gelangt.<sup>14</sup> Telschow und der Lagerführer Herbert Öhler wurden nach dem Krieg in Rahmen der Rastatter Prozesse zum Tode verurteilt. Während bei Telschow das Urteil durchgeführt wurde, wandelte man die Strafe bei Öhler in eine lebenslängliche Gefängnisstrafe um. Nach zwölf Jahren Haft kam er 1957 frei. Die Zahl der Häftlinge stieg bis August 1944 auf 200. Sie waren im Lagerbetrieb oder im Schörzinger Untertagewerk der „Kohle-Öl-Union von Busse KG“ beschäftigt. Die Zustände waren in dieser ersten Phase noch vergleichsweise erträglich. Doch gab es auch schon Todesopfer. Der erste, der am 29. April 1944 den unmenschlichen Bedingungen erlag, war der 43 Jahre alte Weißrusse Michael Parofeonow, der im Schwenninger Krematorium eingeäschert wurde.<sup>15</sup>

Ab September 1944 hatte das KZ Schörzingen auch die Baustelle des Werkes *Wüste 10* mit Häftlingen zu beliefern. Die nun ankommenden Häftlingstransporte überforderten das Fassungsvermögen des Lagers. Bisher waren viele Franzosen unter den Häftlingen, nun kamen vor allem Polen, aber auch eine größere Zahl russischer Kriegsgefangener dazu. Insgesamt waren Männer aus fast alle Nationen des besetzten Europas vertreten. Die Belegzahl schnellte hoch auf über tausend im Oktober und blieb etwa in dieser Höhe. Anfang April 1945 waren es noch etwa 800 und nach einem Evakuierungstransport in Richtung Dachau noch 648, die die letzten Tage bis zur Befreiung blieben.

Das Lager wurde um zwei größere Baracken erweitert. Jene Häftlinge, die täglich auf die Baustelle des Werkes *Wüste 10* ausrücken mussten, das „Außenkommando Zepfenhan“, wurden in einen der beiden neuen „Blocks“ gepfercht. Zu dritt, zu viert nächtigten sie in ihren nassen Zebraanzügen auf den Pritschen und in jedem freien Winkel. Die zweite Baracke war dreigeteilt. Ein Teil diente als Krankenrevier, ein zweiter als Schonungsblock und ein dritter als Totenkammer, in der die toten Häftlinge zwischengelagert wurden, ehe sie – seit September – in ein Massengrab gelegt wurden. Bis dahin waren die Toten, deren Zahl sich noch in Grenzen hielt, im Krematorium in Schwenningen eingeäschert worden.

Der ehemalige luxemburgische Häftling Leon Donven, der in der Effektenkammer arbeitete und nicht zum Außenkommando Zepfenhan gehörte, berichtet:

*Frühmorgens, zwischen fünf und sechs, zog das Arbeitskommando nach dem Appell auf die Schieferfelder bei Zepfenhan. Spät abends kamen die Männer völlig erschöpft, über und über verdreckt, ins Lager. Es war ein entsetzliches Bild. Die Männer waren in einem grausamen Zustand, völlig verlaust, physisch und moralisch am Ende, sie konnten sich nicht mehr sauber halten.<sup>16</sup>*

Im April 1945 rückte die französische Armee auf Rottweil zu. Nach einem Befehl Himmlers sollte kein KZ-Häftling in Feindeshand fallen. So wurden am 18. April vier Evakuierungszüge gebildet. Die Häftlinge marschierten über die Alb in Richtung Bodensee. Nach drei Tagen mussten sie die Richtung ändern, denn von der Bodenseeregion drang bereits Kriegslärm her. Am 22. April erreichten sie Ostrach in Oberschwaben, wo auf der Hauptdurchgangsstraße ein letzter Appell stattfand. Dabei schossen die Aufseher auf Häftlinge, die sich anschickten, in die Gärten zu fliehen. Einige mutige Frauen kamen dazu, beschimpften die SS-Aufseher und forderten sie auf, den Ort zu verlassen. Und tatsächlich, die Angst mag mitgespielt haben, die SS-Leute machten sich aus dem Staub. Wer waren die SS-Aufseher, wer waren die mutigen Frauen? Wir wissen es nicht.

An den widrigen Arbeits- und Lebensbedingungen, aber auch am täglichen Terror starben im Lager Schörzingen insgesamt 549 Häftlinge. Tatsächlich ist die Zahl der Todesopfer höher, da nicht mehr arbeitsfähige Häftlinge in das offiziell als „SS-Kranken- und Erholungslager“ geführte Außenlager in Vaihingen an der Enz transportiert wurden, das als Kranken- und Sterbelager Häftlinge aus mehreren südwestdeutschen KZ aufnahm. Rudi Holoch resümiert in seiner Arbeit über das Lager Schörzingen:

*Hunderte von Menschen in Schörzingen mussten ihr Leben lassen, weil der nationalsozialistische Kriegsapparat dringend Öl benötigte und die Machthaber darüber den Blick für die Realität verloren. Ein Großteil der Überlebenden trug sowohl schwere physische als auch psychische Schäden davon. Dies ist die Schörzinger Bilanz aus 442 Tagen.<sup>17</sup>*

Der Überlebende Julien Hagenbourger fasste das in die Worte: „Wir sind fürs Leben gezeichnet, an Leib und Seele. Wir empfinden das Alltägliche nicht mehr wie ein normaler Mensch, wir leben mit uns selber und mit unserer Umgebung im Zwiespalt.“<sup>18</sup>

### **Die Errichtung eines KZ-Friedhofs, die Nachkriegsgeschichte des Lagers, und die Ausbreitung des Eckerwaldes über die Baustelle des Werkes Wüste 10 zwischen 1945 bis 1985**

Am 1. Juli 1945, also knapp zweieinhalb Monate nach der Evakuierung des Lagers Schörzingen, veröffentlichte Kapitän A. Bessy, der französische Militärgouverneur von Rottweil, einen sich auf Aussagen von Augenzeugen stützenden Bericht unter dem Titel *Témoignage pour la postérité – CRIME SS – raconté par ceux qui ont vu* (Zeugnis für die Nachwelt – Verbrechen der SS – erzählt von denen, die es gesehen haben). In seiner Einführung bringt der Militärgouverneur die ganze Grausamkeit dieses Systems auf den Punkt:

*Vor so vielen Greuelthaten, vor so vielen bestialischen Grausamkeiten, vor dieser ganzen ungeheuerlichen Barbarei ist man entsetzt. Man muss sich vorstellen, in der Vertiefung eines Hügels, am Rande eines kaum belaubten*

*Wäldchens, in einer beinahe fröhlichen Landschaft, unter einem in Licht gebadeten Himmel, Männer – denn man muss sie noch mit diesem Namen nennen –, die eine arme, entkräftete und gefesselte Schar elender Kreaturen hinter sich herschleppen bis zum Rand einer Grube, die noch den Geruch von Leichen ausströmt, die gestern getötet wurden, in welche sie diese mit einer sadistischen Rohheit hineinwerfen, die jeder Beschreibung spottet.<sup>19</sup>*

Bereits Ende Mai 1945 wurde mit der Öffnung der Massengräber begonnen. Die französische Militärverwaltung zog dazu deutsche Kriegsgefangene und NSDAP-Mitglieder aus den Ortschaften der Umgebung heran, die man zu diesem Zweck ins ehemalige Konzentrationslager einquartierte. Bürgermeister und andere Amtsträger aus Schörzingen und den Nachbarorten mussten an den Gruben vorbei defilieren, um, wie es im Bericht von Kapitän Bessy heißt, „sich selbst ein Bild zu machen von den fürchterlichen Verbrechen“.<sup>20</sup>

Nachdem man die Toten in Leintücher gewickelt hatte, die von Schörzinger Familien zur Verfügung gestellt werden mussten, wurden sie in einfache Särge gelegt und in Einzelgräbern beerdigt. Jedes Grab erhielt ein Holzkreuz. Allerdings konnten nicht alle Toten auf diese Weise geborgen werden, da ein Wassereintrich das Gelände unzugänglich machte. Nach Auskunft des ehemaligen Häftlings Lorenz Stach handelte es um etwa 180 Todesopfer, für die dann eben ein gemeinsames Grab angelegt wurde.

In Schörzingen entstand der erste der drei KZ-Friedhöfe des *Unternehmens Wüste*. Im Herbst 1946 folgte der deutlich größere Friedhof Schömberg und 1947 der Friedhof Bisingen. An der Einweihung des Gräberfelds am 14. Juni 1945 nahm eine Ehrenkompanie der französischen Streitkräfte teil. Ein Jahr später wurde eine Gedenkhalle in der Art einer Friedhofskapelle errichtet, in der auf großen Holztafeln die Namen von 433 Toten des Lagers Schörzingen – nach Nationen geordnet – aufgeführt sind.

Die Bezeichnung „Ehrenfriedhof“, die den Besucher beim Eingang begrüßt, löste gelegentlich Irritation aus: Handelt es sich um einen Soldatenfriedhof? Überlebende aus Frankreich erklärten gegenüber Mitgliedern der Initiative Eckerwald, dass es sich bei diesen KZ-Häftlingen um Widerstandskämpfer gegen ein faschistisches Regime handle. Und es sei jedenfalls aus ihrer Sicht nicht zu bestreiten, dass dieser Widerstand in hohem Maße ehrenvoll war. Was allerdings in nahezu fünfzig Jahren Nachkriegsgeschichte fehlte, waren Informationen. Über die Vorgänge, die zu diesem Gräberfeld führten, konnte der Besucher außer der Tatsache, dass es sich eben um Opfer eines Konzentrationslagers handelt, nichts erfahren.

Interessant im Blick auf den Umgang mit einer solchen Einrichtung in der unmittelbaren Nachkriegszeit ist das Bemühen des Rottweiler Militärgouverneurs Bessy um die Erhaltung des Lagers:

*Das Konzentrationslager ist von uns wieder in seinen ursprünglichen Zustand versetzt worden (Galgen, Kiste für den Transport der Opfer zum*



## Die dreifache Geschichte der Gedenkstätte Eckerwald

*Leichenfeld, doppelte Reihe Stacheldraht mit elektrischem Draht von 340 Volt, Wachtürme). Es ist schade, dass der Altmaterial-Sammeldienst geglaubt hat, den Stacheldraht in diesen Tagen entfernen zu müssen. Wir erachteten es für notwendig, dieses Konzentrationslager als Zeuge der nazistischen Barbarei im ursprünglichen Zustand zu erhalten.<sup>21</sup>*

Das Lager als Erinnerungsstätte auf die Dauer zu erhalten, ist nicht gelungen. Man brauchte Behausungen, und so quartierte man deutsche Heimatvertriebene ein, bald nachdem die „Friedhofsarbeiter“ ihr Werk abgeschlossen hatten. Vier Jahre später wandte sich die Kreisstelle der Caritas in Rottweil an das Bürgermeisteramt Schörzingen auf der Suche nach Unterkünften für fünfzig elternlose und/oder alleinstehende Flüchtlingsmädchen. Die jungen Frauen im Alter von 16 bis 30 Jahren sollten in den Betrieben der umliegenden Ortschaften und in Rottweil arbeiten. Wie lange diese dort untergebracht waren, lässt sich nicht mehr genau eruieren.

Ungenutzte Baracken wurden im Lauf der Jahre nach Aussagen von Schörzinger Bürgern abgebaut und verkauft<sup>22</sup>. Der ehemalige „Schonungsblock“ und



Abbildung links: Anlegung des KZ-Friedhofs Schörzingen. Fotoalbum von Liliane Gesson, Archiv der Initiative Gedenkstätte Eckerwald.  
Abbildung unten: Der Friedhof des ehemaligen KZ Schörzingen im Jahr 1966.

Fotoalbum von Julien Hagenbourger, Archiv der Initiative Gedenkstätte Eckerwald



die quer dazu stehende Waschbaracke standen bis in die Mitte der 1970er Jahre und wurden auch bewohnt, dies bezeugen Fotos. Rudi Holoch berichtet noch 1978,

*dass sich nur wenige Meter von diesem gepflegten Friedhof entfernt eine alte, baufällige Baracke befindet: ein Überbleibsel des Konzentrationslagers Schörzingen, wie man erfährt. Sie werde von Asozialen bewohnt, wie man dem Verfasser glaubhaft versichert und, so wird hinzugefügt, am besten wäre es, wenn diese „Bude“ endlich abgebrannt würde.<sup>23</sup>*

Diese letzte Baracke soll tatsächlich, so erfuhr Holoch auf der Ortschaftsverwaltung, abgebrannt worden sein, nachdem die letzten Bewohner eine andere Bleibe gefunden hatten. Übrig blieb das Fundament dieser einstigen Waschbaracke, eine brüchige Betonplatte, teilweise überwuchert, in der noch deutlich die kreisrunden Aussparungen von Aborten zu erkennen waren. Als dann nach einem Gemeinderatsbeschluss in den Jahren nach 2000 das gesamte ehemalige KZ-Gelände für ein Gewerbegebiet ausgewiesen wurde, verschwand auch diese letzte Spur. Stehengeblieben bis zum heutigen Tag dagegen ist die ehemalige Küchenbaracke. Sie ging schon bald nach dem Ende der Nazizeit in den Besitz einer Privatfirma über, die sie umgestaltete, die Bretterwände der Außenfassaden durch Mauerwerk ersetzte und darin eine Strumpffabrik einrichtete, die bis heute besteht.

Wer heute durch das Gelände geht, auf dem sich die Baustelle des Werkes *Wüste 10* befand, geht durch einen Wald. Die Bezeichnung „Eckerwald“ wurde dem benachbarten Wald auf der anderen Seite des Zugangsweges entlehnt. Wenn man die ältesten Bäume dieses Waldes fällt und die Jahresringe zählt, kommt man immer wieder auf das Jahr 1958. Damit bestätigt sich die Aussage von Schörzinger Bürgern, aber auch der Gemeindeverwaltung, dass dieser Teil des Eckerwaldes in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts angepflanzt worden sei. Man hatte offensichtlich versucht, sich eines Problems zu entledigen. Die Überreste des halbfertig stehen gebliebenen Werkes mussten, nachdem der letzte Versuch zu einer „blühenden Ölindustrie im schwäbischen Land“ definitiv gescheitert war, nutzlos und störend erscheinen.

Was man von diesen Anlagen noch brauchen konnte, alles was aus Metall war wie Montageteile, Rohre, Leitungen war von demselben Altmaterial-Sammelndienst abgeholt worden, der sich auch am Stacheldraht des Lagers bedient hatte. So versanken die letzten Reste, die Gemäuer der Anlagen, aber auch der zu einem Meiler aufgeschichtete Schiefer, der niemals verschwelt wurde, unter einem Wald. Und dieser Wald wuchs im Laufe der Jahre so dicht, dass es nur abenteuerlichen Pfadfindern gelang, zu den Ruinen vorzudringen. Es mussten vierzig Jahre vergehen, bis sich im Mai 1985 in Rottweil eine Initiative bildete, die sich vornahm, Licht in dieses Dunkel zu bringen. Vierzig Jahre – Psychologen sprechen von einer Schonzeit, einer Zeit der Verdrängung, die bei traumatischen Ereignissen nötig ist, bevor eine Aufarbeitung beginnen kann. Die Geschichte des Eckerwaldes bestätigt diese Theorie.

### Die Gedenkstätte Eckerwald 1985–2015

Am 8. Mai 1985, dem vierzigsten Jahrestag der Kapitulation erklärte Bundespräsident Richard von Weizsäcker in einer Rede vor dem Deutschen Bundestag:

*„Und dennoch wurde von Tag zu Tag klarer, was es heute für uns alle gemeinsam zu sagen gilt: Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.“*

Dadurch wurde eine öffentliche Diskussion ausgelöst darüber, ob das Ende der Nazi-Herrschaft eher Befreiung oder eher Niederlage darstellte. Manchen ging Weizäckers Rede zu weit, denn es habe sich um einen verlorenen Krieg, um die Niederlage Deutschlands und um den Verlust der deutschen Ostgebiete gehandelt. Von Weizsäcker wurde entgegengehalten, dass mehrere Millionen Deutsche ihre Heimat haben zurücklassen müssen, dass das Schicksal der Kriegstoten Leid und Trauer in die Familien gebracht habe und dass Not und Elend für die Deutschen danach erst richtig angefangen habe. Richard von Weizsäcker war in seiner Ansprache auf diese Themen sensibel und mit einem guten Blick für Zusammenhänge und Folgen eingegangen. Aber er blieb dabei: „Wir haben allen Grund, den 8. Mai 1945 als das Ende eines Irrweges deutscher Geschichte zu erkennen. Ein Ende, das den Keim der Hoffnung auf eine bessere Zukunft barg“.<sup>24</sup>

Die Entstehung der Gedenkstätte Eckerwald ist ein Beispiel für die damals neue Bereitschaft, sich gründlicher und vorbehaltloser mit der NS-Vergangenheit auseinanderzusetzen. An vielen Orten in Deutschland fanden zum vierzigjährigen Gedenken an das Kriegsende Veranstaltungen statt, und auch die Rottweiler Friedensinitiative, die in der bundesweiten Friedensbewegung der 1980er Jahre vernetzt war, lud für den 5. Mai 1985 zu einer Gedenkfeier in den Eckerwald ein. Die Tatsache, dass daran auch die Gemeinderatsfraktionen von Rottweil und die Oberbürgermeister teilnahmen, zeigt, dass sich damals, nach vierzig eher schweigsamen Jahren, auch breitere Gesellschaftsschichten auf dieses Thema einlassen konnten. Einige Monate später fand auf dem KZ-Friedhof Schörzingen eine weitere Gedenkfeier statt. Diesmal kamen die Organisatoren aus einer Bürgerinitiative, die sich gegen Pläne einer Mülldeponie in der Nähe eben dieses Friedhofs wendeten.

Aus diesen Ansätzen heraus entstand allmählich die Initiative Gedenkstätte Eckerwald. Knapp zwei Jahre später gab sich diese Bürgerinitiative am 11. Februar 1987 die verfasste Form eines eingetragenen Vereins. Drei Ziele setzte sich die neugegründete Initiative: Erinnerung, Spurensicherung und Dokumentation. Der in den 1950er Jahren angepflanzte Teil des Eckerwaldes war inzwischen sehr dicht gewachsen. Es war nur mit pfadfinderischem Spürsinn möglich, zu den Ruinen der ehemaligen Schieferölanlage vorzudringen. Als erstes war es deshalb nötig, den Wald auszulichten und einen Weg anzulegen. Die Gemeinde Schömberg-Schörzingen, die als Grundeigentümerin für den Wald zuständig war, gab grünes Licht. Das Forstamt fällte Bäume, Jugendliche von zwei internationalen



Die Gedenkfeier zur Einweihung des Gedenkpades und Mahnmals im Eckerwald am 23. April 1989.

Foto: Heinrich Maier, Archiv der Initiative Gedenkstätte Eckerwald

Workcamps schütteten nach den Plänen des Architekturbüros Morlok (Isny) Schotter auf, setzten Treppenstufen ins steilhügelige Gelände und bauten Brücken. Im Herbst 1987 konnte die Initiative der Öffentlichkeit zum ersten Mal eine Führung über den neu angelegten Gedenkpfad anbieten.

Von Anfang an arbeitete in der Initiative der Rottweiler Bildhauer Siegfried Haas mit. Er entwarf eine Bronzeplastik für die Gedenkstätte. Eine in die Knie gedrückte Figur eines ausgemergelten Häftlings, seine Nacktheit weist darauf hin, dass man ihm alles weggenommen hat, überdimensional der nach oben blickende Kopf, in labilem Gleichgewicht, die Hände auf dem Rücken gefesselt, eine Hand zur Faust als Zeichen des Widerstands geballt, die andere sich in ihr Schicksal ergebend geöffnet. Als dann am 23. April 1989 die Gedenkstätte im Rahmen einer Gedenkfeier eingeweiht wurde, waren auch überlebende KZ-Häftlinge der Wüste-Lager aus Frankreich, Luxemburg, Polen und auch aus Deutschland dabei.

Wichtige Anliegen der Initiative Gedenkstätte Eckerwald e.V. waren von Anfang an die Forschung und Dokumentation. Verhältnismäßig unkompliziert gestaltete sich die Zusammenarbeit mit den Archiven des Zollernalbkreises und des Zementwerkes der Firma Rohrbach in Dotternhausen. Hier fand sich zum Beispiel eine Kopie jenes Idealplanes, nach welchem die Werke des *Unternehmens Wüste* konzipiert waren. Und aufgrund dieses Planes ließen sich auch die Funktionen der einzelnen Ruinen im Eckerwald rekonstruieren. Wichtige Dokumente konnten in den „Archives de l’occupation“ in Colmar eingesehen werden, zum Beispiel Fotodokumente nicht nur von den baulichen Anlagen, sondern auch von den Exhumierungen der Massengräber. Hinzu kamen Dokumente aus privaten

Archiven, etwa das Fotoalbum der luxemburgischen Häftlinge mit Originalaufnahmen aus dem Lager Schömberg sowie die Fotos von Liliane Gesson, deren Vater die Aufsicht bei den Exhumierungsarbeiten in Schörzingen hatte. Eine weitere wichtige Säule der dokumentarischen Erarbeitung sind Berichte überlebender Häftlinge, etwa der ausführliche Bericht des ehemaligen Lagerschreibers Julien Hagenbourgers, der von der Initiative Eckerwald unter dem Titel „Aus schwerem Traum erwachen“ veröffentlicht wurde.

Nachdem die äußerst spärlichen Informationen auf den KZ-Friedhöfen jahrzehntelang die einzigen Zeugen in der Öffentlichkeit geblieben waren, gestaltete die Initiative Eckerwald 1990 in der Backsteinruine der ehemaligen Gasreinigungsanlage eine Dokumentation in Form einer Dauerausstellung. Und in einem weiteren Arbeitsschritt entstand der „Lernort“ beim KZ-Friedhof Schömberg, wo auf insgesamt zwölf großflächigen Tafeln, angeordnet in vier thematischen „Lerninseln“, ausführlich und anschaulich über die Vorgänge im *Unternehmen Wüste* und den dazugehörigen Konzentrationslagern Informationen geboten werden.

Wie sich bei der Einweihungs-Gedenkfeier am 23. April 1989 abzeichnete, wurde die Gedenkstätte Eckerwald schon bald von einer breiteren Öffentlichkeit angenommen. Schulklassen aus Rottweil, aber auch aus anderen Städten und Gemeinden eines verhältnismäßig weiten Einzugsgebietes nahmen seitdem nicht nur an Führungen durch den Gedenkpfad teil, sondern engagierten sich auch in Form von Projekttagen immer wieder mit unterschiedlichsten Beiträgen (Wegarbeiten, Beiträge zu Gedenkfeiern, Dokumentation, Theaterprojekte und anderes).

Mit einer gewissen Regelmäßigkeit kommen Anfragen nach einer Führung von politischen Parteien unterschiedlicher Couleur, ebenso von Vereinen, Kirchengemeinden, Lehrerkollegien, Jahrgangsgruppen und anderen interessierten Gruppen. Besondere Unterstützung bekam die Initiative mehrmals durch Naturfreundegruppen. Repräsentanten aus Politik und Kultur nehmen an den alljährlich im Frühjahr stattfindenden Gedenkfeiern teil. So bekundete zum Beispiel der frühere Ministerpräsident von Baden-Württemberg, Erwin Teufel, ein paar Mal durch Redebeiträge seine Wertschätzung für diese Arbeit.

Mit zunehmender geografischer Nähe zum Gedenkpfad fiel die Akzeptanz gelegentlich etwas schwerer. Dass man in Schörzingen und Schömberg immer wieder einmal den Ruf nach einem „Schluss mit dieser Geschichte“ vernehmen konnte, hängt gewiss mit der unmittelbaren Betroffenheit vor allem der älteren Generation zusammen, die noch mit den Ereignissen selbst konfrontiert war. Inzwischen erklären sich zunehmend Menschen aus den umliegenden Ortschaften bereit, Zeitzeugenschaft abzulegen. Zeitzeugenschaft freilich über Erinnerungen an Ereignisse, die immer weiter zurückliegen und damit auch immer unschärfer werden. Und die Träger dieser Erinnerungen waren damals noch Kinder. Dennoch schätzt die Initiative solche Zeitzeugenschaft sehr hoch ein.

Ein anderes Kapitel stellt der Umgang mit dem ehemaligen KZ-Gelände in Schörzingen dar. Als die Gemeinde in den Jahren nach 2000 dieses Gelände zu

einem Gewerbegebiet bestimmte, deckte sich das mit den Vorstellungen der Initiative nicht. Im Übrigen aber gestaltete sich die Zusammenarbeit sowohl auf der Ebene der Gesamtgemeinde Schömberg als mit der Ortschaftsverwaltung Schörzingen überwiegend positiv.

Der größte Erfolg der Eckerwald-Gedenkstättenarbeit liegt in den Begegnungen mit überlebenden Häftlingen der Wüste-Lager und deren Familien. Kaum war der Gedenkpfad angelegt, kam an einem Novembertag 1987 ein Bus mit überlebenden Häftlingen aus Polen, vermittelt durch das Maximilian-Kolbe-Werk. Sie hatten nur für einen kurzen Sonntagnachmittag Zeit, und doch kam es zu einer Begegnung voller Menschlichkeit. Ein halbes Jahr später folgte ein Bus mit Überlebenden und Angehörigen aus Luxemburg, mit dabei: der damalige Minister Robert Krieps, Leon Donven, Ernest Gillen, Marius Pauly, Charles Hausemer, Namen, hinter denen sich nicht nur ehemalige KZ-Häftlinge verbargen, sondern bald auch richtige Freunde, die die Arbeit auf vielerlei Weise unterstützten, nicht zuletzt durch großzügige finanzielle Zuwendungen.

Immer wieder kamen neue Gesichter dazu: 1995 zwei Busse aus Polen, wiederum vermittelt über das Maximilian-Kolbe-Werk. Auch hier entstanden bleibende Freundschaften: Jacek Zieliniewicz, Jerzy Sztanka, Tadeusz Noiszewsky, Tadeusz Kalinowsky, Eugeniusz Dabrowsky, Stanislaw Majchrzak, Stanislaw Gladyszek und viele andere. Immer wieder besuchten die französischen Überlebenden Serge Lampin, Julien Hagenbourger und René Collin die Gedenkstätte. Eine besondere Gruppe stellen die Gäste aus dem Rabodeautal in den Westvogesen dar. In der Gegend von La petite Raon, Moussey und Senones bildete sich im Juni 1944 ein Widerstandsnest, das von britischen Fallschirmjägern unterstützt wurde. Die Folge waren im Herbst 1944 Razzien, die meisten Männer kamen in Konzentrationslager, 32 davon ins Lager Schörzingen. Zur Gedenkfeier 1995 besuchten Angehörige dieser Männer, unter ihnen der Überlebende Robert Egly, die Initiative. Und wieder entstanden intensive Kontakte und Freundschaften. Aus Norwegen kamen die Überlebenden Helge Norseth und Kristian Ottosen und Angehörige anderer Häftlinge, ebenso aus den Niederlanden die Angehörigen von Frans Fontaine. So bildete sich im Lauf der Jahre ein Netz von Freundschaften, das zugleich ein friedenspolitischer Mosaikstein im Sinne der Völkerverständigung ist. Auch wenn inzwischen die meisten überlebenden Häftlinge gestorben sind, so wirken diese Freundschaften nicht nur in der Erinnerung, sondern auch in Kontakten mit der nächsten und übernächsten Generation weiter.

In den Jahren 2003 und 2004 erhält der Gedenkpfad Eckerwald durch zwei weitere Kunstwerke Ergänzungen: Zur Gedenkfeier 2003 installierte der Tübinger Künstler Ulrich Schultheiß drei Holzstelen an den Betonwänden der ehemaligen Gebläse-Anlage. Schemenhaft sind darauf in schwarzer Farbe menschliche Figuren abgebildet.

Im Sommer 2004 schließlich vermachte Siegfried Haas, der schon das erste Mahnmal schuf, dem Gedenkpfad eine zweite Bronzeplastik: Ein Täter-Torso mit dem Titel „Macht ist Ohnmacht“.

### Autor

GERHARD LEMPP, geboren 1946, war Lehrer für Deutsch und evangelische Religion, zunächst am Leibniz-Gymnasium in Rottweil, zuletzt an den Zinzendorfsschulen in Königfeld. Von Anfang an arbeitete er ehrenamtlich in der Gedenkstätte Eckerwald mit. Als sich die Initiative 1987 als eingetragener Verein konstituierte, übernahm er für mehrere Jahre das Amt des ersten Vorstandssprechers. Seit einigen Jahren engagiert er sich vor allem für die Gedenkstättenarbeit mit Jugendlichen.

### Anmerkungen

- 1 Studie der Firma Lurgi, Frankfurt am Main: „Schwelung von Ölschiefer“ (Stand 1.10.1950 – S. 2). Archiv der Initiative Gedenkstätte Eckerwald.
- 2 Zitiert in CHRISTINE GLAUNING: Entgrenzung und KZ-System. Das Unternehmen „Wüste“ und das Konzentrationslager Bisigen 1944/45 (Geschichte der Konzentrationslager 1933–1945, Band 7). Metropol-Verlag. Berlin 2006 (S. 38).
- 3 GLAUNING (siehe Anm. 2).
- 4 GLAUNING (siehe Anm. 2, Seite 48).
- 5 HANS KEHRL: Krisenmanager im Dritten Reich. 6 Jahre Frieden – 6 Jahre Krieg. Droste Verlag. Düsseldorf 1973. Hier zitiert nach der zweiten Folge der Spiegel-Serie „Weltmacht Öl“, Spiegel Nr. 52/1973 (S. 72).
- 6 KEHRL (siehe Anm. 5, Seite 73).
- 7 GLAUNING (siehe Anm. 2, Seite 63).
- 8 GLAUNING (siehe Anm. 2, Seite 83).
- 9 GLAUNING (siehe Anm. 2, Seite 87).
- 10 FRANZ-JOSEF ZIWES: Öl für den Endsieg. Das Unternehmen Wüste in der Überlieferung des Finanzministeriums Württemberg-Hohenzollern. In: Archivnachrichten, Sondernummer 2005 (S. 28–30).
- 11 Zitiert in RUDI HOLOCH: Das Konzentrationslager Schörzingen in der Gruppe Wüste. In: HERWART VORLÄNDER (Hg.): Nationalsozialistische Konzentrationslager im Dienst der totalen Kriegsführung. Sieben württembergische Außenkommandos des Konzentrationslagers Natzweiler/Elsaß, (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Band 91). Stuttgart 1978 (S. 224).
- 12 HOLOCH (siehe Anm. 11, Seite 244).
- 13 WALTER LOOSER-HEIDGER: Aufstellung im Archiv der Initiative Gedenkstätte Eckerwald.
- 14 So der Bericht des späteren Lagerschreibers Julien Hagenbourger. In: JULIEN HAGENBOURGER und GERHARD LEMPP: Aus schwerem Traum erwachen. Der ehemalige KZ-Häftling Nr. 7244 berichtet aus dem KZ Schörzingen. Veröffentlichungen der Initiative Gedenkstätte Eckerwald. Deißlingen-Lauffen 1999 (S. 45 f.).
- 15 Zu den im Krematorium Schwenningen eingescherten Häftlingen siehe auch in diesem Band den Beitrag von HEINZ LÖRCHER: Formen des Erinnerns an das Dritte Reich als Unrechtsstaat in Villingen-Schwenningen, Bad Dürrenheim und Donaueschingen (dort Anm. 3 und 4).
- 16 LEON DONVEN, JÜRGEN SCHÜBELIN, XIMENA GALLEGUILLOS: Wir wurden wie Tiere behandelt, wir waren keine Menschen mehr. In: Initiative Gedenkstätte Eckerwald (Hg.): Wüste 10 – Gedenkpfad Eckerwald. Das südwestdeutsche Schieferölprojekt und seine sieben Konzentrationslager, das Lager Schörzingen und sein Außenkommando Zepfenhan. Deißlingen-Lauffen 2001 (S. 70).
- 17 HOLOCH (siehe Anm. 11, Seite 264).
- 18 HAGENBOURGER/LEMPP (siehe Anm. 14, Seite 60).
- 19 A. BESSY (Hg.): Préface. In: Témoignage pour la Prospérité. Crime SS. Presse du Gouvernement Militaire de Rottweil 1945 (Seite 1). Das Vorwort von Bessy wird hier zitiert nach der Übersetzung in: JULIUS SCHÄTZLE: Stationen zur Hölle. Konzentrationslager in Baden und Württemberg 1933–1945. Röderberg-Verlag. Frankfurt am Main 1974.
- 20 BESSY (siehe Anm. 19, Seite 8).
- 21 BESSY (siehe Anm. 19, Seite 8).
- 22 HOLOCH (siehe Anm. 11, Seite 263).
- 23 HOLOCH (siehe Anm. 11, Seite 264).
- 24 <http://www.bundespraesident.de/DE/Die-Bundespraesidenten/Richard-von-Weizsaecker>

## Vom *Lost Place* zum Gedenkort – die Luftschutzbunker aus dem Zweiten Weltkrieg bei Junghans und H. A. U. in Schramberg

VON CARSTEN KOHLMANN

Am 20. April 1945 wurde die Stadt Schramberg am Ende des Zweiten Weltkrieges von Einheiten der 1. Französischen Armee weitgehend kampflos besetzt.<sup>1</sup> Ein großer Teil der Bevölkerung suchte an diesem Schicksalstag Zuflucht in den zahlreichen Luftschutzbunkern, insbesondere in der Uhrenfabrik Gebrüder Junghans AG, die in den Kriegsjahren im Stammwerk Geißhalde und im Zweigwerk H.A.U. (Hamburg-Amerikanische Uhrenfabrik) tiefe Stollen in die umliegenden Berghänge hatte bauen lassen. Die Atmosphäre in den überfüllten Luftschutzbunkern ist vielen Zeitzeugen unvergesslich geblieben. Die ehemalige Schrambergerin Margot Facon-Lickl, die damals elf Jahre alt war und heute in Zürich lebt, schreibt darüber in ihren „Erinnerungen an unsere Familie“:

*Am 20. April, Hitlers Geburtstag, hatten wir früher immer schulfrei, und die ganze Stadt war beflaggt. Aber 1945 war alles anders. Frühmorgens fuhr ein Auto durch die Straßen und wir hörten von einem Lautsprecher den Befehl, dass alle Leute unverzüglich in den nächsten Bunker gehen müssen. ‚Die Franzosen kommen!‘ [...] Mit meinen ein wenig ängstlich lächelnden Großeltern links und rechts an der Hand watschelte ich gegen acht Uhr morgens zur H.A.U. Aus allen Richtungen strömten Leute mit ihren Habseligkeiten herbei und verschwanden mit uns in der fast dunklen Höhle [...] Von trüben Funzeln beleuchtet, saßen wir zu Hunderten den Felswänden entlang und warteten. Es wurde Mittag, Nachmittag, Abend, und noch immer saß und hörte man nichts von den Franzosen, und in der nervösen Anspannung vergaßen wir sogar, dass wir den ganzen Tag nichts zu essen und trinken hatten. Abends um neun Uhr ging plötzlich leises Raunen durch die Reihen: ‚SIE SIND DA.‘ Alle Leute starrten zum Bunkertor. Dann kreuzten die Franzosen auf, richteten grimmig ihre Gewehre auf uns und schriean lauthals: ‚Raus, raus, raus!‘ Wie eine Herde Schafe rannten wir hinaus in die Dunkelheit, und der hinter uns hergerufene Befehl, dass alle Haustüren offen bleiben müssen, versetzte Mutter vollends in Panik.<sup>2</sup>*

Die ehemaligen Luftschutzbunker der Uhrenfabrik Gebrüder Junghans AG blieben auch nach dem Zweiten Weltkrieg geheimnisumwitterte Teile der Fabrikanlagen, zu denen nur wenige Mitarbeiter Zugang hatten. Das Unternehmen – seit 1956 Teil der Firmengruppe Diehl in Nürnberg – wurde in der Bundesrepublik Deutschland als Zünderhersteller erneut für die Rüstungsproduktion tätig. Die



## Die Luftschutzbunker aus dem Zweiten Weltkrieg



Vorder- und Rückseite einer Berechtigung zur Benutzung der Luftschutzstollen der Uhrenfabrik Gebrüder Junghans vom 17. April 1945. Vorlage: Helga Lauxmann, Karlsruhe

Produktion fand wie bereits vor und im Zweiten Weltkrieg vor allem im Zweigwerk H.A.U. statt, seit 1978 aber auch in zunehmendem Maße in Dunningen-Seedorf, wo ein moderner Produktionsstandort in der Fläche mit Expansionsmöglichkeiten aufgebaut werden konnte.<sup>3</sup> Die Krise in der Uhrenindustrie führte am Anfang der 1980er Jahre zu einem dramatischen Arbeitsplatzabbau.<sup>4</sup> 1984 teilte Diehl das Unternehmen in die beiden selbständigen Firmen Junghans Uhren GmbH für Uhren und Junghans Feinwerktechnik GmbH für Zünder auf.<sup>5</sup>

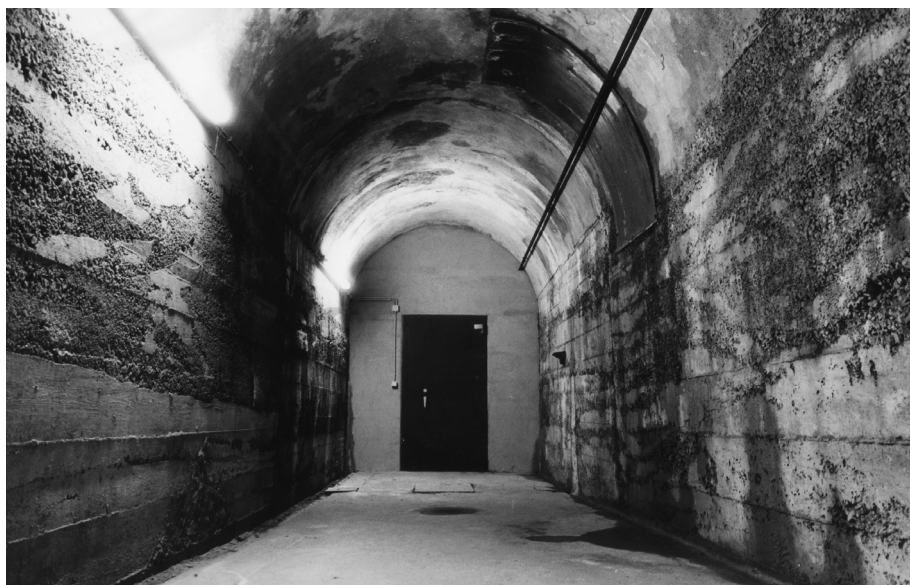
Im Lauf der 1980er Jahre wurden immer größere Teile des Zweigwerks H.A.U. aufgegeben und schließlich 1989 für 15 Jahre der Großen Kreisstadt Schramberg zur Entwicklung eines Technologie- und Gewerbeparks überlassen.<sup>6</sup> Der hier vorhandene Luftschutzstollen aus dem Zweiten Weltkrieg wurde bis 1991 von der Junghans Feinwerktechnik als Zünderlager genutzt und als „Betriebsgeheimnis“ behandelt. In der Lokalpresse wurde nur selten über die Luftschutzbunker des Unternehmens berichtet.<sup>7</sup> Nach der Kündigung des Zünderlagers im Gewerbe- und Technologiepark H.A.U. – das Unternehmen war mit der Überlassung des Fabrikgeländes an die Große Kreisstadt Schramberg zum Mieter geworden – wurde 1991 zum ersten Mal in einem wahrnehmbaren Umfang über dieses Thema in der Lokalpresse berichtet und ein Foto veröffentlicht.<sup>8</sup> Der städtische Eigenbetrieb Wirtschaftsförderung vermietete ihn über einige Jahre an einen Pilzzüchter, dessen Kunden seitdem auch ein Bild des Stollens bekamen.<sup>9</sup>

Gegenüber der Firmengeschichte in der Zeit des Nationalsozialismus hielten sich die Uhrenfabrik Gebrüder Junghans AG und ihre Nachfolgefirmen wie die meisten anderen deutschen Unternehmen bis in die jüngste Zeit hinein grundsätzlich bedeckt. Eine Erforschung dieses Themas war nicht erwünscht. Im allgemeinen Einvernehmen der Nachkriegszeit wurde das Verhalten in der NS-Vergangenheit in Schramberg wie andernorts als schicksalhaft unumgängliche Pflichterfüllung gerechtfertigt und jede selbstkritische Auseinandersetzung damit verdrängt. Das damalige Denken zeigt anschaulich ein Geleitwort, das Bürgermeister Dr. Konstantin Hank (1907–1977) für das erste Einwohnerbuch der Stadt Schramberg in der Bundesrepublik Deutschland im Jahr 1956 verfasst hat: „Die Kriegsjahre 1941–1945 waren für Schramberg Jahre höchster Leistung und

Anstrengung. Nicht nur draußen an den Fronten haben sich viele Söhne der Stadt für ihr Vaterland eingesetzt, haben Auszeichnungen verdient, ihr Leben und ihre Gesundheit geopfert, sondern auch in der Stadt selbst wurde mit allen Kräften gearbeitet. Es geschah in dem Glauben, der Heimat zu dienen.“<sup>10</sup>

In der wenig später zum 100-jährigen Firmenjubiläum im Jahr 1961 erschienenen Festschrift deutete Franz Ludwig Neher (1896–1970) zwar an, dass dem Unternehmen im Zweiten Weltkrieg „in einem besonderen Sektor der Heereslieferungen die Last der verantwortlichen Federführung aufgebürdet“ worden sei. In dieser Zeit hätte das Unternehmen „mehr als 200 Nachbaurfirmen“ geführt und „10 000 eigene Arbeitskräfte“ gezählt.<sup>11</sup> Genauer wollte er aber nicht darauf eingehen und zog einen Schlussstrich unter diese Vergangenheit: „Was von 1939 bis 1945 geschah, gehört der Geschichte an.“<sup>12</sup> Es handle sich um „ein Stück hektischer Wirtschaftsgeschichte“, über das man „im Gnadensinne des Rechtes auf Irrtum unbeschadet schweigen“ dürfe.<sup>13</sup>

In einem unveröffentlicht gebliebenen Manuskript zum 100-jährigen Firmenjubiläum zur Geschichte der Rüstungsproduktion in der Uhrenfabrik Gebrüder Junghans AG betonte im Jahr 1960 auch Ernst Ludwig Kielmeyer (1903–1970), dass sich kein Mitarbeiter schämen müsse, damals für die Wehrmacht des Deutschen Reiches gearbeitet zu haben: „Die Herren Junghans persönlich und ihre Mitarbeiter hatten keine andere Wahl, als entweder zu emigrieren oder in ein Konzentrations-, das hätte geheißen Vernichtungslager, einzuziehen, wenn sie sich geweigert hätten, ihren Kriegsbeitrag, genau wie die Soldaten,



Der Eingang zum Luftschutzstollen im Werk H.A.U. der Uhrenfabrik Gebrüder Junghans im Jahr 1991. Foto: Randolph Armbruster, Vorlage: Stadtarchiv Schramberg (Fotoarchiv der Lokalredaktion Schramberg der Schwäbischen Zeitung)

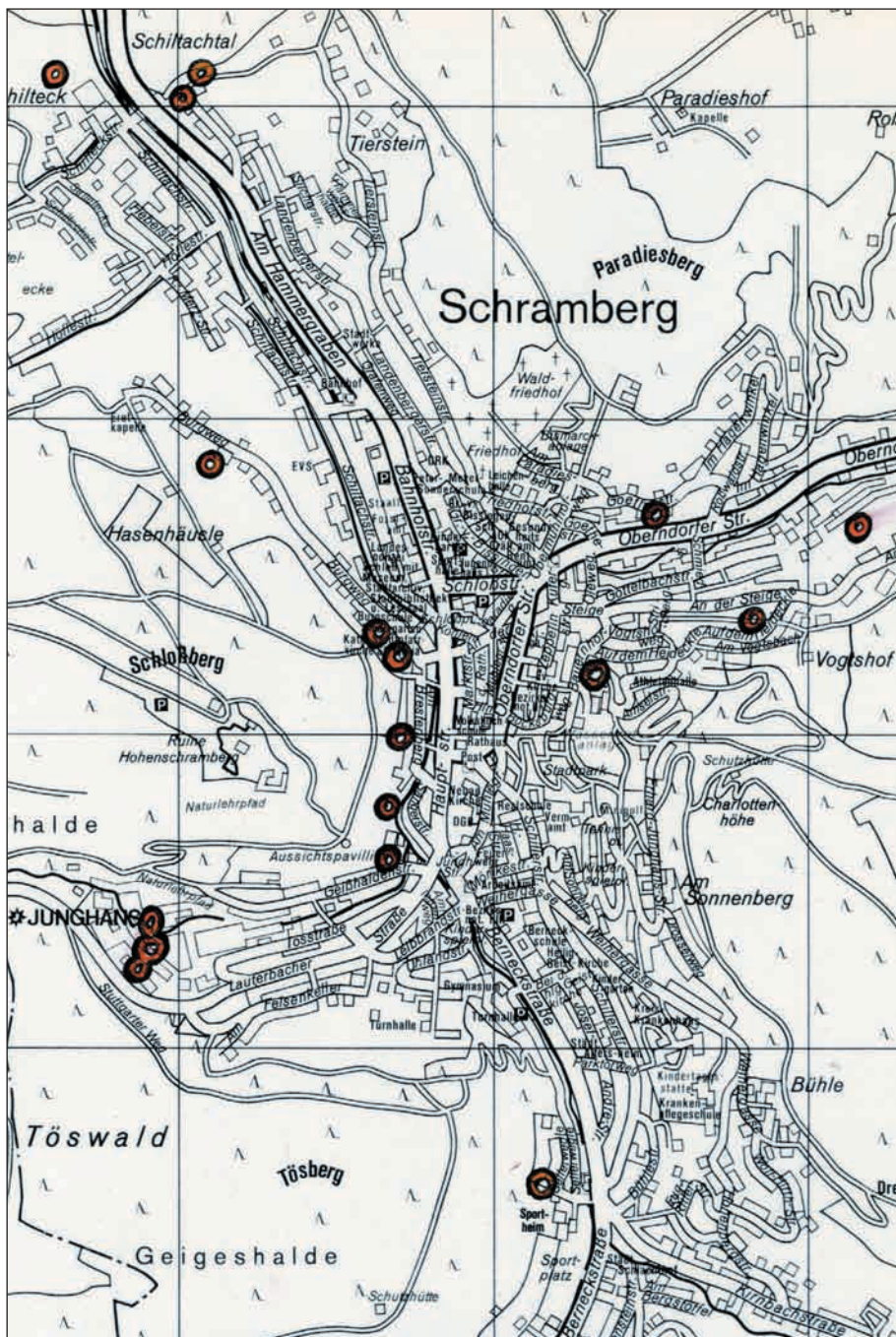
zu leisten.“<sup>14</sup> Nur einmal wurden das allgemeine Beschönigen und Verschweigen in Frage gestellt, als ein bezeichnenderweise anonym bleibender Autor zum 15. Jahrestag des Kriegsendes in der Lokalpresse die „in falschem Ehrgeiz geradezu aufgebauschte Kriegsindustrie“ kritisierte „die zudem noch nahezu die ganze Industrie des Schwarzwaldes mitsteuerte.“<sup>15</sup>

Eine Erforschung der Firmengeschichte in der Zeit des Nationalsozialismus setzte erst im Jahr 2000 ein.<sup>16</sup> Eine wissenschaftliche Gesamtdarstellung der Geschichte der Uhrenfabrik Gebrüder Junghans AG und ihrer Nachfolgefirmen ist bis heute ungeachtet der fortschreitenden Erforschung vieler Teilaspekte leider ein Desiderat der südwestdeutschen Wirtschaftsgeschichte geblieben. Die um 1900 größte Uhrenfabrik der Welt und nach 1945 noch größte Uhrenfabrik Europas wäre für eine solche Monographie ein sehr lohnendes und spannendes Thema, zumal sich die Quellsituation durch die Übergabe des noch vorhandenen Firmenarchivgutes und mehrerer Deposita und Nachlässe an das Stadtarchiv Schramberg in den letzten Jahren deutlich verbessert hat.<sup>17</sup>

Die ehemaligen Luftschutzbunker der Uhrenfabrik Gebrüder Junghans AG aus dem Zweiten Weltkrieg waren fünf bis sechs Jahrzehnte mit einem doppelten Schweigen belegt, zum einen als Zeugen der verdrängten Erinnerung an die NS-Vergangenheit und zum anderen wegen ihrer fortgesetzten Nutzung für die Rüstungsproduktion in der Bundesrepublik Deutschland. In der breiten Öffentlichkeit gab es jedenfalls bis vor wenigen Jahren kaum Kenntnis über dieses Thema. Die nach 1945 geborenen Einwohner wussten – wenn überhaupt – nur vom Hörensagen davon. Wer nicht in dem Unternehmen arbeitete, hatte ohnehin nur einen Blick von außen auf die Fabrikanlagen. Bei einem wehrtechnischen Unternehmen waren darüber hinaus besondere Sicherheitsbedingungen zu beachten. Mit Ausnahme einiger weniger „Tage der offenen Tür“ wie zum 125-jährigen Firmenjubiläum im Jahr 1986 und zum 100-jährigen Jubiläum der Werkfeuerwehr im Jahr 2000 hatten Besucher keinen Zugang zum Firmengelände. Die sehenswerten Luftschutzbunker bekam dabei niemand zu Gesicht.

In der Zeit des Kalten Krieges kamen die ehemaligen Luftschutzbunker den für den Zivilschutz zuständigen Behörden wieder in den Blick. Seit 1952 wurden unter Einbeziehung der Stadtverwaltung Schramberg mehrfach die Benutzbarkeit geprüft und Übersichten erstellt.<sup>18</sup> Eine besonders umfangreiche Erhebung wurde 1983 / 84 vorgenommen. Die Suche nach zeitgenössischen Unterlagen und die Befragung von Zeitzeugen verlief jedoch alles andere als einfach. Am Ende der Recherchen hielt der zuständige Sachbearbeiter fest: „In diese Befragung wurden verschiedene Ämter, Firmen o[der] ä[hnl]ich von Schramberg mit einbezogen. Diese Arbeit war genauso interessant wie schwierig. Manche Aussagen und Angaben waren so widersprüchlich, daß sie mehr in die Reihe der Fabeln und Märchen eingestuft wurden. Dann gab es Hinweise von Bürgern [...], die an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig ließen.“<sup>19</sup>

Eigene Erinnerungen vermischten sich mit gehörten Erzählungen zu dunklen Geschichten, in denen einer der Luftschutzbunker gigantische Ausmaße



Karte der Stadt Schramberg mit den Luftschutzbunkern aus dem Zweiten Weltkrieg, die im Jahr 1983 noch vorhanden waren. Vorlage: Stadtarchiv Schramberg

annahm. Jürgen Reuter (Jahrgang 1964) aus Schramberg-Sulgen hat im Jahr 2015 in einem Bericht unter der Überschrift „Die Mauer des Schweigens“ festgehalten, was ihm sein Vater Edwin Anton Reuter (1936–1991) erzählte:

*Vor über 25 Jahren spürte mein krebskranker Vater, dass es keine Hoffnung mehr für ihn gab. Im letzten langen Gespräch zwischen Vater und Sohn musste ich ihm versprechen, dass ich mir einen Zugang zu den Junghans-Bunkern verschaffe. Ich musste ihm allerdings auch versprechen, dass ich warte, bis ich 40 Jahre alt bin – denn was ich dort finden würde, sei so grausam, dass ich es in jungen Jahren nicht verkraften würde. Meine Familie war eng mit Junghans und mit der Familie Junghans verbunden. Der Tradition folgend, machte mein Vater bei Junghans eine Lehre als Kleinuhrmacher. Während der langen Mittagspausen war es meinem Vater als Einpendler vom Sulgen oft langweilig. Er tat, was er auch mir auf den Weg mitgegeben hat: ‚Öffne die Türen, wo das Schild ZUTRITT VERBOTEN hängt. Diese Schilder werden nicht ohne Grund aufgehängt.‘ Von seinem älteren Bruder erhielt er einen Schlüssel für den Bunker – und fand heraus, dass sich die Stollenanlage im Schlossberg über sieben Stockwerke erstreckte [...] Gegen Kriegsende bauten die Nationalsozialisten riesige, streng geheime Bunkeranlagen für kriegswichtige Fertigungsanlagen – und die Zünderproduktion in Schramberg war kriegswichtig [...] War der Zutritt zu den Bunkeranlagen über viele Jahrzehnte verboten, weil in den letzten Kriegsmonaten noch Menschen zu Tode kamen, von denen wir bis heute nichts wissen? Mein Vater konnte jedes Schloss auch ohne Schlüssel öffnen. Hatte er die Gittertür geöffnet?<sup>20</sup>*

In den 2000er Jahren begann sich das Stammwerk Geißhalde der ehemaligen Uhrenfabrik Gebrüder Junghans AG immer mehr zu einem „Lost Place“ zu entwickeln, einer „Fabrikstadt“ aus dem Zeitalter der Industrialisierung, die sich größtenteils überlebt hatte. Die Uhrenfabrik Junghans – seit 2000 ein Unternehmen der Egana-Goldpfeil-Gruppe in Pfungstadt – benötigte nur noch den Kleinuhrenbau (Bau 46) für die Produktion von Armbanduhren und einen Teil des Hochbaus (Bau 45) als Lager. 2008 geriet das Unternehmen mit seiner Konzernmutter in die Insolvenz, in der es fast untergegangen wäre, wenn sich nicht mit der Übernahme durch die einheimische Unternehmerfamilie Steim ein seitdem erfolgreicher Weg in die Zukunft eröffnet hätte.<sup>21</sup> Im Jahr 2006 zog außerdem die Junghans Feinwerktechnik aus. Der Weltmarktführer für Zünder ist seitdem unter dem neuen Namen Junghans Microtec vollständig in Dunningen-Seedorf ansässig.<sup>22</sup>

Im Jahr 2007 gründete die Eigentümerin des Fabrikgeländes, die Diehl-Stiftung in Nürnberg, den Gewerbepark Junghans, in dem sich andere Firmen ansiedeln konnten.<sup>23</sup> Pläne zur Einrichtung einer Außenstelle der Berufsakademie Villingen-Schwenningen, für die ein Teil der Gebäude hätte neu genutzt werden können, ließen sich leider nicht verwirklichen.<sup>24</sup> Die Diehl-Stiftung investierte in

den Erhalt mehrerer Gebäude, ließ aber im Jahr 2009 auch mehrere Gebäude abbrechen, die nicht unter Denkmalschutz standen. 1987 hatte das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg fünf Gebäude unter Denkmalschutz gestellt, darunter insbesondere den spektakulären „Terrassenbau“ des Architekten Philipp Jakob Manz (1861–1936) aus dem Ersten Weltkrieg (Bau 44), ein weiterhin einzigartiges Fabrikgebäude in Steilhanglage.<sup>25</sup> Zu einem Ensembleschutz für die gesamte historische Substanz der „Fabrikstadt“ aus dem Zeitalter der Industrialisierung ist es leider nicht gekommen. 1987 waren auch bereits einige interessante Gebäude wie das kulturgeschichtlich wertvolle Fabriksschwimmbad schon lange dem Erdboden gleichgemacht worden.<sup>26</sup>

Besonders bedauerlich ist der Abbruch des geschichtsträchtigen Direktionsgebäudes (Bau 54), an dessen Stelle ein nüchterner Parkplatz getreten ist.<sup>27</sup> Die Zustimmung zum Abbruch dieses wertvollen Gebäudes räumt der damalige Oberbürgermeister Dr. Herbert O. Zinell heute selbstkritisch als Fehlentscheidung ein.<sup>28</sup> Die von der Gebrüder Junghans GmbH der Diehl-Stiftung in Nürnberg angekündigte „Standortentwicklung“ erwies sich letztlich als kurzlebig. Im Jahr 2012 trennte sich der Konzern von seinen Liegenschaften in Schramberg und verkaufte den Gewerbepark Junghans an die Immobilien-Holding Auer in München.<sup>29</sup> In absehbarer Zeit wird noch der gesamte Nordteil des Fabrikkomplexes abgerissen, zu dem auch ein sehr repräsentatives Bürogebäude gehört (Bau 37).<sup>30</sup> Ein nachdenklicher Appell des damaligen CDU-Gemeinderates Helmut Banholzer, „dass sich die Stadt genau überlegen müsse, was sie gerade auf dem Junghans-Gelände von ihrer Geschichte erhalten wolle“, löste keine größere Diskussion über das zunehmende Verschwinden der einstmals größten Uhrenfabrik der Welt aus.<sup>31</sup> Der eindrucksvolle Charakter der „merkwürdigen Fabrikstadt“, die auf ihrem Höhepunkt 104 Gebäude zählte, geht dadurch leider verloren.<sup>32</sup>

Die Gründung des Gewerbeparks eröffnete aber auch einen neuen Blick auf das Fabrikgelände, das seitdem frei zugänglich ist. Diese Entwicklung ist vor allem den geschichtlichen Führungen des Liegenschaftsverwalters Klaus Dreyer zu verdanken, die von Beginn an bei einer von Jahr zu Jahr wachsenden Zahl von Besuchergruppen großes Interesse gefunden haben. Die Führungen waren als zusätzliches Mittel zur Vermarktung des Firmengeländes gedacht, entwickelten sich aber schon bald zu einem Selbstläufer, da immer mehr Bürger und Gäste Interesse daran zeigten, diesen bedeutenden Schauplatz der südwestdeutschen Wirtschaftsgeschichte besichtigen zu können. In seinen Rundgang durch das Firmengelände nahm Klaus Dreyer, für den die Liegenschaftsverwaltung die letzte Station auf einem jahrzehntelangen Berufsweg bei Junghans war, auch einen gut zugänglichen Luftschutzbunker aus dem Zweiten Weltkrieg auf (Stollen III). Berührungsängste gegenüber der lange verschwiegenen Rüstungsproduktion und dem Einsatz ausländischer Arbeitskräfte im Zweiten Weltkrieg hatte er nicht. Die geheimnisvolle Anlage hinterlässt als Zeitzeugnis bei den Besuchergruppen einen tiefen Eindruck. Im Jahr 2012 zählte auch der Württembergische Geschichts- und Altertumsverein e.V. zu den Besuchern, der unter dem Thema „Industrialisierung

und Fabrikarchitektur“ eine Exkursion nach Oberndorf am Neckar und Schramberg veranstaltete.<sup>33</sup>

Der weitläufige Bunkerkomplex warf bei den Führungen zwangsläufig Fragen nach seiner Geschichte auf, auf die es zunächst noch keine Antworten gab. Dabei stand namentlich die Frage des Einsatzes von Zwangsarbeitern im Raum, die zu mancherlei Mutmaßungen Anlass gab. Klaus Dreyer ermöglichte dem Autor dieses Beitrages, den gesamten Bunkerkomplex erkunden zu können. Ein „Lost Place“ mit besonders eindrücklicher Atmosphäre ist vor allem der Stollen II, in dem sich zahlreiche Überreste der Firmengeschichte unterschiedlicher Art befinden.

Im Jahr 2011 konnten die Uhrenfabrik Junghans in Schramberg und die Junghans Microtec in Dunningen-Seedorf in der Tradition der früheren Uhrenfabrik Gebrüder Junghans AG das 150-jährige Firmenjubiläum begehen. Die Uhrenfabrik Junghans eröffnete zu diesem Anlass ein neues Firmenmuseum und veröffentlichte eine Festschrift, die ein essayartiges Mosaik der 150-jährigen Firmengeschichte entfaltet. Nach der fortgeschrittenen Diskussion über die Mitverantwortung der deutschen Wirtschaft für die NS-Vergangenheit konnte dieses Thema nicht mehr wie in der Festschrift zum 100-jährigen Firmenjubiläum ausgeblendet werden.<sup>34</sup> In einem der Mosaiksteine schreibt die Autorin, die Jour-



Liegenschaftsverwalter Klaus Dreyer (links) und Aaron Pfaff (rechts im Hintergrund) bei einer Begehung der Luftschutzbunker im Gewerbetpark Junghans im Jahr 2012. Foto: Carsten Kohlmann

nalistin Kerstin Simon, unter der Überschrift „Die Schattenfirma im Berg“ über die Luftschutzbunker aus dem Zweiten Weltkrieg. Damit wurde das Thema zum ersten Mal in einer Firmenpublikation angesprochen. Ohne Angabe von Quellen wird folgendes Bild vermittelt: „Die Karte bezeichnet den Bau als ‚Schutzstollen‘, und genau das sind die bis zu jenem Zeitpunkt in den Schlossberg getriebenen Bunker auch. Natürlich sind sie breit genug angelegt, um im Fall der Fälle Maschinen aus den Werksgebäuden hierhin verlagern zu können und einen Teil der Produktion aufrecht zu erhalten. Doch dieser Fall tritt nie ein.“ Die Öffnung der Luftschutzbunker bei Kriegsende für die Bevölkerung bleibt leider unerwähnt.<sup>35</sup>

Die Gelegenheit zu genauerer Recherche bot sich, als sich die Gebrüder Junghans GmbH der Diehl-Stiftung in Nürnberg auf Vorschlag des Liegenschaftsverwalters Klaus Dreyer entschloss, zum Jubiläumsjahr eine Broschüre über den Gewerbepark Junghans zu veröffentlichen. Der Autor dieses Aufsatzes erhielt den Auftrag, einen Überblick zur Entwicklung des Firmengeländes sowie Beiträge über die unter Denkmalschutz stehenden Gebäude, die Bunkeranlagen und die Stauwehre zu schreiben. Die Grundlagen für die Publikation mussten aus verstreut überlieferten Quellen erarbeitet werden. Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg hatte über die fünf 1987 unter Denkmalschutz gestellten Gebäude nur wenig geforscht. In der Literatur war bisher nur der „Terrassenbau“ als Wahrzeichen der „Fabrikstadt“ gewürdigt worden. Im erhalten gebliebenen Firmenarchivgut sind nur wenige Unterlagen zur Bautätigkeit des Unternehmens überliefert.<sup>36</sup> Im umfangreichen Fotoarchiv des Unternehmens kamen aber immerhin einige aussagekräftige Fotos der Luftschutzbunker aus dem Zweiten Weltkrieg zum Vorschein.<sup>37</sup>

Die Befragung älterer Firmenmitarbeiter half kaum weiter, da es fast niemanden mehr gibt, dessen Erinnerung in die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg zurückreicht. Die Geschichte des Firmengeländes war darüber hinaus eine Geschichte ständiger Umnutzungen und Veränderungen, die heute oft nur noch bruchstückhaft nachvollzogen werden kann. Als Glücksfall erwies sich die Abgabe der das Firmengelände betreffenden Bauakten aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert durch die Abteilung Baurecht und Bauverwaltung im Fachbereich Recht und Sicherheit der Großen Kreisstadt Schramberg an das Stadtarchiv.<sup>38</sup> In dieser Registratur konnten außerdem einige wenige, aber dafür sehr aufschlussreiche Unterlagen über die Luftschutzbunker aus dem Zweiten Weltkrieg entdeckt werden, aus denen sich insbesondere ergab, dass sie entgegen der Darstellung in der Festschrift zum 150-jährigen Firmenjubiläum tatsächlich auch für die Produktion genutzt worden waren.<sup>39</sup> Ein herausragender Fund waren schließlich einige wegen der Zensur unveröffentlicht gebliebene Manuskripte für Presseberichte von Karl Grüner (1906–1972), der von 1929 bis 1967 für den Schwarzwälder Boten in Schramberg gearbeitet hatte.<sup>40</sup>

Aus den Quellen, die bisher bekannt geworden sind, ergibt sich folgendes Bild: Die Uhrenfabrik Gebrüder Junghans AG wurde im Zweiten Weltkrieg fast



vollständig auf die Rüstungsproduktion umgestellt. Das Unternehmen erhielt aufgrund seiner führenden Position bei der Entwicklung von Zündern (insbesondere der Erfindung des Fliehkraftzünders) die Führung des Sonderausschusses M IX mit etwa 200 Nachbaufirmen und 100.000 Beschäftigten und wirkte als namhafter Hersteller von Zeitmessern aller Art für Heer, Luftwaffe und Kriegsmarine auch im Sonderausschuss (Sonderring) Feinmechanik und Optik 3 (später Hauptring Elektrotechnik, Feinmechanik und Optik) beim Reichsministerium für Bewaffnung und Munition mit.<sup>41</sup> Das Hauptprodukt war der 2 cm K[o]pf Z[ünder] Z[erleger], der in riesigen Mengen für die Flak benötigt wurde. Als Führungsfirma für ein wehrtechnisches Schlüsselprodukt war die Uhrenfabrik Gebrüder Junghans AG deshalb ein potenzielles Ziel für die amerikanischen und britischen Luftstreitkräfte, die über die örtlichen Verhältnisse gut informiert waren, allerdings trotz präziser Luftbilder nie einen Bombenangriff geflogen haben.<sup>42</sup>

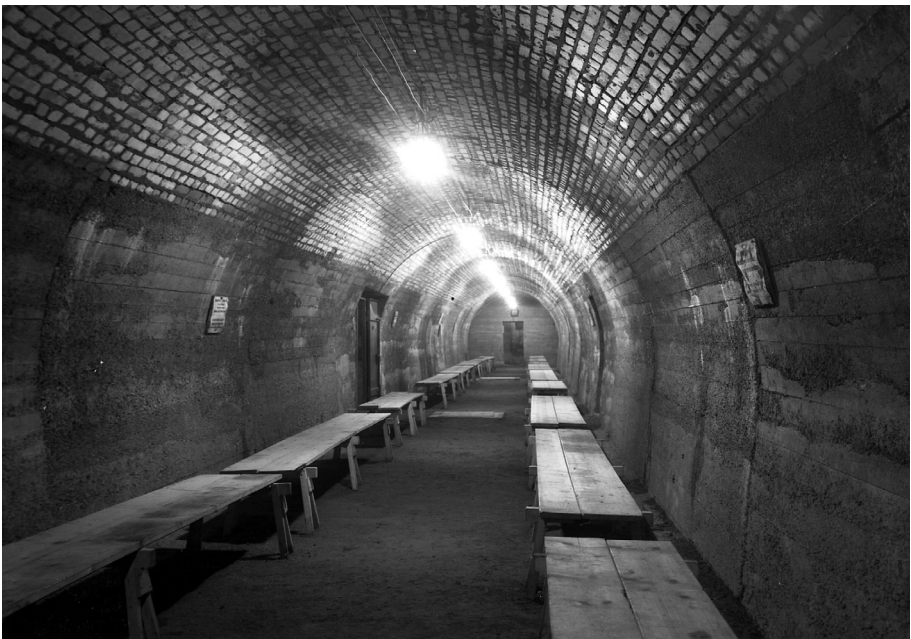
Im Lauf des Jahres 1940 traf der Werkluftschutz umfangreiche Vorbereitungen zum Schutz des Unternehmens und seiner Beschäftigten. Es wurden eine Befehlsstelle, Räume für Bewachungs- und Feuerwehrräfte und Luftschutzräume eingerichtet. Da die vorhandenen Luftschutzräume für das bald 8.000 Personen zählende Mitarbeiterheer nicht ausreichten, entschloss sich das Unternehmen zum Bau unterirdischer Luftschutzbunker im Stammwerk Geißhalde und im Zweigwerk H.A.U., mit dem im Frühjahr 1941 begonnen wurde. Mit dem umfangreichen Projekt wurden die beiden örtlichen Bauunternehmen Boley und Fischer beauftragt, die dazu auch vermutlich aus dem Saarland stammende Bergleute in den Schwarzwald holten. Das Baugeschäft Fischer setzte ferner kroatische Zivilarbeiter aus Jugoslawien ein, die in zwei eigens errichteten Wohnbaracken beim Bahnhof untergebracht wurden. Der Bau der Stollen II und III im Rotliegenden des Schlossberges verlief unproblematisch, beim Bau des Stollens I im schlecht zu sprengenden Granit des Lauterbachtals kam es dagegen zweimal zu größeren Felsstürzen.<sup>43</sup>

Im Stollen I kamen Ende 1944 bei Luftalarm 1.200 Mitarbeiter und im Stollen II 1.700 Mitarbeiter unter. Im Lauf des Krieges wurden die Luftschutzbunker jedoch in zunehmendem Maße für die Produktion belegt. Ende 1944 waren der Stollen I zu zwei Dritteln und der Stollen III zur Hälfte mit Maschinen belegt.<sup>44</sup> Bis Kriegsende konnte allerdings keine Lösung für die Belüftung der Luftschutzbunker erreicht werden. Im Frühjahr 1945 erhielt das Unternehmen noch die Zustimmung aller erforderlichen Stellen, einen weiteren „Zuluft-, Flucht- und Unterkunftsstollen“ bauen zu können, konnte das Vorhaben wegen des bald darauf folgenden Kriegsendes aber nicht mehr umsetzen.<sup>45</sup>

Der Aufstieg zur Führungsfirma im Sonderausschuss M IX beim Reichsministerium für Bewaffnung und Munition ließ in der Uhrenfabrik Gebrüder Junghans AG Pläne entstehen, die im Ersten Weltkrieg begonnene Monumentalisierung des Fabrikgeländes im Zweiten Weltkrieg im Geist der NS-Architektur zu vollenden. 1941 war zunächst an ein neues Verwaltungsgebäude mit Versand-



Felssturz beim Bau der Luftschutzbunker der Uhrenfabrik Gebrüder Junghans AG am 6. Mai 1941 (Stollen I). Foto: Uhrenfabrik Gebrüder Junghans (Stadtarchiv Schramberg)



Luftschutzbunker der Uhrenfabrik Gebrüder Junghans AG mit Sitzbänken für die Beschäftigten in den Kriegsjahren (Stollen III). Foto: Uhrenfabrik Gebrüder Junghans (Stadtarchiv Schramberg)

haus geplant.<sup>46</sup> 1944 gab offenbar ein Pressebericht mit dem Titel „Die Fabrik der Zukunft“ den Anstoß, dem Beispiel einer italienischen Firma zu folgen, in der es „Werksbahnhöfe mit unterirdischen Zugängen zu den Arbeitshallen“ gab, „die mit Garderoben und Luftschutzräumen kombiniert waren.“<sup>47</sup>

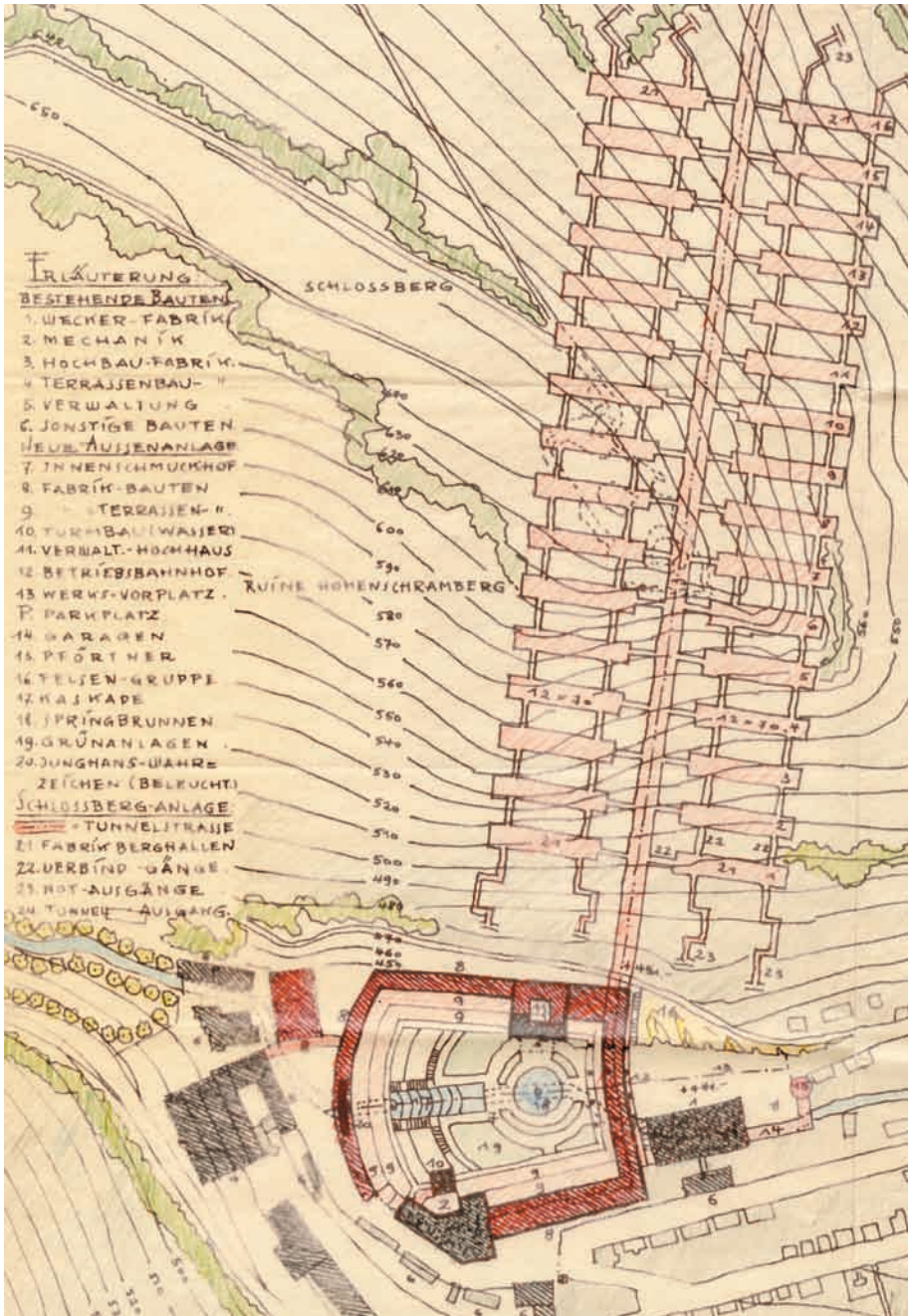
Im Frühjahr 1945 entstand vor diesem Hintergrund ein Plan, die Fabrik um einen repräsentativen Innenhof neu zu gestalten. Im Mittelpunkt war ein Springbrunnen gedacht, zu dem eine Wassertreppe führen sollte, auf deren Spitze der „Junghansstern“ als Wahrzeichen des Unternehmens gedacht war. Die ganze Produktion sollte in insgesamt 32 „Berghallen“ mit jeweils 70 Meter Länge und 12 Meter Breite verlegt werden. Der Anschluss an den jenseits des Schlossberges gelegenen Bahnhof war über einen Tunnel und einen Betriebsbahnhof im Stammwerk an der Geißhalde gedacht.<sup>48</sup> Auch diesen großwahnwitzig anmutenden Plan machte indes das baldige Kriegsende zunichte. In der Vorstellung einer siebenstöckigen Stollenanlage im Schlossberg lebte er aber in der örtlichen Legendenbildung fort.

Im Frühjahr 2012 meldete sich ein wichtiger Zeitzeuge zu Wort, den die Festschrift der Uhrenfabrik Junghans zum 150-jährigen Firmenjubiläum an ein Erlebnis kurz vor Kriegsende erinnert hatte. Ernst Huber (Jahrgang 1928) aus Schramberg schrieb dem Autor dieses Aufsatzes über seine Eindrücke nach der Lektüre:

*Gut aufgemacht, aber manchmal zu wenig sachbezogen. Man liest, lächelt über manches und blättert weiter. An einer Seite aber bin ich hängen geblieben. Es war diejenige, wo über „Die Schattenfirma im Berg“ berichtet und resümiert wird, daß eine Produktionsverlagerung dorthin nie stattgefunden habe. Das ist falsch. Ich habe es in Natura anders gesehen [...] Nachdem die seinerzeit dort Beschäftigten verstorben sind und leider nichts mehr darüber berichten können, habe ich mein unvergessenes Erlebnis vom Januar/Februar 1945 vor ein paar Wochen schriftlich in meinen persönlichen Lebenserinnerungen festgehalten.<sup>49</sup>*

Ernst Huber stellte diesen atmosphärisch gleichermaßen anschaulichen wie bedrückenden Bericht dem Stadtarchiv Schramberg zur Verfügung. Als einzige Quelle dieser Art stellt er ein hochrangiges Zeitzeugnis dar. Im Januar/Februar 1945 konnte der damals 16 Jahre alte Flakhelfer Ernst Huber zu seiner eigenen Überraschung ungehindert das Firmengelände im Stammwerk Geißhalde betreten, wo sein Vater Andreas Huber (1897–1985) als Rüstungsarbeiter in einem der Luftschutzstollen beschäftigt war:

*Plötzlich aber kam mir nun die verrückte Idee, einfach hineinzugehen und meinen Vater zu suchen. Zwar wusste ich durch ihn, daß nur darin Beschäftigte Zutritt hätten und er für alle anderen aus Geheimhaltungsgründen strengstens verboten sei. Deshalb würde auch ständig kontrolliert. Dies alles interessierte mich in diesem Moment nicht. Mir wurde schlagartig klar,*



Ausschnitt aus einem Plan der Uhrenfabrik Gebrüder Junghans AG für eine Neugestaltung des Firmengeländes und die Anlage einer unterirdischen Fabrik mit Bahnanschluss im Schlossberg vom 6. Februar 1945. Vorlage: Stadtarchiv Schramberg (Nachlass Viktor Luschka)

*daß ich sonst nie mehr diese einmalige Gelegenheit bekommen würde und sie jetzt oder nie nützen könnte [...] Ich marschierte mit aufgeblasener Selbstsicherheit, aber vielleicht gerade deshalb völlig ungehindert, in den taghell erleuchteten Tunnel hinein. Fast hätten mich die entgegenschlagende Welle von überhitzter, verbrauchter, nach Öl stinkender Luft und der durch die Automaten verursachte infernalische Krach zurückgeschlagen. Das Atmen fiel deutlich schwerer und man verstand nicht mehr das eigene Wort [...] Das gesehene Bild verfolgte mich noch einige Zeit. Ich hatte damals schon etwas von Dante und seinem Gang durchs Inferno gehört. Übertragen in unsere Zeit hätte ich mir es fast so ähnlich vorstellen können. Wäre es nicht so fürchterlich laut gewesen, man hätte es gespenstisch nennen müssen. Die starken Deckenstrahler malten bizarre Schattenbilder auf die gewölbten Wände, Rohre für Zu- und Abluft röhreten wie Hirsche, bliesen und saugten und konnten erkennbar nicht einmal für auch nur einigermaßen ausgeglichene Luftverhältnisse sorgen. Mitten dabei in all diesem Kraft und Gestank die vielen Leute mit ihren von der Dauerbelastung ausgezehrten Gesichtern, die dort bei Raumtemperaturen um die 40 Grad schwitzend und unter Sauerstoffmangel präzise Arbeit leisten mussten.<sup>50</sup>*

Im Jahr 2013 wollte außerdem Jürgen Reuter Gewissheit über die Erzählung seines Vaters Edwin Anton Reuter erhalten, aus der bereits zu Beginn dieses Aufsatzes zitiert wurde. Die Legende einer siebenstöckigen Bunkeranlage im Schlossberg mit sterblichen Überresten ehemaliger Zwangsarbeiter bestätigte sich nicht. In seinem Bericht „Die Mauer des Schweigens“ schreibt er darüber:

*Mein Vater starb und die Zeit ging ins Land. Irgendwann bekam ich die Gelegenheit, den Bunker zu betreten – und fand unter dem Schlossberg nur zwei Stockwerke. Alle Nachfragen endeten an einer Mauer des Schweigens. Nur ein ehemaliger Angehöriger der Betriebsfeuerwehr konnte (und wollte) sich an einen Gang erinnern, der mit einem Gitter verschlossen war und später zugemauert wurde. Was hinter dem Gitter lag, wusste er nicht, denn zu der Tür im Gitter gab es keinen Schlüssel. Die Steine für diese Mauer hatten eine andere Größe, als die Steine, die zuvor eingebaut wurden. Angehörige haben ein Recht zu erfahren, wo ihre Lieben zu Tode gekommen sind. Angehörige haben ein Recht auf Trauer – und auf Trauerbewältigung. Die Trauer und die Erinnerung an die Grauen einer Diktatur und eines Krieges garantieren einen verinnerlichten Wunsch nach Frieden. Die eine oder andere Mauer im Bunker habe ich geöffnet – und wieder verschlossen. An einer Stelle trieb ich mit der Unterstützung eines Freundes einen zwei Meter langen Bohrer in den Fels – ohne auf einen Hohlraum zu stoßen. Die Mauer vor dem Gitter habe ich nicht gefunden – und die Mauer des Schweigens konnte ich nicht durchbrechen.<sup>51</sup>*

Mit der Umwandlung des Fabrikgeländes der Uhrenfabrik Junghans und der Junghans Feinwerktechnik in einen Gewerbepark erfolgt seit 2007 eine der größten Zäsuren in der Geschichte dieses Ortes, der für die Identität der Industriestadt Schramberg lange Zeit von zentraler Bedeutung war. Der alte Wahlspruch „Junghans ist Schramberg und Schramberg ist Junghans“ ist trotz aller im Laufe der Zeit eingetretenen Veränderungen immer noch lebendig. Die 2011 erschienene Festschrift zum 150-jährigen Firmenjubiläum klingt aus mit diesem Zitat, das dort als Überschrift dient zu einem Interview mit Dr.-Ing. Hans-Jochem Steim, der seit 2009 zusammen mit seinem Sohn Hannes Steim neuer Eigentümer der Uhrenfabrik Junghans ist.<sup>52</sup>

Obwohl die Zeiten der größten Uhrenfabrik der Welt und der größten Uhrenfabrik Europas schon lange abgelaufen sind, ist die Bekanntheit der zu einem Mythos der deutschen Industriegeschichte gewordenen Marke nach wie vor sehr hoch. Die Erhaltung der Marke bezeichnet der Geschäftsführer und Uhrmachermeister Matthias Stotz voller Berufsethos und Firmenpatriotismus sogar als „nationale Aufgabe“.<sup>53</sup> Der Gewerbepark Junghans könnte demzufolge als Schauplatz eines besonderen Kapitels der deutschen Industriegeschichte eigentlich auch den Rang eines nationalen Erinnerungsortes beanspruchen. Für die Stadt Schramberg – und die Uhrenfabrik Junghans – liegt darin eine große Chance.

In der Entwicklung zum Gewerbepark ist es seit 2007 sowohl zum Verlust wie auch zur Wiederentdeckung historischer Substanz auf dem Fabrikgelände gekommen. Die Suche nach neuen Nutzungen und das Ringen um den Erhalt alter Industriegebäude dauern an. An den Führungen des Liegenschaftsverwalters



Führung in einem der ehemaligen Luftschutzbunker im Gewerbepark Junghans (Stollen III) zum Tag des offenen Denkmals am 8. September 2013. Foto: Hans Haaser

Klaus Dreyer hat mittlerweile eine vierstellige Zahl von Bürgern und Gästen teilgenommen. Die ehemaligen Luftschutzbunker aus dem Zweiten Weltkrieg stoßen dabei stets auf besonders großes Interesse. Die Räume, in denen Tausende von Menschen unter härtesten Bedingungen für die Rüstungsproduktion arbeiten mussten oder bei Kriegsende voller Angst und Furcht den Einmarsch der Franzosen erlebten, waren über fast fünf Jahrzehnte in Schramberg kaum mehr wahrnehmbar. Als Teil der Fabrikanlagen waren sie nur wenigen zugänglich und gehörten in der Zeit des Kalten Krieges zu den „Betriebsgeheimnissen“, über die kaum etwas in die Außenwelt gelangte. In der Überlieferung vermischten sich Erinnerungen, Hörensagen und Legendenbildung. Der Stollen im Gewerbe- und Technologiepark H.A.U. war zwar seit 1991 durchaus bekannt, erreichte aber keine vergleichbare Öffentlichkeit, wie sie der bei den Geschichtsführungen im Gewerbepark Junghans zugängliche Stollen zwischenzeitlich erlangt hat.

Der „Lost Place“ wandelt sich dadurch mehr und mehr zu einem „Memorial Place“, über dessen Geschichte durch die fortschreitende Erschließung von Quellen und die Sammlung der Erinnerungen von Zeitzeugen bei den Führungen mittlerweile wesentlich genauer berichtet werden kann. In Kooperation mit dem Museums- und Geschichtsverein Schramberg e.V. ist das Stadtarchiv Schramberg darum bemüht, die Führungen weiter zu professionalisieren, da sich das Potenzial dieser Sehenswürdigkeit für Erinnerungskultur, Industriegeschichte und Tagestourismus bereits deutlich gezeigt hat. Zum „Tag des offenen Denkmals“ am 13. September 2015 wird eine Führung angeboten, bei der zum ersten Mal auch die ansonsten nicht zugänglichen Teile der Luftschutzbunker im Gewerbepark Junghans zu sehen sein werden.

### Autor

CARSTEN KOHLMANN M.A., geboren 1972, schloss das Studium der Geschichte und Empirischen Kulturwissenschaft in Tübingen mit einer Masterarbeit über das Amt Hornberg und das Klosteramt Sankt Georgen im Dreißigjährigen Krieg ab. Er war wissenschaftlicher Mitarbeiter im Sonderforschungsbereich „Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“ und arbeitete für den höheren Archivdienst im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, im Generallandesarchiv Karlsruhe, im Staatsarchiv Sigmaringen und im Stadtarchiv Stuttgart. Seit 2010 ist er Stadtarchivar der Großen Kreisstadt Schramberg. Schwerpunkt seiner Forschungen sind die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, die Geschichte der Juden, die Geschichte der Industrialisierung und der Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts.

### Anmerkungen

- 1 Zum Ende des Zweiten Weltkrieges in Schramberg liegen mehrere Publikationen vor, die meistens zu den Jahrestagen des Kriegsendes erschienen sind: Schramberg wurde ohne Widerstand besetzt. Am 20. April 1945 zeigte sich die Sinnlosigkeit eines Widerstandes im kleinsten Raum. In: Schwarzwälder Post. Oberndorf-Schramberger Heimatpost (20. April 1950). – Schramberg wurde ohne Widerstand besetzt. Am 20. April 1945 zeigte sich die Sinnlosigkeit eines Widerstandes im kleinsten Raum. In: Schwarzwälder Bote (R 4 R 2 R 3 – 19. April 1951). – Vor zehn Jahren schlug Schrambergs Stunde Null. In: Schwarzwälder Tagblatt (Schwäbische Zeitung, 16. April 1955). – April 1945. Wie war das vor zehn Jahren? Das Ende zwischen Neckar und Oberrhein. Teil X.

- In: Schwarzwälder Bote (R 1 R 2 – 23. April 1955). – Die Stunde Null in der Fünftälerstadt. Heute vor 20 Jahren wurde Schramberg von den französischen Truppen besetzt. In: Schwarzwälder Tagblatt (Schwäbische Zeitung, 20. April 1965). – Vor fünfzehn Jahren wehten weiße Fahnen in Schramberg. Erinnern Sie sich noch an den 20. April 1945. In: Schwarzwälder Tagblatt (Schwäbische Zeitung, 20. April 1960). – In diesen Tagen. In: Schwarzwälder Bote (R 1 – 21. April 1965). – Die Fünftälerstadt zwischen Krieg und Frieden. In: Schwarzwälder Bote (R 1 – 24. April 1965). – Sieg der „Besonnenen“ in Schramberg. In: Schwarzwälder Bote (R 1 S – 19. April 1975). – REALSCHULE SCHRAMBERG (Hg.): Der Einmarsch der Franzosen, Zeitgenossen erinnern sich. Eine Dokumentation der Klasse 10a der Realschule Schramberg. Schramberg 1985. – Zeugen berichten über Einmarsch der Franzosen. „Der Feind hat das schöne Schramberg besetzt“. In: Schwäbische Zeitung (Schwarzwälder Tagblatt, 18. April 1985). – Schicksalsnacht für die Stadt. In: Schwäbische Zeitung (Schwarzwälder Tagblatt, 20. April 1985). – Der Einmarsch der Franzosen in Schramberg. In: Schwarzwälder Bote (R 1 S – 20. April 1985). – WERNER KÖRBER: Kein Tag wie jeder andere. Freitag, 20. April 1945. Einmarsch der Franzosen. In: GROÙE KREISSTADT SCHRAMBERG (Hg.): Momentaufnahmen Schramberg. Ein Lesebuch 1867–1992. Schramberg 1992 (S. 74–77). – CARSTEN KOHLMANN: „Wir werden Gott einen guten Mann lassen“. Kampfkraft des Volkssturms hält sich in Grenzen. In: Schwäbische Zeitung (Schwarzwälder Tagblatt, 19. April 1995). – CARSTEN KOHLMANN: Beim Kühlloch fällt Volkssturm Johann Dold. In Schramberg ist der Krieg am 20. April zu Ende. In: Schwäbische Zeitung (Schwarzwälder Tagblatt, 20. April 1945). – WERNER KÖRBER: An Hitlers Geburtstag kommt der Krieg. Der Einmarsch der Franzosen aus der Sicht zweier Jungen/Erich Braunschweiger wird tödlich verwundet. In: Schwarzwälder Bote (R 1 S – 20. April 1995). – HANS-JOACHIM LOSCH: Schramberg unter der NS-Diktatur (1933–1945). In: MUSEUMS- UND GESCHICHTSVEREIN E.V. und GROÙE KREISSTADT SCHRAMBERG (Hg.): Schramberg, Adels Herrschaft – Markt flecken – Industriestadt. Schramberg 2004 (S. 231–268, hier: S. 266–267). – ERICH MAIER: „Der Feind hat unser schönes Schramberg besetzt“. In: Schwarzwälder Bote (R 1 S – 20. April 2005). – Volksturm männer gehen heim. In: Schwarzwälder Bote (R 1 S – 22. April 2005). – Kommandant wollte Geiseln. In: Schwarzwälder Bote (R 1 S – 28. April 2005).
- 2 Stadttarchiv Schramberg – L-Bestände (Sammlungen-Manuskripte): MARGOT FACON-LICKL: Erinnerungen an unsere Familie, Zürich o. J. (1998) (unveröffentlicht), S. 52.
  - 3 UHRENFABRIK JUNGHANS GMBH & CO. KG (Hg.): 150 Augenblicke aus 150 Jahren Junghans. Schramberg 2011 (S. 119/124/169). – Siehe außerdem: GREGOR SCHÖLLGEN: Diehl. Ein Familienunternehmen in Deutschland 1902–2002. Berlin/München 2002 (S. 149–151).
  - 4 GERNOT STÄHLE: Junghans darf nicht sterben. In: GISELA LIXFELD et al. (Hg.): Einmischen. Gestalten. Widerstehen. Heimat in Schramberg. Schramberg 2000 (S. 150–153). – GERNOT STÄHLE: Der Niedergang der deutschen Uhrenindustrie am Beispiel der Uhrenfabrik Junghans. In: D’Krüz – Beiträge zur Geschichte der Stadt und Raumschaft Schramberg 25 (2005), S. 159–174.
  - 5 150 Augenblicke (wie Anm. 3), S. 145.
  - 6 Wie Anm. 5 (S. 150). – Siehe hierzu außerdem: UWE WEISSER: Stadt, Land, Bund, Industrie und Gewerbe – erfolgreiche Partner. Vom Markt flecken zur Heimat von Unternehmen internationalen Ranges. In: Momentaufnahmen Schramberg (wie Anm. 1), S. 147–149, hier: S. 148–149.
  - 7 Das Ziel junger Raucher: ein ehemaliger Luftschutzbunker. In: Schwarzwälder Tagblatt (Schwäbische Zeitung, 12. August 1967).
  - 8 UWE MAUCH: Bunker unerwartet geräumt. Junghans lagert Zünder aus. In: Schwäbische Zeitung (Schwarzwälder Tagblatt, 13. November 1991).
  - 9 Wie Anm. 8 (17. Januar 2001).
  - 10 KONSTANTIN HANK: Schramberg, die Fünftäler- und Uhrenstadt. In: Einwohnerbuch Schramberg. Aichhalden – Hardt – Lauterbach – Tennenbronn 1956. Karlsruhe 1956 (S. 7–13, hier: S. 8).



- 11 FRANZ LUDWIG NEHER: Ein Jahrhundert Junghans. Ein Beitrag zur Technik- und Kulturgeschichte der Uhr. Herausgegeben aus Anlass des hundertjährigen Bestehens der Uhrenfabriken Gebrüder Junghans A.G. Schramberg/Württ. Schramberg 1961 (S. 124).
- 12 Wie Anm. 11 (S. 123).
- 13 Wie Anm. 11 (S. 122).
- 14 Stadtarchiv Schramberg – I-Bestände (Dokumentationen) – Stadtgeschichtliche Dokumentation II – Schramberg – Wirtschaft – Industrie – Uhrenfabrik Gebrüder Junghans - Festschriften zu Jubiläen und Darstellungen zur Geschichte: ERNST LUDWIG KIELMEYER: Der Sonderausschuß M IX, Schramberg 1960, S. 2 (Kopie eines unveröffentlichten Manuskripts).
- 15 Vor fünfzehn Jahren (wie Anm. 1).
- 16 CARSTEN KOHLMANN: Probleme und Quellen einer Unternehmensgeschichte. Das Beispiel der Uhrenfabrik Gebrüder Junghans AG in der Industriestadt Schramberg. In: NICOLE BICKHOFF und BERNHARD RÜTH (Hg.): Landesgeschichtliche und quellenkundliche Aspekte zur Industrialisierung. Vorträge eines archivfachlichen Kolloquiums im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg am 7. Oktober 2000 in Schramberg. Stuttgart 2002 (S. 85–115). – Im gleichen Jahr wurden die Ergebnisse der „Unabhängigen Historikerkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg“ veröffentlicht, die Aufschluss über die Kooperation der Uhrenfabrik Gebrüder Junghans mit Zulieferbetrieben in der Schweiz im Zweiten Weltkrieg geben: PETER HUG: Schweizer Rüstungsindustrie und Kriegsmaterialhandel zur Zeit des Nationalsozialismus. Unternehmensstrategien – Marktentwicklung – politische Überwachung, 2 Teile. Zürich 2002.
- 17 Bisher liegen folgende größere Darstellungen zur Firmengeschichte vor: FRITZ KÖHLER: Erhard u[nd] Arthur Junghans, die Pioniere der deutschen Uhr. Leipzig/Berlin o. J. [1940]. – NEHER (wie Anm. 11). – Der Niedergang der deutschen Uhrenindustrie (wie Anm. 4). – GERNOT STÄHLE: Die Astro-Chron von Junghans, die erste Quarzuhr für den privaten Bereich. In: D'Kräz – Beiträge zur Geschichte der Stadt und Raumschaft Schramberg 26 (2006), S. 65–70. – FRIEDRICH ASSMUS: Die Entwicklung der Quarzuhren der Firma Junghans GmbH. In: JOHANNES GRAF (Hg.): Die Quarzrevolution. 75 Jahre Quarzuhren in Deutschland 1932–2007. Vorträge aus Anlass der Tagung im Deutschen Uhrenmuseum in Furtwangen am 20. und 21.8.2007. Furtwangen 2008 (S. 92–99). – UHRENFABRIK JUNGHANS (wie Anm. 3). – CHRONOS. Special Junghans, Ulm 2011. – HORST POLLER: Firma und Familie. Anmerkungen zu 150 Jahren Junghans-Uhren. München 2011. – UHRENFABRIK JUNGHANS GMBH & CO. KG (Hg.): Taschenuhren aus dem Hause Junghans. Schramberg 2011. – HANS-HEINRICH SCHMID: Junghans 1861–1914. Aus kleinsten Anfängen zum weltweit führenden Uhrenhersteller. In: Deutsche Gesellschaft für Chronometrie. Jahresschrift 50 (2011), S. 215–222. – THOMAS RUOSS: Junghans und der industrielle Wecker (1880–1914). Gesellschaftliche Entwicklungen im Spiegel unternehmerischer Absatzbemühungen. In: Deutsche Gesellschaft für Chronometrie. Jahresschrift 50 (2011), S. 223–240. – FRIEDRICH ASSMUS: Ein Beitrag zur Geschichte der Uhrenfabrik Junghans in den Jahren 1961–2000. Schramberg 2012. – HANS-HEINRICH SCHMID: Lexikon der deutschen Uhrenindustrie 1850–1980. Band 2. Firmenbeschreibungen. Literaturverzeichnis. Nürnberg / Berlin 2012 (S. 206–217). – Der Schwerpunkt der bisher erschienenen Publikationen des Stadtmuseums Schramberg liegt auf der Geschichte der Produkte des Unternehmens: URSULA DITTRICH-WAGNER: Die Arthur Junghans'sche Kunstuhr im Stadtmuseum Schramberg. Schramberg 1990. – GISELA LIXFELD (Hg.): Zeitmesser – Zeichen der Zeit, Uhrenfabrikation in Schramberg im Kaiserreich und heute. Begleitheft zur Ausstellung vom 14. Dezember 1986 bis 25. Januar 1987. Schramberg 1986. – GISELA LIXFELD und REINHOLD KRÄMER (Hg.): Amerikanische Wecker aus dem Schwarzwald. Begleitheft zur Wanderausstellung der Stadt Schramberg. Schramberg 1991. – GISELA LIXFELD (Hg.): Die elektrischen Uhren im Stadtmuseum Schramberg. Katalog zur Ausstellung im Stadtmuseum Schramberg 24. Juni bis 9. September 2007. Schramberg 2007. – GISELA LIXFELD (Hg.): Die ATO-Uhren im Stadtmuseum Schramberg. Katalog zur Ausstellung im Stadtmuseum Schramberg 13. Juli bis 21.

- September 2008. Schramberg 2008. – GISELA LIXFELD (Hg.): Die Präzisionsuhren im Stadtmuseum Schramberg. Katalog zur Dauerausstellung im Stadtmuseum Schramberg. Schramberg 2009. – GISELA LIXFELD (Hg.): Uhrzeiten – Innovationen in Technik und Design. Begleitbuch zur Ausstellung des Stadtmuseums Schramberg zum 150-jährigen Jubiläum der Uhrenfabrik Junghans. Schramberg 2011. – GISELA LIXFELD (Hg.): Amerikaneruhren – weltweit. Begleitbuch zur Ausstellung des Stadtmuseums Schramberg. Schramberg 2012. – GISELA LIXFELD (Hg.): Störenfried, Leisectick & Co. – Weckuhren im Lauf der Zeit. Begleitbuch zur Ausstellung des Stadtmuseums Schramberg. Schramberg 2013.
- 18 Stadtarchiv Schramberg – C-Bestände (Gemeinde- und Stadtverwaltung Schramberg) – Amt für öffentliche Ordnung (noch unverzeichnet): „Öffentliche Schutzräume ohne Mehrzweckbestimmung“ 1952–1975 (AZ 172.22).
  - 19 Wie Anm. 18: „Öffentliche Schutzräume. Pläne über die Lage der Luftschutzstollen“ 1984 – Aktenvermerk aus dem Jahr 1984 (AZ: 172.22).
  - 20 Stadtarchiv Schramberg – I-Bestände (Dokumentationen) – Stadtgeschichtliche Dokumentation II – Schramberg – Siedlung – Gebäude nach Straßen – Geißhaldenstraße 49 (Uhrenfabrik Gebrüder Junghans) – Luftschutzbunker: Bericht „Die Mauer des Schweigens“ von JÜRGEN REUTER in Schramberg-Sulgen aus dem Jahr 2015.
  - 21 150 Augenblicke (wie Anm. 3), S. 176. – Siehe hierzu auch: HORST VON BUTLAR, Wer hat an der Uhr gedreht?, in: Impulse. Das Unternehmer-Magazin 3 (2010), S. 34–39.
  - 22 Wie Anm. 21 (S. 169).
  - 23 GEBRÜDER JUNGHANS GMBH (Hg.): Der Junghans Gewerbepark und die denkmalgeschützten Gebäude. Nürnberg 2011. – Bedeutende Gebäude in der Region. Schramberg – die Heimat eines Weltkonzerns. In: Haus & Grund Württemberg. Fachzeitschrift für den privaten Immobilieneigentümer 8 (2013), S. 26–27.
  - 24 Zinell gibt auf, Wolf nicht. In: Südkurier (10. Oktober 2006).
  - 25 Stadtarchiv Schramberg – I-Bestände (Dokumentationen) – Stadtgeschichtliche Dokumentation II – Schramberg – Siedlung – Gebäude nach Straßen – Geißhaldenstraße 49 (Bau 45). – RENZ, KERSTIN: Industriearchitektur im frühen 20. Jahrhundert. Das Büro von Philipp Jakob Manz. München 2005 (S. 96–101 / 123–124 und 158). – GEBRÜDER JUNGHANS GMBH (wie Anm. 23), S. 14–15.
  - 26 GEBRÜDER JUNGHANS GMBH (wie Anm. 23), S. 13.
  - 27 MARTIN HIMMELHEBER: Abriss ohne Konzept? Diehl-Konzern will an der Geißhalde Platz schaffen. In: Neue Rottweiler Wochenzeitung (2. Januar 2010).
  - 28 CARSTEN KOHLMANN: Große Vergangenheit und Erbe der Geißhalde in Gefahr. In: Schwarzwälder Bote (R 1 S – 4. September 2013). – CARSTEN KOHLMANN: Staunen über unbequemes Denkmal. Bei Führung im Gewerbepark Junghans Augenmerk auch auf die Zukunft der historischen Gebäude gelegt. In: Schwarzwälder Bote (R 1 S – 14. September 2013). – CARSTEN KOHLMANN: Tag des offenen Denkmals am 8. September. Schramberg: Führung im Gewerbepark Junghans. In: *www.nrwz.de* (3. September 2013). – MARTIN HIMMELHEBER: Tag des offenen Denkmals bei Junghans. Kohlmann: Aufruf zum Nachdenken. In: *www.nrwz.de* (16. September 2013).
  - 29 EDGAR REUTTER: Auer Holding kauft Immobilien von Junghans. In: Schwarzwälder Bote (R 1 S – 22. Mai 2012). – MARTIN HIMMELHEBER: Wenn die Dinger in München stünden ... Holding hat Junghans-Gebäude samt Deponie gekauft und will Wasserkraftanlagen haben. In: Neue Rottweiler Wochenzeitung (26. Mai 2012). – MARTIN HIMMELHEBER: Geißhalde-Verkauf perfekt. Junghans-Gewerbepark und Wasserkraftwerke wechseln Besitzer. In: Neue Rottweiler Wochenzeitung (8. September 2012).
  - 30 MARTIN HIMMELHEBER: Auf dem Junghansareal wird Platz gemacht. Investoren Auer und Steim planen den Abriss etlicher Gebäude. In: Neue Rottweiler Wochenzeitung (23. Februar 2013).
  - 31 EDGAR REUTTER: Stadtgeschichte wahren im Sanierungsgebiet. In: Schwarzwälder Bote (R 1 S – 17. Juli 2012).
  - 32 NEHER (wie Anm. 11), S. 9.
  - 33 CARSTEN KOHLMANN: Einstige Uhrenfabrik ist der Renner. Eine Exkursion des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins führt nach Schramberg. In: Schwarzwälder Bote (R 1 S – 4. Juli 2012).

- CARSTEN KOHLMANN: Industrialisierung und Fabrikarchitektur. Exkursion des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins nach Schramberg. In: *www.nrwz.de* (27. Juni 2012).
- 34 UWE MAUCH: Interview mit Carsten Kohlmann. Fast jede Schramberger Firma beschäftigte Zwangsarbeiter. In: Schwäbische Zeitung (Schwarzwälder Tagblatt – 9. September 1998). – UWE MAUCH: Interview mit Carsten Kohlmann Teil 2. Junghans war ein nationalsozialistischer Musterbetrieb. In: Schwäbische Zeitung (Schwarzwälder Tagblatt – 10. September 1998). – UWE MAUCH: Interview mit Carsten Kohlmann Teil 3. Für eine Aufarbeitung fehlen das politische und öffentliche Interesse. In: Schwäbische Zeitung (Schwarzwälder Tagblatt – 11. September 1998).
- 35 150 Augenblicke (wie Anm. 16), S. 85.
- 36 Stadtarchiv Schramberg – G-Bestände (Firmenarchive) – Uhrenfabrik Gebrüder Junghans: Baudokumentation der Uhrenfabrik Gebrüder Junghans AG (1950er Jahre).
- 37 Wie Anm. 36: Fotoarchiv I Nr. 6188–6192.
- 38 Stadtarchiv Schramberg – E-Bestände (Fremdprovenienzen) – Oberamt Oberndorf / Landratsamt Rottweil – Bauakten der Uhrenfabrik Gebrüder Junghans.
- 39 Große Kreisstadt Schramberg – Fachbereich Recht und Sicherheit – Abteilung Baurecht und Bauverwaltung – Gebäuderegistratur – Schramberg – Geißhaldenstraße 49 (Uhrenfabrik Junghans).
- 40 Stadtarchiv Schramberg – M-Bestände (Deposita und Nachlässe) – Nachlass Siegfried Grüner (1940–2001).
- 41 KIELMEYER (wie Anm. 14). – KOHLMANN (wie Anm. 16), S. 100–108. – Siehe dazu auch: A. KUHLENKAMP: Die Zünder der Flugabwehr. In: VDI. Verein Deutscher Ingenieure. Sonderheft Flugabwehr. Berlin <sup>3</sup>1940 (S. 68–72, hier: S. 71).
- 42 KOHLMANN (wie Anm. 16), S. 100–101 und 107–108.
- 43 Stadtarchiv Schramberg (wie Anm. 38), Manuskripte „Luftschutzkeller im Krieg 1939/42 in der Firma Gebrüder Junghans A.G. in Schramberg“ ohne Datum, „Kroaten verdienen beim Junghans’schen Stollenbau 1.80 die Stunde“ vom Frühjahr 1941 und „Werkluftschutz in der Firma Gebr. Junghans A.-G., Uhrenfabriken, Schramberg, Kriegszeit 1939 / 41“ vom 23. Mai 1941.
- 44 Große Kreisstadt Schramberg – Fachbereich Recht und Sicherheit – Abteilung Baurecht und Bauverwaltung – Gebäuderegistratur – Schramberg – Geißhaldenstraße 49 (Uhrenfabrik Junghans): Erläuterung für die Einrichtung einer natürlichen Werkluftschutzzollen-Belüftung in den Stollen I, II und III mit gleichzeitiger Benutzung als Notausgang vom 17. Oktober 1944.
- 45 Wie Anm. 44: Schreiben der Reichsgruppe Industrie-Werkluftschutz Bereichsstelle Württemberg-Hohenzollern in Kirchheim/Teck an den OT-Einsatzleiter im Bereich der Rüstungsinspektion und Beauftragter beim Reichsverteidigungskommissar Württemberg am 14. Februar 1945.
- 46 Stadtarchiv Schramberg – M-Bestände (Deposita und Nachlässe) – Nachlass Viktor Luschka (1895–1975): Raumbedarfsfeststellung für ein neues Verwaltungsgebäude und Versandhaus der Uhrenfabrik Gebrüder Junghans AG vom 12. Mai 1941.
- 47 Wie Anm. 46: Die Fabrik der Zukunft. In: Deutsche Allgemeine Zeitung (31. August 1944).
- 48 Wie Anm. 46: Entwurfs-Skizze zur Verlagerung der Junghans A.G.-Betriebe, Schramberg, in den Schlossberg, Straßen- und Bahntunnel zum Bahnhof, Neuplanung der Außenanlagen vom 6. Februar 1945.
- 49 Schreiben von ERNST HUBER in Schramberg an das Stadtarchiv Schramberg vom 10. April 2012.
- 50 Stadtarchiv Schramberg – M-Bestände (Dokumentationen) – Stadtgeschichtliche Dokumentation II – Schramberg – Siedlung – Gebäude nach Straßen – Geißhaldenstraße 49 (Uhrenfabrik Gebrüder Junghans) – Luftschutzbunker: Bericht „Ein Erlebnis bei der Heimatflak auf dem Schlossberg“ von ERNST HUBER in Schramberg aus dem Jahr 2012.
- 51 REUTER (wie Anm. 20).
- 52 150 Augenblicke (wie Anm. 3), S. 188–189.
- 53 Stadtarchiv Schramberg – K-Bestände (Foto-, Film- und Tonarchiv): Matthias Stotz von der Uhrenfabrik Junghans in der Hans-Meiser-Show in Radio Regenbogen am 14. Dezember 2014.

## Gedenkorte für den 1944 hingerichteten Villinger Chordirektor Ewald Huth

von KURT MÜLLER

In Villingen-Schwenningen gibt es mehrere Gedenkorte an Ewald Huth. Auf einer im Jahr 2001 installierten Gedenktafel an seinem ehemaligen Wohnhaus am Villinger Münsterplatz ist zu lesen:

*Kaplaneihaus St. Spiritum. Erbaut 1634. Hier wohnte von 1921 bis 1944 Ewald Huth, Chordirektor am Villinger Münster ULF [Unserer Lieben Frau] mit seiner Familie. Er wurde wegen seines christlichen Widerstandes von den Nazis verhaftet und am 1. November 1944, 54 Jahre alt, in Stuttgart-Dornhalde erschossen.*

In diesen nüchternen Worten steckt die Lebens- und Schicksalsgeschichte eines Kirchenmusikers, der ein ihm ehrendes Gedenken verdient. Er ist am 11. Januar 1890 in Hersfeld (Hessen) geboren. Ursprünglich sollte er Lehrer werden, hat aber kurz vor dem Examen das Studium der Kirchenmusik aufgenommen. Er besuchte die St. Gregorius-Akademie der Benediktiner in Beuron, dann 1913–14 die Kirchenmusikschule in Regensburg, die er mit der Note „sehr gut“ abschloss. Ein Sehfehler verhinderte seine Einberufung zum Militärdienst im Ersten Weltkrieg. Als freiwilliger Sanitäter arbeitete er aber in verschiedenen Lazaretten und erhielt dafür die Rotkreuz-Medaille und das österreichische Verdienstkreuz. 1919 finden wir ihn als Musiklehrer am Erziehungsinstitut der Benediktiner im Kloster Ettal. Bei Fortbildungskursen in Nürnberg und Maria Laach vertiefte er



Gedenktafel für  
Ewald Huth an seinem  
ehemaligen Wohnhaus  
am Villinger Münsterplatz.  
Foto: Friedemann Kawohl



Porträt des Chordirektors  
Ewald Huth.

sein liturgisch-musikwissenschaftliches Wissen. Inzwischen war in Villingen die Stelle eines Organisten und Chorleiters am Münster ausgeschrieben. Dekan Wilhelm Klink entschied sich für ihn, und so begann der Dienst am 1. Januar 1921, den er 23 Jahre lang bis zu seiner Verhaftung mit großem Eifer, religiösem Ernst und anerkanntem Erfolg ausüben konnte.

1923 gründete er mit Maria, geborene Gromann, eine Familie und wurde Vater von drei Töchtern, wobei eine Tochter schon als Kind gestorben ist. Er sah seine Hauptaufgabe im liturgischen Dienst als Organist und Chorleiter, aber er prägte auch das Musikleben in der Stadt durch regelmäßige Aufführungen von Oratorien und konzertanten Messen. Sein großer Fleiß und seine Schaffenskraft belegen die zusätzlichen Tätigkeiten als Chorleiter des Männerchors Villingen und des Werkschors der Aluminiumgießerei.

Die Breite seiner Tätigkeit brachte ihn in Kontakt mit vielen Menschen unterschiedlichster Ansichten. Sein waches Gespür für das Verhängnis des heraufziehenden Nationalsozialismus und sein furchtloses klares Bekenntnis zu christlichen Grundwerten im Kontrast zur NS-Ideologie wurden weithin bekannt. Im August 1943 sagte Huth im Streit mit einer Nachbarin, deren Sohn eine „Nationalpolitische Erziehungsanstalt“ (Napola) besuchte, wie froh er sei, selbst keinen Sohn zu haben, der mit den Nationalsozialisten sympathisiere.<sup>1</sup>

Wegen der Denunziationen durch diese Nachbarn sowie durch einen jungen Feldwebel, der um die Hand seiner Tochter anhalten wollte, wurde er am 19. Januar 1944 verhaftet und ins Gefängnis Villingen eingeliefert. Weil er schon am 13. September 1943 zur Gendarmerie eingezogen worden war, geriet er in die Gerichtsbarkeit der SS und wurde nach Stuttgart überführt. In der Anklageschrift heißt es, Huth habe durch seine öffentlichen Äußerungen „den Willen des deutschen Volkes zur wehrhaften Selbstbehauptung zu lähmen oder zu zersetzen gesucht“.<sup>2</sup> In der zehneitigen Urteilsbegründung finden sich Bemerkungen wie: Über Jahre hinweg in der Öffentlichkeit den Willen des deutschen Volkes zur wehrhaften Selbstbehauptung gelähmt und zersetzt – ist in geradezu verbrecherischer Weise kirchenhörig – schwarze Wühlmaus – der bei jeder Gelegenheit sein Gift verspritzt. Er war 54 Jahre alt, als am 26. Mai 1944 das Feldurteil über ihn gesprochen wurde: Todesstrafe wegen „Zersetzung der Wehrkraft“ und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit.

Seit dem Rußlandfeldzug wurde durch das NS-Regime vor allem in den besetzten Gebieten im Osten eine rechtsstaatliche Prinzipien außer Kraft setzende Willkürjustiz praktiziert.<sup>3</sup> Diese Entwicklung setzte sich nach dem gescheiterten Attentat auf Adolf Hitler vom 20. Juli 1944 auch im Innern des Reiches fort. Wohl auch deshalb wurde ein Gnadengesuch in München abgelehnt. Nach einem Bombenangriff auf das Stuttgarter Gefängnis wurde Huth nach Ludwigsburg verlegt und nach fünfmonatiger Wartezeit am 1. November 1944 morgens um 7.10 Uhr in Stuttgart-Dornhalde erschossen. Nur in der letzten Nacht war er allein in einer Zelle. Die Wochen und Monate zuvor waren immer mehrere Häftlinge in einer Zelle. Einer der Mitgefangenen schrieb später an seine Frau Maria:

*Wir nannten ihn stets Papa Huth. Er wird uns allen, die jene schreckliche Zeit überlebt haben, unvergesslich sein. Wir hatten alle wirklich etwas auf dem Kerbholz, so dass man jedem von uns sagen musste, irgendwie hast du das verdient. Papa Huth hatte jedoch nichts angestellt, nur seine Meinung gesagt. Als wir ihn beten sahen, da haben wir zuerst spöttisch gelächelt. Mehr und mehr ging uns jedoch auf, dass für ihn Gott wie eine Wirklichkeit war. Uns hat er dabei nie übersehen, hat uns stets Mut gemacht und zugeredet. Das letzte Stück Brot hat er weggegeben, wenn einer von uns Jüngeren Hunger hatte. Er war uns wie eine Sonne in jenen dunklen Tagen. Nie habe ich einen solch überzeugten Christen kennengelernt wie ihn.<sup>4</sup>*

Einen Tag vor seiner Hinrichtung schrieb Ewald Huth einen letzten Brief an seine Familie. Wichtige Worte darin lauten: „Bete für unsere Feinde und tragt nicht Groll im Herzen. Der liebe Gott mag ihnen allen gnädig sein, so wie er mir selbst gnädig sein mag, das ist mein Wunsch und Gebet für sie immer gewesen und auch heute im Angesicht des Todes, den sie mir geben!“

Nach einigen zeitbedingten Irrungen und Wirrungen konnte Ewald Huth erst am 1. August 1949 auf dem Friedhof in Villingen seine letzte Ruhe finden.

## Gedenkorte für den Villingener Chordirektor Ewald Huth

---

Seine Angehörigen haben den Satz aus dem Abschiedsbrief auf den Grabstein schreiben lassen: „Betet für unsere Feinde und tragt nicht Groll im Herzen.“

Neben einer Ewald-Huth-Straße im Stadtbezirk Villingen gibt es auch einen Ewald-Huth-Saal, den kleinen Saal im Münsterzentrum, dem Gemeindehaus der Villingener Münsterpfarre, in dem regelmäßig die Proben der Kirchenchöre stattfinden. An der Wand dieses Saales erinnert ein Bild von Ewald Huth hoffentlich für immer an diesen Märtyrer.

Zu einem besonderen Gedenkort für Ewald Huth wurde das Villingener Münster am 9. November 2014, dem Tag, der seit einigen Jahren vor allem als Gedenktag der Judenpogrome von 1938 im öffentlichen Bewusstsein ist. Der Münsterkantor Roman Laub widmete ein an diesem Tag stattfindendes Konzert der Chöre der Münsterpfarre seinem fast auf den Tag genau 70 Jahre zuvor hingerichteten Amtsvorgänger: Unter dem Motto „In memoriam Ewald Huth“ erklangen die Kantate *Weinen, Klagen, Sorgen, Zagen* von Johann Sebastian Bach und das Requiem von Wolfgang Amadeus Mozart.

Autor	Anmerkungen
KURT MÜLLER, geboren 1937 in Kehl, Schulzeit und Jugendjahre in Villingen. Nach dem Studium der Theologie 1963–1980 als Vikar und Pfarrer in verschiedenen Pfarreien der Erzdiözese Freiburg tätig. Von 1981 bis 2007 Münsterpfarrer und Dekan in Villingen.	<ol style="list-style-type: none"><li data-bbox="597 839 1045 919">1 UWE SCHELLINGER: Huth, Ewald. In: <i>Badische Biographien Neue Folge</i> 5 (S. 129–131) (auch online unter <a href="http://www.leo-bw.de">http://www.leo-bw.de</a>).</li><li data-bbox="597 919 757 945">2 Siehe Anm. 1.</li><li data-bbox="597 945 1045 1077">3 Siehe dazu auch in diesem Band den Beitrag von WOLF HOCKENJOS über das „Sühnekreuz“ für die am 21. Juli 1944 zwischen Schollach und Urach verübten Fliegermorde an amerikanischen Soldaten.</li><li data-bbox="597 1077 1045 1213">4 Zitiert nach HERMANN COLLI und AUGUST KRONEISEN: Ewald Huth – Mutiger Mann und aufrechter Christ. In: <i>Jahresheft des Geschichts- und Heimatvereins Villingen</i> 26/2003 (S. 65–71).</li></ol>

## „Die Poleneiche“ – ein Film als Gedenkort?

von FRANK KAYAN

Bei Pfaffenweiler, einem Stadtteil von Villingen-Schwenningen, steht an einem Spazierweg, der über das „Tannhörnle“ Richtung Villingen führt, auf der Wiese ein einsames, steinernes Gedenkkreuz, einem Grabstein gleich, mit der schon recht verwitterten Inschrift „Marian Lewicki – März 1943“. Man übersieht es leicht. Aber ein Grab kann es nicht sein. Wer die Geschichte hinter dem Kreuz nicht kennt, ahnt vielleicht anhand der Jahreszahl, die in das kollektive Gedächtnis eingebrannt ist, dass hier an eines der Millionen tragischen Opfer des Zweiten Weltkriegs erinnert werden soll. Wer aber Marian Lewicki war, woher er kam, wie alt er war und was womöglich zu seinem Tod geführt hat, geht aus dem Kreuz nicht hervor – auch nicht, welche Bedeutung ausgerechnet dieser Ort haben könnte, an dem das Gedenkkreuz aufgestellt wurde. Seit einigen Jahren gibt nun eine Gedenktafel Einblick in die Bewandnis dieses Ortes: Hier wurde Marian Lewicki, ein junger polnischer Zwangsarbeiter, im März 1943 von den Nationalsozialisten gehängt. Der Baum, an dem das Leben dieses jungen Menschen sein Ende fand, wächst und gedeiht noch heute. Es ist eine Eiche: die „Poleneiche“.

Der Zweite Weltkrieg begann in Europa im Jahre 1939 mit dem Überfall Hitlerdeutschlands auf Polen. Im Zuge dieses Krieges wurden Millionen von Menschen nach Deutschland verschleppt. Sie mussten für Hitlers Endsieg in seinem Rassen- und Vernichtungskrieg arbeiten. Allein aus Polen wurden rund 2,2 Millionen Menschen zur Arbeit nach Deutschland verschleppt – auch nach Villingen. Die Zwangsarbeiter waren der totalitären Gewalt der Nationalsozialisten, die aus ihnen nicht mehr als „slawische Untermenschen“ machten, schutzlos ausgeliefert. Im Rahmen der diskriminierenden „Polenerlasse“ und der „Polenstrafrechtsverordnung“ hatten solche Zwangsarbeiter kaum Rechte und konnten schon bei geringen Vergehen ohne weitere Gerichtsverhandlung zum Tode verurteilt werden. Gemäß den Polenerlassen war es den Zwangsarbeitern untersagt, Umgang mit Deutschen zu haben. Das wurde Marian Lewicki im März 1943 zum Verhängnis, als seine Beziehung zu einer 18-jährigen Villingerin entdeckt und denunziert wurde. Während man das Villingener Mädchen ins Konzentrationslager Ravensbrück deportierte, wurde Marian Lewicki kurzer Prozess gemacht. Er wurde zum Tode verurteilt und an besagter Eiche aufgehängt.

Die junge Villingerin überlebte den Krieg, kehrte nach Villingen zurück und lebte dort bis ins hohe Alter. 2007, als wir „Die Poleneiche“ gedreht haben, war der Zweite Weltkrieg und seine Verbrechen bereits 62 Jahre her. Solch eine Zeit-





Die „Poleneiche“ am Tannhörnle in VS-Pfaffenweiler. Davor das 1988 errichtete Sühnekreuz sowie die erklärende Tafel, die 2007 als Teil eines 56 Stationen umfassenden Geschichts- und Naturlehrpfads Villingen-Schwenningen aufgestellt wurde. Foto: Frank Kayan

spanne lässt gerade junge Menschen, die lange nach den schrecklichsten Ereignissen des 20. Jahrhunderts überhaupt erst geboren wurden, glauben, damit nichts mehr zu tun zu haben. Man denkt, dass es bloß ein weiterer, oftmals nerviger Teil des Geschichtsunterrichts sei, der einfach gepaukt werden müsse, wie alles andere eben auch.

Wir, Adrian Copitzky, Felix Faißt und Frank Kayan, waren damals gerade frisch mit dem Gymnasium fertig, als Hartmut Danneck, unser ehemaliger Geschichtslehrer, auf uns zukam. Neben seinen anderen Engagements leitete er damals auch die Literaturwerkstatt des Gymnasiums am Hoptbühl. Die Mitglieder dieser Literaturwerkstatt hatten gerade ihre Arbeit an einem Theaterstück beendet: „Mensch! – Das Lieben und Sterben des Marian Lewicki“, eine dramatische Aufarbeitung und Interpretation dieser Geschichte, die auch unserem Film zugrunde liegen sollte. Das Stück basiert auf Recherchen von Dr. Heinrich Maulhardt, dem Leiter des Stadtarchivs Villingen-Schwenningen. Hartmut Danneck sah das filmische Potenzial in dieser Geschichte und erinnerte sich, dass wir während der Schulzeit unsere ersten Kurzfilme gedreht hatten. Er fragte uns, ob wir nicht Lust hätten, über Marian Lewicki einen Film zu machen. Die hatten wir natürlich. Zunächst waren wir selbst sehr überrascht ob der tragischen Geschichte, die sich während des Zweiten Weltkriegs in unserer Heimatstadt abgespielt haben soll und von der wir bis dato nicht das Geringste wussten. Allein



Filmstill und Produktionsfoto der Szene an der Brigach im Gropptal mit Ramona Doser als Anna und Artur Lebedew als Marian sowie Adrian Copitzky und Felix Faisst hinter der Kamera.

Foto: Frank Kayan

schon Villingen, den Ort unserer Kindheit und Jugend, so konkret mit dem dämonisierten Dritten Reich in Verbindung zu bringen, war eine neue Erfahrung.

Wie geht man mit einem Stoff um, wenn man daraus einen Film machen möchte? Zusammen mit der Literaturwerkstatt des Gymnasiums am Hoptbühl kürzten wir das Theaterstück zunächst und arbeiteten es in Drehbuchform um. Glücklicherweise fand unser Vorhaben in Villingen große Unterstützung: Schauspieler und Komparsen fanden wir im Freundeskreis, unter den Schülern der Literaturwerkstatt sowie der Theater-AG des Gymnasiums am Hoptbühl, auch eine Lehrerin und ein schauspielerfahrenes älteres Ehepaar wirkten mit. Kostüme stellte uns das Theater am Turm zur Verfügung und als Drehort diente die ganze Stadt.

Stimmige Drehorte zu finden, gestaltete sich etwas schwierig. Zwar ist der historische Villingener Stadtkern größtenteils erhalten, doch läuft man Gefahr, dass eine Szene etwa an der historischen Stadtmauer wegen einer modernen Bank oder einer neuen Pflasterung nicht glaubwürdig rüber kommt. Mit unseren begrenzten Mitteln mussten wir auf allen Ebenen Kompromisse eingehen, aber anders wäre der Film nie zustande gekommen. Tröstlich war dabei die Tatsache, dass alle Dreharbeiten – von kleinen Amateurfilmen bis zur Multimillionen-Euro-Produktion – immer derselben Problematik gegenüberstehen: Wie schaffe ich es, mit meinen Mitteln das gewünschte Bild zu erzeugen? Je weniger Geld man dabei hat, desto kreativer muss man mit dieser Problematik umgehen.

Obgleich wir uns der tragischen Hintergründe unseres Filmes bewusst waren und obwohl in den jeweiligen Szenen unweigerlich eine gedrückte Stimmung aufkommen musste, bereiteten uns die Dreharbeiten und die anschließende Postproduktion, in der die Aufnahmen geschnitten und die Musik eingefügt wurde, viel Freude. Über all der Arbeit, die der Film machte, verdrängten wir die tragische Geschichte und freuten uns stattdessen über das Ergebnis. Es war und ist immer wieder ein erhebendes Gefühl, wenn die im Verlauf der Dreharbeiten entstandenen Elemente – zunächst nichts weiter als Fragmente, die noch der Montage bedürfen – nach und nach ineinandergreifen und eine eigene Dynamik und Energie entwickeln, um dann die Zuschauer für Momente in Geschichten und



Filmszene an der Villingener Stadtmauer mit Leslie Ade (Robert), Jörg Wenzler (Vater), Ulrike Merkle (Mutter) und Ramona Doser (Anna).

Figuren eintauchen zu lassen und sie vergessen zu lassen, dass sie auf eine technisch gestützte Inszenierung blicken.

Trotz ausführlicher Vorberichte in der lokalen Presse über die Dreharbeiten übertraf die Film Premiere im Kommunalen Kino „Guckloch“ in Villingen unser aller Erwartungen: Über 1.000 Menschen, quer durch alle Altersgruppen, wollten den Film sehen und wir mussten spontan mehrere Vorstellungen organisieren. Das Echo war voll des Lobes: „Den Ton getroffen“, „Schüler erinnern an tragisches Schicksal“. Wir gewannen sogar den baden-württembergischen Jugendfilmpreis. „Die Poleneiche“ markiert zudem für uns ganz klar einen Wendepunkt in unserem Leben, denn seither verfolgen wir das Ziel, professionell Filme zu drehen. Gerne erinnern wir uns an die Zeit zurück, die wir mit diesem Film verbracht haben.

Die Euphorie um „Die Poleneiche“ hielt noch eine Weile an, als der Film seinen Weg sogar ins Ausland fand: 2008 reisten wir auf Einladung der Union Europäischer Föderalisten nach Polen, wo wir bei verschiedenen Gelegenheiten den Film in und um Łódź zeigen und Gespräche führen konnten. Dabei merkten wir schnell, dass in Polen, dem Land, das die vernichtende Gewalt des Zweiten Weltkriegs als erstes und am längsten zu spüren bekommen hat, weit emotionaler mit der Kriegsvorgangeneit umgegangen wird als in Deutschland. Obgleich wir auf keine Verwandten Marian Lewickis trafen, waren die Menschen, denen



Filmstill und Produktionsfoto der Szene der Begegnung Annas (Ramona Doser) mit dem polnischen Zwangsarbeiter Marian Lewicki (gespielt von Artur Lebedew). Auf dem Foto zwei weitere Zwangsarbeiter und ein Aufseher.  
Foto: Felix Faisst

wir begegnet sind, voll der Anerkennung für die Leistung, die tragische Geschichte dieses jungen Menschen nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. So leistete der Film letztlich sogar einen Beitrag zur Annäherung Deutschlands und Polens – wir konnten nicht zufriedener sein.

Neben Lob gab es auch Kritik an technischen Mängeln sowie an inhaltlichen Aspekten. Nachfahren der überlebenden Villingerin, die wegen ihrer Beziehung zu Marian Lewicki ins Konzentrationslager kam, merkten an, dass der Film die Tatsachen falsch darstellen würde. So erfuhren wir erst auf diesem Weg, dass es, anders als der Film es darstellt, nicht der eigene Bruder war, der das liebende Paar denunzierte hatte.

Obleich er auf einer wahren Begebenheit fußt, ist das, was unser Film zeigt, so nicht passiert, sondern der Film besteht aus historischen Ungenauigkeiten, künstlerischen Freiheiten und dramaturgischen Kniffen, die eingesetzt wurden, um die Geschichte „filmisch“ zu machen. Mit Recht kann man das kritisieren und fragen, ob der Film „historisch korrekt“ an das Verbrechen an Marian und seiner Freundin erinnert? Inwieweit muss überhaupt eine künstlerische Bearbeitung historischer Begebenheiten „historisch korrekt“ sein und was heißt „historische Korrektheit“ eigentlich? Wie weit darf man sich von den Fakten zugunsten eines filmischen Erlebnisses entfernen, ohne das eigentliche Thema und die ursprüngliche Geschichte zu verlieren?



Filmstill und Produktionsfoto der Szene vor der Unterkunft der Arbeiter, gedreht auf dem ehemaligen SABA-Gelände. Regisseur und Kameramann Adrian Copitzky mit Wolfram Hildebrandt als Aufseher und Daniel Schulz in der Rolle des Steiner.

Foto: Frank Kayan

Wir haben nie den Anspruch auf „historische Korrektheit“ erhoben, haben aber trotzdem den Film damit beworben, dass er auf wahren Begebenheiten fußt. Doch abgesehen von dem Namen Marian Lewicki, dessen polnischer Herkunft, sowie der Tatsache, dass die beiden jungen Menschen zu Zeiten des Zweiten Weltkriegs in Villingen lebten, denunziert und verurteilt wurden, können wir uns für vieles, was der Film zeigt, nicht verbürgen. Das liegt zum Teil an der unvollständigen Faktenlage, die bereits den Schreibenden der Literaturwerkstatt kreative Lösungen abverlangt hatte, um die Lücken dramaturgisch sinnvoll zu schließen. Zudem sind aber wahre Begebenheiten immer zu komplex, als dass sie einerseits erschöpfend und „historisch korrekt“, andererseits aber auch noch unterhaltsam und dramaturgisch befriedigend in einem Spielfilm präsentiert werden könnten. Daher muss jede Vorlage für ein Theaterstück oder einen Spielfilm entsprechend bearbeitet und – ja – auch verändert werden dürfen. Hierbei müssen Dinge weggelassen oder hinzuerfunden werden, wodurch man sich unweigerlich von dem, was als „historische Korrektheit“ bezeichnet werden könnte, entfernt. Das gelingt mal besser und mal schlechter.

Warum denunziert nun im Film der Bruder seine Schwester und ihren polnischen Freund und liefert ihn dabei wissentlich dem Tod aus, wenn das doch so gar nicht passiert ist? Die Antwort ist: Weil es der Botschaft des Films hilft, und diese Botschaft lautet etwa so: Die Liebe zwischen Menschen, sei es die Liebe unter Geschwistern, sei es die Liebe zweier junger Erwachsener, sei es die Menschlichkeit überhaupt, konnte dem totalitären Wahnsinn des Dritten Reiches zum Opfer fallen, und damit sich so etwas Schreckliches niemals wiederholt, soll mit angemessenen Mitteln daran erinnert werden. Jeder historische Film muss immer wieder neu den Spagat schaffen zwischen der „historischen Korrektheit“ und der dramaturgisch sinnvollen Aufbereitung eines Stoffes. In unserem Film und im Theaterstück über Marian Lewicki war es sinnvoll, dass der eigene Bruder für den Verrat verantwortlich ist, denn so ließ sich der menschenverachtende Wahnsinn, der buchstäblich jede Ebene der deutschen Gesellschaft erfasst hatte, zeigen. Hätte man auf dieses dramaturgische Mittel verzichtet, hätte dem Film womöglich eine wesentliche Ebene gefehlt.

Wir sehen heute – mit acht Jahren Abstand zu den Dreharbeiten – den Film mit einer gewissen professionellen Ernüchterung und Würden, drehen wir ihn noch einmal, wirklich alles anders angehen – mit mehr Anspruch an das Handwerk des Filmemachens, zu der auch die Recherche zählt.

Während sich unser Können, unsere persönlichen Ansprüche wie alles in der Welt weiter entwickeln, bleibt dieser Film, wie er ist. Er steht quasi still in der Zeit – eine Momentaufnahme davon, wie im Jahr 2007 durch einige Villingener Jugendliche diesem Verbrechen von 1943 gedacht wurde.

Spricht aus der Umsetzung zwar jugendliche Naivität, so sind wir dennoch alle auch heute noch zufrieden mit dem Ergebnis, weil die Aussage die Richtige ist und der Film in angemessener Form an das Geschehene erinnert. Der historische Gedenkort an der Poleneiche mit dem Sühnekreuz und der Informations-



Filmstill mit Anna an  
der Eiche und das  
Sühnekreuz mit  
Kerzen im Jahr 2015.  
Foto: Frank Kayan

tafel ist so um einen „filmischen Gedenkort“ ergänzt worden. Dieser „Gedenkort“ bezeichnet zwar – wie jeder Film – einen nur virtuellen Ort, doch kann er jederzeit über [youtube.com](https://www.youtube.com) besucht werden.

Unser Film hat, indem er emotionalisierte, die filmische Fiktion mit dem steinernen Sühnekreuz verbunden und so den Betrachtern Verständnis und die Möglichkeit zur Anteilnahme eröffnet. Seit dem Film wissen weit mehr Menschen von der traurigen Geschichte, die sich um das Gedenkkreuz an dem ruhigen Spazierweg zwischen Villingen und Pfaffenweiler rankt – und um die Bedeutung der Eiche. Und immer wieder dort aufgestellte Kerzen zeigen, dass das, was passiert ist, erinnert und bedauert wird.

### Autor

FRANK KAYAN wurde im Dezember 1986 in Villingen-Schwenningen geboren. Nach dem Zivildienst und den ersten eigenen Filmen und nach dem Bachelor an der Uni Tübingen in Soziologie und Medienwissenschaft studiert er seit 2012 an der Filmakademie Baden-Württemberg in Ludwigsburg, wo er im Studiengang Drehbuch Spielfilmstoffe und Serienkonzepte entwickelt.

## Ein Nazi-Gedenkstein am Straßenrand

von JÖRG WASMER

Weitgehend aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwunden, ragt der Gedenkstein noch heute an der Stelle empor, an der er 1935 neben der damaligen Landstraße 85 zwischen Löffingen und Unadingen aufgestellt wurde, um an den ein Jahr zuvor tödlich verunglückten SA-Oberführer Josef Wasmer zu erinnern. Heute rauscht der Verkehr auf der Bundesstraße 31 achtlos daran vorbei. Leicht versteckt hinter der Leitplanke und einem Weidezaun steht der steinerne Koloss vor einem kleinen Wäldchen. Während der Sommermonate ist er so eingewachsen, dass er kaum noch zu erkennen ist. Wer sich ihm nähern will, muss einen Umweg machen, und sich von hinten durch das Unterholz heranpirschen. Das ist gut so.

Zweck dieses Beitrages ist nicht, den „Josef-Wasmer-Gedenkstein“ aus seinem Dornröschenschlaf zu wecken. Stattdessen soll die Gelegenheit genutzt werden, einige Legenden zu hinterfragen, die sich bis heute um den Stein ranken. Welche vergessene Geschichte materialisiert sich in diesem Gedenkstein? Wer war Josef Wasmer überhaupt? Wer setzte den Stein? Und warum steht er heute



Der „Josef-Wasmer-Gedenkstein“ an der Bundesstraße 31, 2014. Foto: Jörg Waßmer



immer noch dort und wurde nicht „entnazifiziert“? Da ich in Löffingen aufgewachsen bin und denselben Familiennamen trage wie der Nationalsozialist, dessen hier gedacht wird, interessiere ich mich seit längerem für den Stein, der am „Wasmer-Bergle“ steht, wie die Älteren ihn noch heute nennen. Aber erst in Vorbereitung auf diesen Beitrag recherchierte ich seine Geschichte genauer. Dabei musste ich feststellen, dass der Stein in der archivalischen Überlieferung kaum fassbar ist. Die Quellenlage ist äußerst dünn, weshalb vor allem auf die Berichterstattung der „gleichgeschalteten“ NS-Presse zurückgegriffen werden muss. Verschiedene Lokalzeitungen berichteten über den tödlichen Verkehrsunfall<sup>1</sup> und die Einweihung des Gedenksteins.<sup>2</sup>

Am 30. Mai 1934 war Josef Wasmer mit seinem Adjutanten Snyckers<sup>3</sup> auf einer Dienstreise von seinem Wohnort Freiburg in Richtung Donaueschingen. Es war um die Mittagszeit, als das Fahrzeug zwischen Löffingen und Unadingen „an einer etwas unübersichtlichen Steigung“ von einem entgegenkommenden Auto gestreift wurde, das zwei Radfahrerinnen überholt hatte. Wasmers Wagen kam von der Fahrbahn ab und überschlug sich mehrfach. Der 32-Jährige wurde durch die Wucht des Aufpralls rund 20 Meter herausgeschleudert, brach sich das Genick und war sofort tot. In der Sterbeurkunde ist als Todeszeitpunkt „nachmittags um ein ein Viertel Uhr“ eingetragen.<sup>4</sup> Wasmers Adjutant überlebte den Unfall, erlitt aber einen „schweren Schädelbruch“ und wurde von der Sanitätskolonne Löffingen in das dortige Spital verbracht, wo er drei Wochen später „auf dem Wege der Besserung“ war.<sup>5</sup> Für die beiden Personen im Gegenfahrzeug ging der Unfall glimpflich aus, sie landeten unverletzt im Straßengraben.

Der Unfallhergang wird auch in der 1995 veröffentlichten Dorfchronik von Unadingen geschildert, allerdings mit einigen Abweichungen im Detail.<sup>6</sup> Demnach soll sich der Unfall ereignet haben, weil auf der Straße gerade im Zuge von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen gebaut wurde.<sup>7</sup> Einen Hinweis darauf findet sich in den Primärquellen aber nicht. Als eine dramatisierende Ausschmückung ist die Behauptung anzusehen, dass der „SA-Führer [...] seinen Fahrer zur Eile“ angetrieben habe, der daraufhin mit überhöhter Geschwindigkeit „in die Baustelle“ gerast sei.<sup>8</sup> Laut Berichterstattung der Presse fuhr Wasmer damals selbst den Wagen.<sup>9</sup> Direkt nach seinem Tod sah man sich deshalb sogar genötigt, dem Vorwurf öffentlich entgegen zu treten, Wasmer habe den Unfall womöglich selbst verschuldet:

*Es ist nicht wahr, was so viel kolportiert wird: Joseph Wasmer ist nicht durch eigene Schuld ums Leben gekommen [...]. Der Fahrer des fremden Wagens hat zugegeben, daß ihn allein die Schuld trifft, daß Joseph Wasmer das Opfer war der zu weit nach links gerichteten Wendung.<sup>10</sup>*

Spekulation ist, dass Wasmer „in wichtiger Mission auf dem Weg nach München war“.<sup>11</sup> Ein Beleg dafür konnte nicht gefunden werden. Mit der Behauptung wird eine geschichtliche Bedeutung Wasmers suggeriert, die ihm nicht zukam, und die den Verkehrsunfall mysteriös erscheinen lässt. Letztlich wird damit auch

verschwörungstheoretischen Deutungen Vorschub geleistet, wonach es gar kein Unfalltod war, sondern Wasmer aus dem „Weg geräumt“ wurde, um seine Karriere jäh zu beenden.

In diesem Zusammenhang ist auch der immer wieder vorgebrachte Hinweis auf den „Röhm-Putsch“ zu sehen: Einen Monat nach Wasmers Tod ließ Hitler – vor dem Hintergrund interner ideologischer Differenzen und machtpolitischer Spannungen – die Führungsebene der SA einschließlich Stabschef Ernst Röhm ermorden. Dieser „Säuberungsaktion“ von Ende Juni bis Anfang Juli 1934 fielen etwa 150 bis 200 Personen, SA-Funktionäre und Persönlichkeiten der konservativen Rechten, zum Opfer.<sup>12</sup> „Es ist nicht ersichtlich, ob Wasmer auf der Totenliste gestanden hatte“, heißt es hierzu in der Dorfchronik von Unadingen.<sup>13</sup> Dabei ist die Wahrscheinlichkeit, dass er der – halb geplanten, halb improvisierten – „Säuberungsaktion“ tatsächlich zum Opfer gefallen wäre, eher gering. Die offizielle „Totenliste“, die von der Geheimen Staatspolizei nachträglich im Juli 1934 erstellt wurde, umfasst 85 Tote, darunter nur sechs SA-Führer vom Range Wasmers.<sup>14</sup> Sein direkter Vorgesetzter, SA-Gruppenführer Hanns Ludin, wurde damals zwar verhaftet, aber von Hitler persönlich begnadigt und konnte anschließend seine Karriere fortsetzen. Insofern ist die Frage rein hypothetisch, ob Wasmer „dasselbe Schicksal zuteilgeworden wäre wie vielen der SA-Führer“.<sup>15</sup> Trotzdem verschmolzen in der öffentlichen Wahrnehmung der tödliche Verkehrsunfall und die Liquidierungen einen Monat später zu einem einzigen Ereignis. Insofern war es kein Zufall, dass ich im letzten Jahr vom Baarverein angefragt wurde, einen Beitrag über den „Gedenkstein an der B 31“ für jenen SA-Mann zu schreiben, der „in der Nacht des Röhm-Putsches tödlich verunglückte“.

Aktenkundig ist, dass Fotos vom Unfallort existierten. Sowohl die Donaueschinger Gerichtskommission als auch der Unadinger Hauptlehrer Walter Brauchle hatten die Unfallstelle fotografiert. Letzterer sandte im November 1934 seine Aufnahmen an die Stadt Freiburg. In seinem Begleitschreiben versicherte er, dass es ihm „von vornherein völlig“ fernegelegen habe, „aus dem Unglück ein Geschäft zu machen“. Stattdessen wollte er die Fotografien „in treuen Händen verwahrt“ wissen und schenkte sie daher der Stadt.<sup>16</sup> Der Lehrer schloss mit den Worten, er hoffe, „dem verstorbenen und verdienten Kämpfer, Gruppenführer Wasmer, einen kleinen Ehrendienst erwiesen zu haben“ – und beförderte den verunglückten Oberführer damit posthum. Leider müssen die Fotos als verschollen gelten.<sup>17</sup>

Wer war dieser Josef Wasmer?<sup>18</sup> Er wurde am 2. April 1902 in Säckingen am Rhein als Sohn des Waldhüters Emil Wasmer und dessen Ehefrau Emma geb. Birsner geboren und katholisch getauft. Von 1908 bis 1916 besuchte er die Volks- und Realschule in seiner Heimatstadt. 15-jährig trat er 1917 in die Unteroffiziersvorschule Sigmaringen ein, von der er auf die Unteroffiziersschule Northeim wechselte. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges schloss sich Wasmer als Freikorpsmitglied dem 3. Kurländischen Infanterie-Regiment an, das zur Eisernen Division gehörte. Er war an den überaus brutal geführten Kämpfen im Baltikum

Ausgabe Hochwächter

Veröffentlichung: Freitag 1. Okt. 1934. Ausgabe: 2. Heft 1934. Preis: 10 Pf. ...

Der Alemanne KAMPFBLATT DER NATIONALSOZIALISTEN OBERBADENS

Die größte täglich zweimal erscheinende Zeitung Oberbadens



Der amtliche Verkündiger für die oberbadischen Behörden

Freiverkauf 10 Pfg.

Verlag: Hermann Heilmann & Co. m. b. H., Freiburg i. Br., ...

Abt. 1934 / Folge 149

Freitag im Freisgau, den 1. Juni

Freitag-Blatt

Ein Kämpfer ging von uns:

Oberführer Joseph Wasmer

Freiburg, Br., 30. Mai. Der Führer der Brigade 24, Freisgau-Schwarzwald, Oberführer Joseph Wasmer, ist am Mittwoch nachmittag infolge eines Herzleidens bei Donauaufschingen im Leben gekommen.

Wahner der Angehörigen der Kämpferin, im Zusammenhang wurde die Leiche bei der Leiche ...

In den letzten Nachmittagsstunden bewegte sich der letzte Zug von vier Kämpfern, der ...

Der Vater übernahm ein Verhörprotokoll der ...

Wahner in der Gefangenschaft ist der Vater mit der ...

Unerschütterlich ist der Mut des Mannes, der dem ...

In einem Selbstmord, in dem die Mutter ...

Unerschütterlich ist der Mut des Mannes, der dem ...

Und wie wir wissen: In Gefährdung dieser ...

Oberführer Joseph Wasmer - ein Held ...



Foto: Adolf Müller

führer, als Oberführerführer, wie als Führer ...

Ein Kämpfer ist zu seinen Vorgesetzten ...

Der 10. April 1934 wurde Oberführer Wasmer ...

Ein einiges Deutschland.

Einig in all seinen Stämmen, in all seinen ...

In einem solchen Hand sein Kampf, hat sein ...

Einmal und eines verbunden mit dem ...

Der heile Name hat in den ...

Verstehen mit all denen, die nicht ...

Schlingensystem 12, am 1. Juni 1931 wurde ...

Oberführer Wasmer erwarb sich ...

Flaggen auf Halbmast!

Anerkennung der Gausleitung

Der Gau Baden der NSDAP hat durch den ...

beteiligt. Die Division setzte sich zusammen aus Berufssoldaten, die nicht in der Reichswehr unterkamen, aus Arbeitslosen und Abenteurern, und wurde zu einem Sammelbecken für reaktionäre, monarchistische und nationalistische Kräfte. Die „Baltikumer“ spielten auch später in der Weimarer Republik eine wichtige Rolle, denn sie stellten häufig den harten Kern verschiedener rechtsradikaler Bewegungen.

Im Frühjahr 1920 gehörte Wasmer kurzzeitig der 2. Marinebrigade an und nahm wiederum an Gefechten teil. Zweifelsohne prägte ihn seine Zeit als Freikorpsmitglied sehr. Für seine militärischen Verdienste wurde Wasmer mit dem „Schwarzen Armeekreuz“ und dem „Baltenkreuz“ ausgezeichnet. Das Militär behielt seine Anziehungskraft für den jungen Mann: Er kehrte nicht in das Zivilleben zurück, sondern entschied sich für eine militärische Berufslaufbahn. 1921 trat Wasmer in die Reichswehr über. Vom 2. Bataillon des Schützenregiments 42 kam er zur 5. Kompanie des 19. Bayerischen Infanterie-Regiments. 1924 wurde er zur Heeresfachschule für Verwaltung und Wirtschaft kommandiert, die er 1930 mit dem Abschluss für den mittleren gehobenen Dienst beendete. Es gelang ihm nicht, in ein Beamtenverhältnis übernommen zu werden und einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen.

Im April 1931 wurde er mit dem Ablauf seiner Dienstverpflichtung als Versorgungsanwärter aus der Reichswehr entlassen. Im selben Jahr trat der 29-Jährige, der damals in Augsburg wohnhaft war, in die NSDAP ein (Mitgliedsnummer: 488.273).<sup>19</sup> Wasmer schloss sich außerdem ihrer paramilitärischen Kampftruppe an, der „Sturmabteilung“ (SA). Schnell stieg er in ihrer Hierarchie auf:<sup>20</sup> Bereits im Juli 1932 wurde er zum SA-Standartenführer befördert. Er stand der Freiburger SA-Standarte 113 vor und befehligte sie als Schlägertruppe in den Straßenkämpfen am Ende der Weimarer Republik. Hans-Georg Merz zählt Wasmer in seiner Kurzbiografie soziologisch zu jener Gruppe höherer SA-Führer, „für die [...] ein besonders aggressiver Einsatz für die Ziele der NSDAP charakteristisch war“.

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten befahl Wasmer zusammen mit SA-Gruppenführer Ludin am 6. März 1933 das Hissen der Hakenkreuzfahne auf dem Rathaus in Freiburg. Auch beim Übergriff der SA auf das dortige Gewerkschaftshaus spielte er eine herausragende Rolle. Es gelang ihm, die Position der SA zu stärken, indem sie von der neuen nationalsozialistischen Stadtverwaltung das Vermögen aufgelöster Vereine und Verbände übertragen bekam. Im Mai 1933 wurde Wasmer zum SA-Oberführer befördert. Ab August 1933 führte er die SA-Brigade 54 (Breisgau-Schwarzwald).

Als Anerkennung für seine Verdienste um die „nationalsozialistische Bewegung“ wurde Wasmer mit mehreren parlamentarischen Mandaten auf lokaler Ebene sowie auf Landes- und Reichsebene belohnt: Seit März 1933 fungierte er als Stadtrat in Freiburg; von März 1933 bis zur Auflösung im Oktober desselben Jahres war Wasmer Mitglied des Badischen Landtages in Karlsruhe;<sup>21</sup> anschließend gehörte er bis zu seinem Tod als Abgeordneter für den Wahlkreis

32 dem Reichstag an<sup>22</sup> und spielte darin die Rolle eines „Statisten zur Akklamation der Hitlerreden bzw. zur formalen Legitimierung des Führerwillens“<sup>23</sup>. Seit dem 30. Mai 1933 war Wasmer mit der vier Jahre jüngeren Karolina geb. Eckstein aus Augsburg verheiratet.<sup>24</sup>

An Wasmers erstem Hochzeitstag ereignete sich der tödliche Verkehrsunfall. Unmittelbar nach seinem Tod trafen die Gendarmerie und eine Gerichtskommission aus Donaueschingen ein, um den Unfallort in Augenschein zu nehmen. Der Leichnam wurde am Rande des Heuburg-Wäldchens aufgebahrt. Freiburger Studenten, die sich zu diesem Zeitpunkt in einem Wehrsportlager in Löffingen aufhielten, bildeten eine Ehrenwache. Rasch fanden sich die ersten Trauergäste ein, darunter Sturmbannführer Franz Denz (Neustadt) sowie die Standartenführer Dr. Ruch (Donaueschingen) und Freytag (Waldshut). Auch Max Egon II. Fürst zu Fürstenberg eilte herbei, „um seinen toten Freund nochmal zu sehen“, wie es in der Presse hieß.<sup>25</sup> Gegen 17 Uhr trafen Wasmers Witwe und Mutter ein, um sich von dem Verstorbenen zu verabschieden. Am Abend wurde die Leiche schließlich über Löffingen, das Halbmast geflaggt hatte, Neustadt und das Höllental nach Freiburg überführt. Den Presseberichten zufolge stand die Bevölkerung „stumm und ergriffen“ am Wegesrand. SA- und SS-Männer bildeten ein Spalier. Ab Ebnet wurde der Zug vom SA-Motorsturm bis zur Friedhofshalle geleitet. Dort wurde der in eine Hakenkreuz-Fahne gehüllte Sarg in einem Hain von Lorbeerbäumen aufgebahrt. Er war mit der Uniformmütze und dem SA-Ehrendolch als Reliquien geschmückt. SA-Führer hielten die Totenwache.

Drei Tage später fand die Beisetzung auf dem Freiburger Friedhof statt, an der offenbar Tausende Personen teilnahmen, darunter Vertreter von Staat und Partei sowie sämtliche SA-Einheiten aus Südwestdeutschland.<sup>26</sup> Für öffentliche Gebäude war Trauerbeflaggung angeordnet. Der protestantische Pfarrer von Gundelfingen, Georg Wilhelm Albert, der den „Deutschen Christen“ angehörte, hielt eine Ansprache, in der er Wasmer zu einem „Märtyrer der Bewegung“ stilisierte. Er verglich ihn mit den gefallenen „Baltikumkämpfern“, mit dem aus dem Wiesental stammenden Rechtsextremisten Albert Leo Schlageter, der 1923 von einem französischen Gericht zum Tode verurteilt und hingerichtet worden war, mit dem 1930 in Berlin von Kommunisten getöteten SA-Sturmführer Horst Wessel und mit all jenen, „von denen wir singen, sie marschieren in unseren Reihen mit“. Dann überbrachte SA-Obergruppenführer Dietrich von Jagow die Grüße von SA-Stabschef Röhm und der obersten SA-Führung und erklärte, dass sie alle „die größten Hoffnungen“ in Wasmer gesetzt hätten, da dieser zu Höherem berufen gewesen sei. Als dritter Redner sprach der badische Ministerpräsident Walter Köhler (NSDAP): Er behauptete, „das ganze badische Volk“ trauere um einen seiner „besten Söhne“. SA-Gruppenführer Ludin wandte sich in seiner Ansprache direkt an den Verstorbenen und gab vor, schon bei der ersten Begegnung gespürt zu haben, „dass Du mein bester Kamerad und mein bester SA.-Mann werden wirst.“ Wasmer sei „der Beste der Gruppe Südwest“ gewesen; „er war der Beste von uns allen“. Der inflationäre Gebrauch des Superlativs gilt als eines

der Hauptmerkmale der nationalsozialistischen Sprache.<sup>27</sup> Auch der Freiburger Kreisleiter und Oberbürgermeister Franz Kerber bemühte in seiner Trauerrede den Superlativ: Wasmer sei „nicht nur der beste SA.-Mann gewesen, in ihm hat die Partei den besten Mann in Oberbaden verloren.“ Denn der Verstorbene sei „der geborene Soldat, der geborene Führer und ein prächtiger Nationalsozialist“ gewesen. Unter den Klängen eines Chorals setzte sich der Leichenzug in Bewegung, vorbei am Spalier der SA-Männer. Als der Sarg in das Grab gesenkt wurde, „krachten drei Ehrensalven“ und am Himmel drehte ein „Flugzeug mit Trauerwimpeln [...] einige Ehrenscheifen“. Es schlossen sich zahlreiche Kranzniederlegungen an. Danach kam der Stadtrat im Ratssaal zu einer „außerordentlichen (Trauer-)Sitzung“ zusammen.<sup>28</sup> Das Grab wurde in die „dauernde gärtnerische Unterhaltung“ durch die Stadt Freiburg übernommen.

An der Unfallstelle war zunächst ein Holzkreuz aufgestellt worden, das entsprechend des NS-Jargons „schlicht und einfach“ war.<sup>29</sup> Ab Herbst 1934 sind Bestrebungen nachweisbar, das Kreuz durch einen Gedenkstein zu ersetzen.<sup>30</sup> Am 31. Oktober 1934 wandte sich der Freiburger Oberbürgermeister in dieser Angelegenheit an die SA-Brigade 54:

*Die Stadt hat die Absicht, an der Stelle, wo Stadtrat und Oberführer Wasmer seinerzeit verunglückte, als Erinnerungszeichen einen rohgehauenen Stein mit Namen und Datum aufzustellen.<sup>31</sup>*

Der zu einer Stellungnahme aufgeforderte SA-Brigadeführer Willi Ziegler antwortete, dass er „bei der Standarte 185 wegen der Erstellung eines Gedenksteins [...] angefragt“ habe. Schließlich habe sich der Unfall in ihrem Gebiet ereignet. Die Standarte habe ihm zugesagt, den Gedenkstein selbst errichten zu wollen. Ziegler regte an, dass die Stadt Freiburg „anstelle des in Aussicht genommenen Gedenksteins an der Unfallstelle die Erstellung eines Grabsteins auf dem Friedhof übernehmen“ solle. Der Oberbürgermeister machte sich diesen Vorschlag zu eigen und notierte auf dem Schreiben: „Grabstein übernimmt die Stadt“.

Die Entstehungsgeschichte des Gedenksteins am Unfallort und des Grabsteins auf dem Friedhof war von Anfang an miteinander verknüpft. Mit der Herstellung des Grabsteins wurde im November 1934 der Freiburger Bildhauer Wilhelm von Kittlitz beauftragt, der wegen seiner Mitgliedschaft in der SA und seiner persönlichen Bekanntschaft mit dem Verstorbenen als besonders geeignet galt. Zum ersten Todestag Wasmers stellte der Bildhauer dem städtischen Gartenamt drei Entwürfe vor; ein Entwurf wurde aufgrund seiner christlichen Formsprache sofort „als unpassend“ verworfen. Ein kleiner Ausschuss, bestehend aus dem Oberbürgermeister, einem Vertreter der SA-Brigade, einem Stadtrat, dem Oberbaurat und dem Gartendirektor, entschied sich am 3. Juli 1935 einstimmig für einen der beiden übrig gebliebenen Entwürfe.

Die Entscheidungsfindung für den Wortlaut der Inschrift gestaltete sich schwieriger. Der Text, den das Gartenamt ursprünglich vorgeschlagen hatte,<sup>32</sup>

war zu lang und missfiel dem Oberbürgermeister darüber hinaus aus zwei Gründen: Zum einen müsse die Inschrift hervorheben, dass Wasmer „Ratsherr war“, denn schließlich werde der Grabstein von der Stadt Freiburg errichtet. Zum anderen sei der Hinweis auf den tödlichen Unfall zu streichen, denn: „Ich halte es nicht für angebracht, noch besonders auf das Unglück hinzuweisen, nachdem am Unglücksort selbst ein Denkmal daran erinnert.“<sup>33</sup> Auf Bitten der SA-Brigade wurde der Text vom Freiburger Gartendirektor schließlich noch weiter gekürzt.<sup>34</sup> Die Einweihung des Grabsteins fand dann am 9. November 1935 statt. An jenem Tag wurde alljährlich in aufwändig inszenierten Totenfeiern, die die christliche Opferliturgie zum Vorbild hatten, der 1923 in München getöteten Putschisten und anderer während der „Kampfzeit“ ums Leben gekommenen Nationalsozialisten, der „Blutzeugen“, gedacht.<sup>35</sup> Ein überliefertes Foto zeigt den vollendeten Grabstein:<sup>36</sup> Auf ihm ist ein Relief mit einem Reichsadler zu sehen, der in seinen Klauen eine Fahne hält. Darunter ist der Schriftzug „Alles für Deutschland“ und der Widmungstext eingemeißelt: „S.A.-Oberführer Josef Wasmer / Ratsherr der Stadt Freiburg / 1902–1934.“

Während die Entstehungsgeschichte des Grabsteins vergleichsweise gut dokumentiert ist, liegt die des Gedenksteins an der Unfallstelle weitgehend im Dunkeln. Am 26. November 1934 wies die Stadt Freiburg die SA-Standarte 185 an, sich direkt mit dem Steinbruchbesitzer Schindle in Yach (bei Elzach) in Verbindung zu setzen.<sup>37</sup> Ob der Granitstein dann auch tatsächlich von dort geliefert wurde, ist nicht aktenkundig. Am 16. Mai 1935 erteilte das Bezirksamt Donaueschingen schließlich der SA-Standarte 126 die Baugenehmigung „zur Aufstellung des Denksteines“.<sup>38</sup> Die Zeit drängte, denn es waren nur noch zwei Wochen bis zum ersten Todestag. Auf den Stein wurde eine Bronzetafel mit dem Emblem der SA und einem stilisierten Lorbeerzweig montiert. Sie trug folgende Inschrift: „SA-Oberführer / Josef Wasmer / † 30.5.1934“.<sup>39</sup>

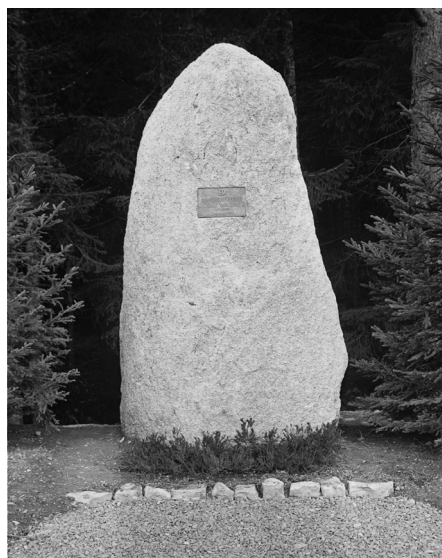
Die öffentliche Einweihung des Gedenksteins fand am 30. Mai 1935 im Rahmen einer nationalsozialistischen Propagandaveranstaltung statt.<sup>40</sup> An ihr nahmen SA-Angehörige, lokale und regionale Nazi-Größen teil, darunter der Donaueschinger Kreisleiter und Bürgermeister Eberhard Sedelmeyer, sowie Landrat Felix Becker und ein Vertreter der Stadt Freiburg, aber auch der Fürst zu Fürstenberg sowie „Abordnungen der verschiedenen nationalen Verbände“. Es ist bezeichnend, dass die NS-Presse hervorhob, dass „Schwarzwaldtannen“ dem Gedenkstein „einen lebendigen Hintergrund geben“, propagierten doch auch die Nationalsozialisten die Idee einer (angeblich) tiefen Verbundenheit der Deutschen zum Wald. „Rechts und links vom Stein [...] standen die Fahnen der Bewegung.“ Nachdem die Veranstaltung mit einem Choral eröffnet worden war, schilderte der Freiburger SA-Brigadeführer Otto Ivers „den Menschen und Kameraden Wasmer“ und stilisierte den Verkehrstoten zu einem im Kampf Gefallenen. Ivers übergab den Gedenkstein offiziell in die Obhut der SA-Standarte 126 aus Furtwangen.<sup>41</sup> „Während die Hülle des Gedenksteins fiel, senkten sich die Fahnen und die Kapelle intonierte das Lied vom guten Kameraden“. Die Feier schloss mit Kranz-

niederlegungen und einem Vorbeimarsch der Verbände am SA-Brigadeführer.

Am Nachmittag desselben Tages fand im SA-Hilfswerklager in Freiburg eine weitere „Josef Wasmer-Gedächtnisfeier“ statt.<sup>43</sup> Sämtliche Brigadeführer der SA-Gruppe Südwest, Angehörige anderer NS-Formationen, Kommunalpolitiker wie der Freiburger Oberbürgermeister, aber auch der Fürst zu Fürstenberg und selbstverständlich auch Familienangehörige Wasmers nahmen daran teil. Nach einem Trauermarsch trug ein SA-Mann Hölderlins Ode „Der Tod fürs Vaterland“ vor, eines der meistzitierten Gedichte des Lyrikers während der NS-Zeit. SA-Gruppenführer Ludin hielt dann die offizielle Gedächtnisrede, deren redigierter Wortlaut vollständig überliefert ist.<sup>44</sup> Sie lohnt einer ausführlichen Analyse, weil sie beispielhaft zentrale Elemente des nationalsozialistischen Heldenkultes vereint.

In seiner pathetischen Rede ging Ludin über das in anderen Trauerreden übliche Maß an Idealisierung des Verstorbenen hinaus. Er charakterisierte ihn als „wirklich große[n] Mensch[en]“, „echten Kameraden“ und „wahre Führerpersönlichkeit“, also mit einer Reihe von Attributen, die sich bei näherer Betrachtung als Worthülsen entpuppen. SA-Oberführer Wasmer habe die „wahrhaft männlichen Tugenden“ verkörpert, nämlich „die Liebe zu Volk und Heimat, den Mut und die Fähigkeit einer tapferen Seele, sich einer großen Sache völlig hinzugeben.“ Er sei „ein Vorbild“ gewesen, „an Kampfgeist und Opfermut, an Treue zum Führer, an Gehorsam und Liebe zum Volk und ein Vorbild im starken, unerschütterlichen Glauben an Deutschland“. Diesem Vorbild gelte es nachzueifern. Ludin appellierte an die Anwesenden, ebenfalls für den Nationalsozialismus zu kämpfen, sich bedingungslos „einzusetzen und, wenn es sein muß, alles opfernd, tapfer zu fallen“. Er suggerierte damit, dass Wasmer genau dies getan habe, dass auch er heroisch gefallen sei. Gleichzeitig versuchte Ludin, einen Bogen vom Gefallenentod zum tödlichen Verkehrsunfall Wasmers zu schlagen:

*Wenn wir heute an Josef W. zurückdenken, dann wissen wir, daß das Wesentliche nicht die Tatsache seines Todessturzes ist. Einen solchen Tod kann jeder SA.-Mann, ja jeder, der im Kraftwagen fährt, erleiden. Wesentlich an W. ist, daß er ein zwar kurzes, aber tapferes und großes Leben lebte, und wesentlich ist uns die Erkenntnis, daß sein Körper zwar in Staub zerfallen,*



Der neu eingeweihte Gedenkstein, 1935.<sup>42</sup>

Foto: Anton Rebholz



*aber sein Geist lebendig um uns ist und wir den Toten dann am meisten ehren, wenn wir in seinem Geiste leben.*<sup>45</sup>

Wasmers Unsterblichkeit bestehe darin, dass sein Geist, „ein Funke seines Wollens, seines Hoffens und seines Glaubens“, in den ihm zu Lebzeiten unterstellten SA-Männern weiterlebe. An ihnen sei es, „den Funken zu hüten und zu bewahren“. Nachdem Ludin den SA-Oberführer zum Helden stilisiert hatte, kam er auf dessen Werdegang zu sprechen. Dabei ging es ihm letztlich nur darum, nachzuweisen, dass sich bei Wasmer die Anlage zum Heldentum schon in der Kindheit gezeigt habe. Ludin rühmte ihn als „Sohn des alemannischen Volkes“ (und nicht etwa seiner Eltern), der „im schönen Tal des Hochrheins“ aufgewachsen sei, „wo an der Reichsgrenze die deutsche Landschaft noch einmal ihren schönsten und innigsten Ausdruck findet“.

Entsprechend der nationalsozialistischen Blut-und-Boden-Ideologie betonte Ludin die „Verwurzelung“ Wasmers in seiner „Heimat“ und seinem „Volk“ und stellte nebenbei auch die angebliche Besonderheit des „Grenzlanddeutschtums“ heraus. Aus dieser Verbundenheit habe Wasmer letztlich Kraft und Motivation geschöpft. Schon damals sei „in seinem Knabenherzen jene schlichte, aber unbändige Liebe zur Heimat erwachsen [...], die den jungen Mann zum Soldaten für Deutschland werden läßt.“ Ludin konstruierte den Lebenslauf Wasmers als eine kontinuierliche Abfolge bewusster Entscheidungen und einer schicksalhaften Entwicklung. Wasmer habe als Freikorps soldat im Baltikum gekämpft und sei nach dem Ende des Krieges, „Berufung und Neigung folgend“, Soldat geblieben. Nach seiner Entlassung aus der Reichswehr, habe er sich dafür entschieden, „SA.-Mann“ zu werden. Dass Wasmer nicht in ein Beamtenverhältnis übernommen worden war, verschwieg Ludin und stilisierte den Entschluss stattdessen zu einer Fügung des Schicksals: „Er kann nicht anders, er muß da stehen, wo für Deutschland gekämpft wird.“ Schnell sei er zum Oberführer aufgestiegen, habe dabei aber nie vergessen, woher er komme. Den ihm unterstellten SA-Männern sei er niemals „nur Vorgesetzter“, sondern immer auch „Freund und Kamerad“ gewesen. Die SA sei „seine Heimat“ und, wie Ludin im Beisein von Wasmers Witwe erklärte, „seine Familie“ gewesen.

Dem Narrativ von Heiligenviten ähnlich stilisierte Ludin den Verstorbenen zu einer altruistischen Persönlichkeit, die nie an sich selbst, sondern immer nur an ihr Werk und andere gedacht habe: Wasmer habe „auf jede bürgerliche Behaglichkeit und Ruhe“ verzichtet; „bescheiden“ sei er gewesen, „immer froh und stark“; stets habe er anderen geholfen, ihnen Mut zugesprochen und selbst zugepackt. Er habe ein „schlichte[s], aber große[s] und ganze[s] Soldatenleben“ gelebt und sei schließlich – aufopferungsvoll und standhaft bis zum letzten Augenblick – „als SA.-Mann im Dienst“ gestorben. Und weil ein Held entsprechend der Heldenikonographie auch schön sein muss, rühmte Ludin schließlich auch das Äußere Wasmers im Sinne des nationalsozialistischen Männlichkeitsideals:

Er hob dessen „hohe, aufrechte Gestalt“ hervor, seine „rauhe Soldatenstimme“, sein „frohes Lachen“ und den „herzlichen Druck seiner Bauernfäuste“. Gegen Ende seiner Gedächtnisrede rief Ludin die Versammelten noch einmal auf, Wasmers Tod einen Sinn zu geben, indem sie sein Werk fortsetzen, „zu kämpfen, [...] zu glauben, zu lieben – und zu hassen!“. Der SA-Gruppenführer schloss gebetsartig mit dem Appell: „Möge er allezeit in uns und durch uns leben und wirken für die Größe und Reinheit des durch den Führer geschaffenen neuen Deutschen Reichs!“ Die Gedächtnisfeier endete schließlich mit dem Gedicht „Die Reinheit des Reiches“, das aus der Feder des Stuttgarter SA-Obersturmbannführers Gerhard Schumann stammte, und einem Armeemarsch.

Der Gedenkstein an der Unfallstelle war Teil einer „parteilichen Heroisierung“<sup>46</sup>, die bereits unmittelbar nach Wasmers Tod eingesetzt hatte. Bereits am Rande der Beisetzungsfeierlichkeiten am 2. Juni 1934 hatte der Freiburger Oberbürgermeister angekündigt, dass es „eine selbstverständliche Pflicht der Stadt“ sei, „den so tragisch ums Leben Gekommenen durch Benennung einer Strasse oder eines Platzes nach seinem Namen zu ehren.“<sup>47</sup> Im September 1934 beschloss der Freiburger Stadtrat daraufhin, eine Straße in Littenweiler, die auf den Wehrsportplatz führte, nach Wasmer zu benennen (heute: Kirnerstraße). Außerdem wurde das Freiburger SA-Hilfswerklager nach ihm benannt. Kerber hatte auch öffentlich in Aussicht gestellt, dass „ein gutes Ölbild“ von Wasmer „hergestellt werde“. Im Juli 1934 wurde der Kunstmaler und Stadtrat Konrad Ferdinand Edmund von Freyhold damit beauftragt, der das Werk aber offenbar nie vollendete.<sup>48</sup> Am Beispiel Wasmers lässt sich auch die religiöse Dimension des nationalsozialistischen Totenkultes zeigen. Der Unfalltod des SA-Oberführers wurde zu einem Opfertod stilisiert, der die anderen erlöse. In einem Nachruf war beispielsweise zu lesen: „Mußte wieder einer sterben, damit ein ganzes Volk das Leben und seinen Ursinn erkennen, verstehen und begreifen lernt?“<sup>49</sup> Letztlich schlugen die Versuche, Wasmer zu einem „Blutzeugen“ und Märtyrer der NS-Bewegung zu stilisieren, aber fehl. Der Personenkult konnte sich vermutlich vor allem deshalb nicht durchsetzen, weil der SA-Oberführer auf banale Weise bei einer Dienstreise ums Leben gekommen und eben nicht heroisch im „Kampf“ gefallen war. Die Umstände seines Todes waren aus Sicht der NS-Propagandisten zwar immerhin besser als ein „bürgerlicher Tod“ im Bett, eigneten sich aber nur bedingt für den Personenkult.

Die inszenierte Trauer stieß von Anfang an auch auf Ablehnung und gar Widerspruch. Ludwig Ritzi, damals katholischer Vikar in Staufen, ließ sich im Religionsunterricht zu „einer unbedachten Äußerung“ hinreißen.<sup>50</sup> Gegenüber seinen Schülern stellte er den tödlichen Unfall – an Wasmers Hochzeitstag und zugleich am Vortag von Fronleichnam – als Gottes Strafe für das Verhalten des SA-Oberführers dar. Die Äußerung des Vikars wurde denunziert. Die NS-Zeitung „Der Alemanne“ berichtete unter der Überschrift „Konfessioneller Haß über das Grab hinaus“ über den Vorfall:

*Dieser Seelsorger hat sich nicht gescheut, während des Religionsunterrichts seinen Kindern vorzureden, es sei kein Zufall, daß Wasmer ausgerechnet an seinem Hochzeitstage gestorben sei. Wasmer habe sich, obwohl katholisch, protestantisch trauen lassen. Sein tödlicher Unglücksfall am Jahrestag seiner Hochzeit sei eine Strafe Gottes. Wasmer habe auch Leute bestimmt, die feststellen sollten, wer von den Angehörigen der SA. sich an der Fronleichnamsprozession beteilige. Der Herrgott aber hätte ihm einen Strich durch seine Rechnung gemacht.<sup>51</sup>*

Der 26-jährige Geistliche wurde vorübergehend in „Schutzhaft“ genommen und mit zeitweiligem Landesverweis bestraft. Erst im Februar 1935 durfte er seinen Dienst als Seelsorger wieder aufnehmen.

Auch in der Unadinger Dorfchronik findet sich ein Hinweis darauf, dass der tödliche Unfall damals als eine göttliche Bestrafung gedeutet wurde. Der Chronist Emil Ketterer schreibt: „Waßmer soll sich lautstark geäußert haben, am folgenden Tag die Freiburger Fronleichnamsprozession stören zu wollen. Den Unfalltod des hohen SA-Führers hat das Volk als Gottesurteil empfunden.“<sup>52</sup> Es mag sein, dass der Chronist hier als Zeitzeuge spricht. Geboren 1925 in Unadingen, war Ketterer neun Jahre alt, als sich der Unfall ereignete. Möglicherweise beschrieb der Heimatforscher rückblickend eine Stimmung, die er in seinem Elternhaus und in seinem direkten sozialen Umfeld erlebt hatte. Er verallgemeinerte diese persönliche Erfahrung jedoch dahin gehend, dass die gesamte Bevölkerung, „das Volk“ schlechthin, den tödlichen Unfall „als Gottesurteil empfunden“ habe. Einen empirischen Beleg für diese Behauptung gibt es nicht. Letztlich wird damit die katholische Bevölkerung als eine homogene Gruppe konstruiert, die sich von den Nationalsozialisten unterschied und das NS-Regime – zumindest in der Anfangszeit bis 1934 – ablehnte.<sup>53</sup> Unter Bezugnahme auf die Dorfchronik wurde die Behauptung ein Jahr später in einem Zeitungsartikel wiederholt: „Die Südbadener haben den Unfalltod [...] einen Tag vor dem Fronleichnamsfest 1934 wenig bedauert“, war dort zu lesen. Die Überschrift des Artikels („Tod einer Nazigröße ermöglichte das Fronleichnamfeiern“) entfernte sich noch weiter von der historischen Wahrheit.<sup>54</sup>

Nach der Befreiung vom NS-Regime 1945 stellte sich die Frage nach dem zukünftigen Umgang mit den materiellen Hinterlassenschaften des „Tausendjährigen Reiches“, so auch in Bezug auf den Josef-Wasmer-Gedenkstein. Verschiedentlich wird behauptet, die französische Besatzungsmacht habe 1948 von der Gemeinde Unadingen dessen Entfernung verlangt. Dazu berichtet die Dorfchronik: „Bürgermeister Albert Meßmer gab kurz und bündig zur Antwort: Die SA hat den Stein aufgestellt, sie soll ihn auch abbauen.“<sup>55</sup> Einen schriftlichen Quellenbeleg für diese Äußerung gibt es nicht. Dies schließt freilich nicht aus, dass der Bürgermeister seine Haltung tatsächlich mit diesen (oder ähnlichen) Worten begründet hatte, sei es mündlich, sei es schriftlich in einem nicht überlieferten Dokument. Interessanter als die Frage nach der Authentizität des Zitats

ist aber die Frage, warum diese tatsächliche oder angebliche Äußerung bis heute – wie ein Bonmot – kolportiert wird. Grund dafür kann wohl kaum sein, dass sie besonders geistreich wäre. Zwar hatte Meßmer insofern recht, als dass die Initiative zur Errichtung des Steins nicht von den Unadingern ausgegangen, sondern über ihre Köpfe hinweg entschieden worden war. Gleichwohl waren nun Fakten geschaffen und der Gedenkstein stand auf der Unadinger Gemarkung, wozu sich die Gemeinde verhalten musste.

Dieselbe Bevölkerung, die den Unfalltod Wasmers angeblich als „Gottesurteil“ empfunden hatte und insofern ein Interesse gehabt haben müsste, dass das Denkmal für den verunglückten „Frevler“ verschwindet, erklärte sich nun als nicht zuständig und verwies die Franzosen an die SA, die nicht mehr existierte, nachdem sie von den Siegermächten mit dem Kontrollratsgesetz Nr. 2 vom Oktober 1945 verboten worden war. Sollte die Äußerung wahr sein, dann drückt sich darin zumindest ein großes Maß an Gleichgültigkeit aus. Das Zitieren des Bürgermeisters erfüllt eine doppelte Funktion: Zum einen leistet es einer Interpretation Vorschub, wonach die lokale Bevölkerung keine Verantwortung für die nationalsozialistische Politik hatte und folglich auch nach dem Krieg nicht dafür in Haftung genommen werden konnte. Zum anderen wird der Dorfbürgermeister zu einem Gegner der Besatzungsherrschaft stilisiert, der den Franzosen selbstbewusst entgegentrat und Kontra gab. Dieses Motiv wird noch deutlicher anhand eines Zeitungsartikels von 2007, in dem es heißt, Meßmer habe der „französische[n] Armee“ eine „kurze, aber mutige Antwort“ gegeben.<sup>56</sup> Dabei wird der Anschein erweckt, dass die Franzosen gegenüber dem Dorfbürgermeister kapitulierten: „Die Besatzer gaben sich damit zufrieden.“<sup>57</sup>

Mit Blick in die historischen Quellen kann folgender Sachverhalt als sicher gelten: In einem Brief des Landratsamtes Donaueschingen vom Februar 1948 heißt es lapidar: „Eigentumsrecht macht die Gemeinde nicht geltend, sie ist mit der Entfernung des Steins ohne weiteres einverstanden.“<sup>58</sup> Hintergrund war eine Anfrage des Direktors der Badischen Geologischen Landesanstalt Freiburg an das Badische Landesamt für kontrollierte Vermögen (Kreisstelle Donaueschingen), zu dessen Aufgaben u. a. die Kontrolle der nach dem Gesetz Nr. 52 der Militärregierung gesperrten und beaufsichtigten Vermögen zählte. Offenbar interessierte sich die Geologische Landesanstalt für den Granitstein und erwog dessen Demontage und Transport nach Freiburg. Aus unbekanntem Gründen kam es dazu aber nicht und der Stein verblieb am Rande des Heuburg-Wäldchens. Er wurde auch nicht etwa um- und die Böschung hinunter gestürzt. Nur die bronzene Gedenktafel mit dem SA-Emblem wurde entfernt.<sup>59</sup> Die Stelle, an der sie montiert war, ist heute noch deutlich zu erkennen.

Der Gedenkstein scheint in der Nachkriegszeit kein „Stein des Anstoßes“ und auch zu keinem Zeitpunkt ein Wallfahrtsort für Neonazis geworden zu sein. Im Jahr 2007 schien es für einen kurzen Moment, dass der Stein doch noch entfernt werden müsse, allerdings nicht aus Gründen der „Entnazifizierung“, sondern wegen des Ausbaus der Bundesstraße 31. In einem Zeitungsartikel konn-

te aber schließlich vermeldet werden: „Erinnerung aus Granit bleibt stehen“.<sup>60</sup> Das „Relikt aus düsteren Tagen der deutschen Geschichte“ wies im Sinne der Straßenverkehrsordnung einen ausreichenden Abstand zum Fahrbahnrand auf und konnte an Ort und Stelle verbleiben.

Das Versäumnis vor 70 Jahren, den Stein komplett zu entsorgen, kann nicht durch eine heutige Demontage gut gemacht werden – dies umso mehr, als dass der Stein mittlerweile auch Zeugnis für die halbherzige „Entnazifizierung“ jener Zeit ablegt. Auch wenn der Stein an seinem historischen Ort verbleibt, so muss doch alles vermieden werden, was geeignet wäre, dem SA-Oberführer Wasmer Nachruhm zu beschern. Dies ist letztlich auch das Dilemma dieses Beitrages, der keine Erinnerung an Wasmer wachhalten oder gar wecken möchte, weil dieser besser dem Vergessen anheimfallen sollte, und gleichzeitig doch öffentliche Aufmerksamkeit auf das steinerne Relikt und seine Geschichte lenkt.

Letztlich ist der Gedenkstein ein Erinnerungszeichen für einen Verkehrstoten,<sup>61</sup> wenn auch kein gewöhnliches. In den meisten Fällen werden solche Zeichen durch Angehörige oder Freunde verunglückter Personen errichtet, was offiziell nicht erlaubt ist, aber von den Behörden weitgehend toleriert wird. Mit dem Josef-Wasmer-Gedenkstein aber verhält es sich anders: Da Wasmer ein besonderer Verkehrstoter war, nämlich ein NS-Funktionär, der regionale Prominenz genoss, ging die Errichtung des Steins nicht auf private Initiative zurück und war nicht Ausdruck persönlicher Trauer. Stattdessen manifestierte sich in dem steinernen Koloss staatsoffizielles Gedenken, das Teil eines öffentlichen Personenkultes war. Da der Gedenkstein kein Grab ist, braucht es heutzutage keinen pietätvollen Umgang mit ihm. Das Umfeld muss nicht würdig gestaltet und auch nicht gepflegt werden. Dass vor einigen Jahren an dem Stein ein Vermessungspunkt montiert wurde, zeugt zwar von einer sehr pragmatischen Umgangsweise, ist aber nicht unangemessen.

Der Stein bedarf auch keiner historischen Kontextualisierung vor Ort – auf die Aufstellung eines Informationsschildes etwa kann getrost verzichtet werden. Gegenwärtige Überlegungen, den Stein zu einem nahe gelegenen Wanderparkplatz zu versetzen und ihn damit aufzuwerten, sollten unbedingt verworfen werden. Der Granitstein sollte dort verbleiben, wo er seit 80 Jahren steht, hinter Leitplanke und Weidezaun, und weiter dem Vergessen überlassen werden. Er demenziert die NS-Propaganda von 1934: „Wenn man andere Namen längst nicht mehr nennt und kennt, wird man von Joseph Wasmer immer noch sprechen.“<sup>62</sup>

### Autor

JÖRG WASMER studierte Geschichts- und Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin. Zu seinem Studienschwerpunkt zählte die Zeit des Nationalsozialismus. Seine Magisterarbeit schrieb er über die „Euthanasie“-Gedenkstätte Grafeneck. Nach beruflichen Stationen in der Stiftung

Brandenburgische Gedenkstätten und in der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem arbeitet er seit 2010 im Archiv des Jüdischen Museums Berlin. Im Mai 2015 erscheint seine Studie „in Löffingen untragbar“ zum Konflikt von Stadtpfarrer Guido Andris mit der NSDAP-Ortsgruppe zwischen 1930 und 1934 (ISBN: 978-3-00-048649-4).

### Anmerkungen

- 1 Der Alemanne (Freiburg): „Ein Kämpfer ging von uns: Oberführer Joseph Wasmer †“ (1.6.1934). – Der Alemanne: „Augenzeugen berichten zum Tode des Brigadeführers Wasmer“ (2.6.1934). – Echo vom Hochfirst (Neustadt): „Brigadeführer Wasmer tödlich verunglückt“ (1.6.1934); Freiburger Zeitung: „SA.-Brigadeführer Joseph Wasmer †“ (1.6.1934 – Morgenausgabe). – Freiburger Zeitung: „Joseph Wasmers letzte Fahrt“ (4.6.1934 – Morgenausgabe).
- 2 Der Alemanne: „Dem Andenken Josef Wasmers“ (31.5.1935); Freiburger Zeitung: „Weihe eines Joseph-Wasmer-Gedenksteins“ (31.5.1935 – Morgenausgabe).
- 3 Eventuell handelte es sich dabei um Hans Snyckers, den Autor des 1940 im Zentralverlag der NSDAP veröffentlichten „Tagebuches eines Sturmführers“. Da die Schrift nur die Zeit 1938/39 umfasst, ist die Episode um den Autounfall darin nicht erwähnt; HANS SNYCKERS: *Tagebuch eines Sturmführers*. München 1940.
- 4 Gemeindecarchiv Unadingen, IX. Militär, 1/750.
- 5 Echo vom Hochfirst (20.6.1934).
- 6 EMIL KETTERER: *Unadingen. Herausgegeben von der Stadt Löffingen. Löffingen 1995* (S. 122).
- 7 Siehe Anm. 6.
- 8 Siehe Anm. 6.
- 9 Der Alemanne (2.6.1934).
- 10 Freiburger Zeitung (4.6.1934) (Morgenausgabe).
- 11 Badische Zeitung: „Tod einer Nazigröße ermöglichte das Fronleichnamfeiern“ (25.5.1996).
- 12 PETER LONGERICH: *Die braunen Bataillone, Geschichte der SA*. München 1989 (S. 219).
- 13 KETTERER (wie Anm. 6, S. 122).
- 14 Siehe HEINZ HÖHNE: *Mordsache Röhm. Hitlers Durchbruch zur Alleinherrschaft 1933–1934*. Reinbek 1984 (S. 319 ff.).
- 15 Badische Zeitung (25.5.1996).
- 16 Stadtarchiv Freiburg, VI/9/25, Brief von Walter Brauchle, Unadingen, vom 14.11.1934 an Stadtverwaltung Freiburg.
- 17 Nach Auskunft des Stadtarchivs Freiburg (Frau Inga Böing) sind die Aufnahmen dort nicht im Fotobestand überliefert (E-Mail vom 19.12.2014).
- 18 Ich folge im Wesentlichen der 2005 im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg verfassten Kurzbiografie von HANS-GEORG MERZ: *Wasmer, Josef*. In: FRED LUDWIG SEPAINTNER (Hg.): *Badische Biographien, Neue Folge*, Band 5. Stuttgart 2005 (S. 289 f.). Online unter <http://www.leo-bw.de>.
- 19 Bundesarchiv (ehem. BDC), NSDAP-Mitgliederkartei. Die in Nachrufen verbreitete Behauptung, Wasmer habe sich „frühzeitig“ der NS-Bewegung angeschlossen, relativiert sich insofern, als dass er nicht zu den „alten Kämpfern“ zählte.
- 20 Im Bundesarchiv ist weder eine SA-Personalakte Wasmers überliefert noch ist er im Bestand NS 23 (Oberste SA-Führung) erwähnt (E-Mail von Ines Matschke vom 13.1.2015).
- 21 Siehe Generallandesarchiv Karlsruhe, 231/10957, fol. 212, Personalblätter der Abgeordneten des Badischen Landtages. Ein Fotoporträt Wasmers als Landtagsabgeordneter ist im GLA im Bestand 231, Nr. 2937 (1043), überliefert.
- 22 Siehe Reichstags-Handbuch, 9. Wahlperiode, Berlin, 1933 (S. 362). – JOACHIM LILLA (Bearb.): *Statisten in Uniform. Die Mitglieder des Reichstags 1933–1945. Ein biographisches Handbuch*. Düsseldorf 2004 (S. 709). Wasmers Nachfolger als Reichstagsabgeordneter war Herbert Kraft.
- 23 MERZ (wie Anm. 18).
- 24 Die Ehe blieb kinderlos. Siehe Staatsarchiv Freiburg, G 520/2, Nachlassakte.
- 25 Nach Auskunft des Fürstlich Fürstenbergischen Archivs (Dr. Andreas Wilts) ist dort keine Korrespondenz des Fürsten mit Wasmer überliefert (E-Mail vom 18.12.2014).
- 26 Siehe Der Alemanne: „Oberführer Wasmers letzte Fahrt“ (4.6.1934); Freiburger Zeitung: „Joseph Wasmers letzte Fahrt“ (4.6.1934 – Morgenausgabe).
- 27 Siehe VICTOR KLEMPERER: *LTI. Notizbuch eines Philologen*. Leipzig 1999 (S. 275 ff.).
- 28 Stadtarchiv Freiburg, VI/9/25.
- 29 Der Alemanne (1.6.1934).
- 30 Stadtarchiv Freiburg, C4/III/18/9. Die folgenden Zitate beziehen sich, sofern nicht anders angegeben, auf diese Akte.
- 31 Siehe Anm. 30: Oberbürgermeister an SA-Brigade 54, Freiburg (31.10.1934).
- 32 Siehe Anm. 30: Gartenamt an Oberbürgermeister, Freiburg, 9.9.1935: „Oberführer Josef Wasmer / Führer der SA-Brigade 54 Schwarzwald-Süd / Geboren am 2. April 1902 in Säckingen a. Rh. / Im SA-Dienst

## Ein Nazi-Gedenkstein am Straßenrand

- rödlich verunglückt am 30. Mai 1934 bei Löffingen im Schwarzwald.“
- 33 Siehe Anm. 30: Oberbürgermeister, Freiburg, 21.9.1935. Kerber schlug folgende Inschrift vor: „Oberführer Josef Wasmer, Ratsherr der Stadt Freiburg, der erste Führer der SA Brigade 54 Schwarzwald-Süd / Geb. am 2.4.1902 – Gest. am 30.5.1934.“
- 34 Siehe Anm. 30: Gartenamt an Oberbürgermeister, Freiburg (1.10.1935).
- 35 Siehe SUSANNE BEHRENBECK: Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945 (Kölner Beiträge zur Nationsforschung; 2). Vierow bei Greifswald 1996 (S. 299–313).
- 36 Stadtarchiv Freiburg, C4/III/18/9.
- 37 Siehe Anm. 36: Beschluss, Freiburg (26.11.1934).
- 38 Siehe Anm. 36: Amtsgericht an SA-Standarte 126, Donaueschingen (16.5.1935). Die Baugenehmigung wurde der SA-Standarte erteilt und dem Bürgermeisteramt Unadingen nur zur Kenntnisnahme weitergeleitet.
- 39 Ein „Bildhauer Schneider in Donaueschingen“ soll an der „Herstellung der Inschrift“ beteiligt gewesen sein. Vgl. Gemeindearchiv Unadingen, IX. Militär, 1/750, Bürgermeister an Landratsamt, Unadingen (16.2.1948).
- 40 Siehe Der Alemanne (31.5.1935); Freiburger Zeitung (31.5.1935 – Morgenausgabe).
- 41 Im Stadtarchiv Furtwangen sind keine Dokumente oder Fotografien zum Josef-Wasmer-Gedenkstein überliefert (E-Mail von Ludger Beckmann vom 17.2.2015).
- 42 Mein herzlicher Dank gilt Frau Rosemarie Hauser-Metzger (Nürnberg) für die Erlaubnis, diese Aufnahme aus dem Fotoarchiv des Löffinger Buchbinders und Fotografen Anton Rebholz nutzen zu dürfen.
- 43 Stadtarchiv Freiburg, VI/9/25; Der Alemanne: „Dem Andenken Josef Wasmers“ (1.6.1935); Freiburger Zeitung: „Gedenkstunde für Joseph Wasmer“ (31.5.1935 – Abendausgabe).
- 44 HANNS LUDIN: SA.-marschierendes Volk. München 1939; darin: Gedenkrede für Oberführer W. (S. 39–44).
- 45 Siehe Anm. 44 (S. 41 f.).
- 46 MERZ (wie Anm. 18).
- 47 Stadtarchiv Freiburg, VI/9/25.
- 48 Siehe Anm. 47: Oberbürgermeister an Freyhold, Freiburg (24.5.1937) und MERZ (wie Anm. 18, S. 290).
- 49 Freiburger Zeitung (4.6.1934 – Morgenausgabe).
- 50 Zur Biografie Ritzis siehe: Freiburger Diözesan-Archiv, Necrologium Friburgense 1971–1975, Band 97. Freiburg 1977 (S. 487 f.).
- 51 Der Alemanne: „Konfessioneller Haß über das Grab hinaus“ (14.6.1934).
- 52 KETTERER (wie Anm. 6, S. 122).
- 53 Am Beispiel Löffingens mit seinen beiden Kirchenfilialen Dittishausen und Seppenhofen habe ich dargestellt, dass die weit verbreitete Vorstellung, das katholische Milieu sei gegen den Nationalsozialismus immun gewesen, nicht haltbar ist. Dieses Milieu war bereits gegen Ende der Weimarer Republik massiv erodiert, was sich an Indikatoren wie der rückläufigen Anzahl der Kirchenbesucher und Osterkommunionen, aber auch an der nachlassenden Bindekraft der katholischen Zentrumspartei festmachen lässt. Ein besonders krasses Beispiel stellt das fünf Kilometer von Unadingen entfernte Seppenhofen mit einem katholischen Bevölkerungsanteil von 95,3 % (1928) dar: Bei der Reichspräsidentenwahl 1932 stimmten dort im ersten Wahlgang 52,4 % der Wähler für Hitler und nur 27,6 % für Hindenburg. Vor diesem Hintergrund ist es falsch, die katholische Bevölkerung als homogene Gruppe darzustellen, die antinationalsozialistisch eingestellt gewesen sei. Siehe JÖRG WÄRMER: „in Löffingen untragbar“. Der Konflikt zwischen Stadtpfarrer Guido Andris und den Nationalsozialisten (Löffinger Schriftenreihe; 7). Löffingen 2015.
- 54 Badische Zeitung (25.5.1996).
- 55 KETTERER (wie Anm. 6, 122).
- 56 Badische Zeitung: „Erinnerung aus Granit bleibt stehen“ (24.3.2007).
- 57 Siehe Anm. 56.
- 58 Gemeindearchiv Unadingen, Landratsamt an Badische Geologische Landesanstalt Freiburg, Donaueschingen (11.2.1948).
- 59 KETTERER (wie Anm. 6, S. 122) datiert die Entfernung der Inschrift in das Jahr 1945.
- 60 Badische Zeitung (24.3.2007).
- 61 In einem Internetblog mit dem Titel „Denkmäler am Straßenrand für Opfer von Verkehrsunfällen“ ist auch der Wasmer-Stein verzeichnet. Siehe [www.bestattungs-und-trauerkultur.de](http://www.bestattungs-und-trauerkultur.de) (abgerufen am 28.2.2015).
- 62 Freiburger Zeitung (4.6.1934 – Morgenausgabe).

## Orte der Erinnerung an die Zwangsarbeiter in Oberndorf während des Zweiten Weltkriegs

von ANDREAS KUSSMANN-HOCHHALTER

An welche Geschehnisse im Nationalsozialismus können Gedenkortorte in Oberndorf erinnern? Eine bürgerliche intellektuelle Opposition gab es hier nicht, auch keinen kirchlichen oder religiös motivierten Widerstand. Obwohl es eine Arbeiterstadt war, gab es keinen aktiven sozialdemokratischen oder kommunistischen Untergrund. Wohl hat die Judenverfolgung auch in Oberndorf Opfer gefordert, aber die Zentren jüdischer Gemeinschaften lagen eher in Rottweil oder Horb oder auf der Zollernalb. Es ist der Zwangsarbeitereinsatz während des Zweiten Weltkrieges, der in Oberndorf über all das sonstige Geschehen hinausragt.

### Oberndorfs Prägungen im „Dritten Reich“

Seit über zwei Jahrhunderten ist Oberndorf von der Waffenindustrie geprägt – spätestens seit den 1880er Jahren, nachdem die Brüder Wilhelm und Paul Mauser 1874 die gut sechs Jahrzehnte zuvor gegründete Königlich Württembergische Gewehrfabrik übernommen hatten und ihr Unternehmen bis zum Ersten Weltkrieg zu einer der größten Waffenfabriken weltweit entwickelten. Die Mauser-Werke – ein Global Player in einer Kleinstadt zwischen Schwarzwald, Schwäbischer Alb und Baar. Der patriarchalisch geführte Monopolbetrieb bestimmte nahezu uneingeschränkt und unangefochten das wirtschaftliche, kommunalpolitische und gesellschaftliche Leben in der Stadt und im weiten Umfeld. Zwar existierte seit der vorletzten Jahrhundertwende eine sozialdemokratische Organisation in der Stadt, aber eine die Gesellschaft mitprägende Arbeiterbewegung wie etwa in den Uhrenindustriestädten konnte in Oberndorf nicht hochkommen. Die Krisenhaftigkeit zwischen den beiden Weltkriegen traf die Wirtschaft und die Bevölkerung mit noch mehr Wucht als anderswo, denn das Verbot der Kriegswaffenfertigung des Versailler Vertrags entzog der Stadt ihre wesentliche Existenzgrundlage. Die Wiederaufrüstung und der Wiederbeginn der Rüstungsproduktion ab 1935 empfand die breite Mehrheit der Bevölkerung als Befreiung, und dementsprechend zeigte sie sich dem „Führer“ gegenüber, der „wieder Arbeit und Brot gab“, dankbar und loyal.

Ab Herbst 1939 stieg die Rüstungsproduktion gewaltig an: War die Beschäftigtenzahl von 1930 bis 1935 von unter 2.000 schon deutlich auf über 6.000 gestiegen, so überstieg sie bei Kriegsbeginn bereits die Zahl 9.800. Der Höchststand wurde im Herbst 1944 mit knapp 11.000 Arbeitern gemessen. Davon waren wohl recht genau die Hälfte Zwangsarbeiter und Zwangsarbeitere-



rinnen. Doch nicht nur Mauser beschäftigte Ausländer im „Reichseinsatz“. Auch die Reichsbahn, vielerlei Handwerks- und Landwirtschaftsbetriebe, Unternehmen im Siedlungs- und im Straßenbau nutzten ausländische Arbeitskräfte und auch die Stadtverwaltung selbst. Im Sommer 1940 waren die ersten Zwangsarbeiter nach Oberndorf gekommen, zum Jahresende wurde ihre Zahl mit 689 angegeben. Beim Höhepunkt des Zwangsarbeitseinsatzes Ende 1944 dürften wohl 5.500 bis 6.000 Ausländer in der Stadt gewesen sein. Ihnen gegenüber stand eine Zahl von ungefähr 8.500 Einheimischen. Auf drei Deutsche kamen zwei Ausländer – diese Relation dürfte für das Deutsche Reich Seltenheitswert gehabt haben. Schätzungsweise haben bis 1945 über 12.000 Menschen Zwangsarbeit in unserer Stadt erlebt, in einem der mehr als ein Dutzend größerer und kleinerer Lager<sup>1</sup>.

### Erinnerung an Pogrom und Holocaust

Um einen kurzen Überblick zu geben: In Oberndorf gibt es vier Gedenkorte, die allesamt an den Zwangsarbeitseinsatz während des Zweiten Weltkrieges erinnern. Darüber hinaus gibt es einen Ort, keine „klassische“ Erinnerungsstätte, der aber nicht unerwähnt bleiben soll:

In den 1980er und 90er Jahren ließ die Stadtverwaltung an zahlreichen Gebäuden Bronzetafeln anbringen, die über die stadt- oder baugeschichtliche Bedeutung des jeweiligen Hauses informiert oder auf bedeutende Persönlichkeiten hinweist, die mit dem Ort biografisch verbunden sind. Im Sommer 1992 wurde an einem Haus an der Bahnhofstraße 19 eine Tafel enthüllt, die folgenden Text enthält:

*Wir gedenken der in Oberndorf a. N. geborenen und 1942 in Konzentrationslager verschleppten und umgekommenen Familie Josef Eppstein, die in diesem Gebäude wohnte und ein Schuhgeschäft betrieb, sowie aller jüdischen Mitbürger, die unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft Freiheit und Leben verloren haben.*

Einige wenige jüdische Familien hatten sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Oberndorf niedergelassen; eine jüdische Gemeinde bildete sich hier allerdings nicht. Die Eppsteins waren sehr gut in die Oberndorfer Gesellschaft integriert. Jakob Eppstein betrieb ein Schuhgeschäft in bester Lage in der Oberstadt, gleich neben dem Rathaus. Sein Sohn Josef war 1908 Gründungsmitglied der Narrenzunft. Doch bereits im Ersten Weltkrieg musste die Familie antisemitische Anfeindungen erleben, die sie zwangen, ihr Geschäft in die weniger renommierte Talstadt zu verlegen, in ein Haus dem Bahnhof gegenüber. 1938 waren die Eppsteins die letzten jüdischen Einwohner, die anderen waren dem Druck der Vertreibung gewichen, waren weggezogen oder emigriert. 1938, beim Novemberpogrom, erlebten die Eppsteins gleich drei Überfälle auf ihren Laden und ihre Wohnung. Seine Existenz musste Josef Eppstein noch im selben Monat aufgeben, und wenige Wochen später flohen seine Ehefrau und seine Tochter nach Amerika.



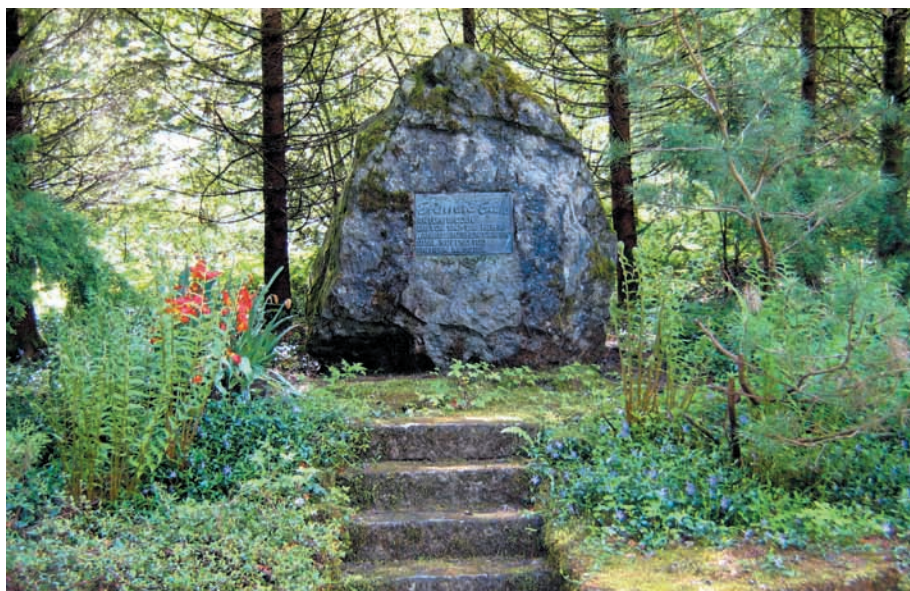
Diese Gedenktafel an die jüdische Familie Eppstein in der Oberndorfer Bahnhofstraße wurde 1992 angebracht. Fotos: Andreas Kussmann-Hochhalter

Er selbst, seine beiden Schwestern und die Haushälterin blieben. Doch gut ein Jahr später wurden sie deportiert und voneinander getrennt. Im Verlauf des Jahres 1942 verloren sich ihre Spuren in den Lagern im Osten.

### Ein Findling für das „Arbeitserziehungslager Aistaig“

Das für die „Bewältigung“ der Oberndorfer NS-Vergangenheit so eminente Thema „Zwangsarbeitseinsatz“ wurde hier ungewöhnlich früh angesprochen. Obwohl der „Reichseinsatz“ einer von vier Hauptanklagepunkten im Nürnberger Kriegsverbrecherprozess gewesen war, fand dieser Gegenstand nur geringe Beachtung in der zeitgeschichtlichen Forschung und noch weniger in der breiten Öffentlichkeit – und dies bis in die 1980er Jahre hinein. Umso beachtlicher, dass die Oberndorfer Situation schon 1962 in populärer Weise angesprochen wurde: Im Oktober erschien in der Tageszeitung eine ganzseitige Dokumentation des Geschichtsstudenten Lutz Niethammer, später ein sehr renommierter Sozialhistoriker. Gegenstand war ein besonderes Lager: das sogenannte Arbeitserziehungslager (AEL) Aistaig. Es lag abgelegen in einem Seitental an der Gemarkungsgrenze zwischen der Stadt Oberndorf und der bis 1930 selbständigen Gemeinde Aistaig.

Die Bezeichnung für dieses Sonderlager ist ein NS-typischer Euphemismus. Sein Zweck war die befristete Bestrafung von ausländischen Arbeitern, die sich aufsässig gezeigt hatten, denen Fluchtversuch oder Sabotage vorgeworfen wurde; gelegentlich wurden auch Deutsche eingewiesen. Das AEL Aistaig war eines von zwanzig Lagern dieser Art im Deutschen Reich, eine Zeitlang das einzige in Württemberg. Die AEL waren gewissermaßen die Vorstufe zum KZ – die Lebens-



Eine Bronzetafel und der Findling, auf dem sie montiert ist, weisen seit 1981 auf ein ehemaliges sogenanntes „Arbeitserziehungslager“ im Lauterbachtal zwischen Aistaig und Oberndorf hin. In dem nahe dem Denkmal auf einem heute privaten Grundstück gelegenen Lager fanden zwischen Frühjahr 1942 und Frühjahr 1945 insgesamt 79 Menschen den Tod. Foto: Andreas Kussmann-Hochhalter

bedingungen dort standen denen in den Konzentrationslagern in nichts nach, allerdings war die Haftdauer befristet.

Das AEL im Lauterbachtal zwischen Oberndorf und Aistaig bestand vom Winterende 1942 bis in die letzten Kriegstage. Es unterstand der Gestapo; die durchschnittlich 160 bis 200 Gefangenen arbeiteten erst im Straßenbau, dann vor allem bei den Mauser-Werken. Rund 4.400 Männer durchliefen in dieser Zeit das Lager – 79 von ihnen überlebten den Aufenthalt nicht.

Im September 1981 wurde an einem Seitenweg des Lauterbachtals<sup>2</sup> – etwas außerhalb des früheren Lagergeländes – der Privateigentümer des überwachsenen Waldstücks hatte es unter sagt – als Erinnerungsmal ein mannshoher Findling mit einer Bronzeplatte eingeweiht. Die Platte, wie die gesamte Anlage von dem Oberndorfer Bildhauer Herbert Goeser geschaffen, trägt die Aufschrift:

*Erinnert Euch an Eure Brüder, die von 1942–1945 hier im  
„Arbeitserziehungslager“ Qual, Not und Tod erleiden mussten.*

### **Eine schwierige Vergangenheits„bewältigung“**

Trotz der leidvollen Erinnerungen, die sie mit Oberndorf verbanden, haben in den 1960er und 70er Jahren ehemalige Zwangsarbeiter aus den Niederlanden die Stadt am Neckar besucht, um am Rande des Schwarzwaldes ihren Urlaub zu ver-

## in Oberndorf während des Zweiten Weltkriegs

bringen. Sie kamen in Kontakt mit der örtlichen Jugendgruppe des sozialistischen Touristenvereins „Die Naturfreunde“, die sich für ihr Schicksal interessierte. Die Verbindungen wurden mit der Zeit intensiver – die Sache wurde allmählich politisch: In den späten 1970er Jahren artikuliert sich ein Unbehagen darüber, wie die Stadt mit der Erinnerung an den Zwangsarbeitseinsatz umging, die Naturfreunde-Jugend engagierte sich aktiv für ein würdiges Gedenken und lud nun ehemalige niederländische Zwangsarbeiter nach Oberndorf ein. Sie kooperierten dabei mit Bram Slaager (1922–2012). Der ehemalige Zwangsarbeiter aus Rotterdam stand bereits in Kontakt mit der Stadtverwaltung. Der Streit hatte sich entzündet am Eintrag auf einem



Wandlungen eines Denkmals für die Zwangsarbeiter auf dem Oberndorfer Talfriedhof: Oben der Zustand des Denkmals im Jahr 1978: Vor der Stele mit der Aufschrift „Wir mahnen zum Frieden“ liegt der Gedenkstein mit der die genauen Umstände verunklarende Aufschrift „Fern der Heimat starben 1942–45 hier 61 Angehörige fremder Nationen“. Unten die Stele im Jahr 2005 mit der hinzugefügten Namenstafel für die jetzt als „Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter“ angesprochenen Opfer. Fotos: Stadtarchiv Oberndorf a. N. und Andreas Kussmann-Hochhalter

Gedenkstein auf dem Talfriedhof an der Rosenfelder Straße / Teckstraße in der Neckarvorstadt. Dort stand nur „Fern der Heimat starben 1942–45 hier 61 Angehörige fremder Nationen“. Der historische Hintergrund aber war auf der schlichten Stele, die Richard Raach aus Reutlingen 1967 geschaffen hatte, völlig im Dunkeln belassen worden. Die Gruppe der Niederländer erwog, eine Protestnote bei der Deutschen Botschaft in Den Haag einzureichen und einen Interessenverein zu gründen. Die Proteste hatten endlich Erfolg: Im Sommer 1988 gestaltete der Bildhauer Max Schönhar (der Jüngere) aus Oberndorf die gesamte Anlage neu. Die Stele trägt nun zwar nur noch den Text: „Wir mahnen zum Frieden“, doch davor liegt eine Platte:

*Zum ehrenvollen Gedenken an die Kriegsgefangenen,  
ausländischen Zwangsarbeiter u. deren Angehörige, die hier  
während des 2. Weltkrieges gestorben sind. Davon ruhen hier: ...*

Die dann folgenden 53 Namen sind wahrscheinlich die Toten, deren Leichen seinerzeit nur unwürdig verscharrt worden waren, nach Kriegsende von den Siegermächten nicht exhumiert und nicht in ihre Heimat überführt worden waren.

### Aktive Erinnerungsarbeit

Die Diskussionen um den Gedenkstein auf dem Talfriedhof und das Monument im Lauterbachtal hatten eine intensivere Auseinandersetzung mit der Geschichte ausgelöst. Ein Jahr, nachdem der Findling im Wald aufgerichtet worden war, empfingen im September 1982 die Stadt Oberndorf am Neckar und die Mauser Wehrtechnik GmbH eine größere Gruppe ehemaliger niederländischer Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen zu einem offiziellen Besuch. Ihnen folgten auf Einladung der Stadtverwaltung vier ehemalige „Ostarbeiterinnen“ aus der Region um Sankt Petersburg, mit denen bis heute noch Kontakt besteht. Und auch heute finden immer wieder ehemalige Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, vor allem aus Frankreich, Belgien und den Niederlanden den Weg nach Oberndorf und zu seinen Erinnerungsstätten, inzwischen begleitet von Söhnen, Töchtern oder Enkeln.

Als der Filmemacher Wolfgang Landgraber im Mai 1982 für den Süddeutschen Rundfunk (SDR) eine Fernsehdokumentation über die Rüstungsindustrie in Oberndorf vorbereitete, nahm er auch Kontakt mit den Initiatoren des AEL-Mahnmals auf. Eine Folge dieses ersten Films war die Produktion einer weiteren Dokumentation über den Zwangsarbeitereinsatz in Oberndorf mit dem Titel „Vergeben, aber nicht vergessen“<sup>3</sup>, die im März 1987 im örtlichen Kino uraufgeführt wurde. Beide Filme sind in der Oberndorfer Öffentlichkeit heftig und kontrovers diskutiert worden. Den historischen Hintergrund um das „Arbeits-erziehungslager“, vor allem aber auch die kritische Diskussion um die Vergangenheits„bewältigung“ bis Mitte der 1980er Jahre, ist in der Magisterarbeit von Gesine Becher-Sofuoglu<sup>4</sup> im Jahr 1988 dokumentiert worden.



Auf Initiative des Publizisten Lothar Eberhardt besuchten im Oktober 1993 vier ehemalige „Osterarbeiterinnen“ aus Russland die Stadt Oberndorf – hier am Gedenkstein auf dem Talfriedhof.

Foto: Lothar Eberhardt

Die wissenschaftliche Aufarbeitung des Themas insgesamt ist allerdings noch nicht sehr weit fortgeschritten. Im gewissermaßen offiziellen Geschichtsbuch der Stadt geht die Historikerin Michaela Häffner auf die Geschichte selbst und auch auf die Erinnerungsarbeit ein<sup>5</sup>. Zwischen Erinnerungsarbeit und wissenschaftlicher Forschung steht ein Projekt mit 20 polnischen Zeitzeugen, mit denen der Schramberger Archivar Carsten Kohlmann 2002 ausführliche Interviews führte<sup>6</sup>. Ein bewegendes Einzelschicksal machte der ehemalige Bürgermeister Klaus Laufer öffentlich, der von 1972 an die Biografie einer „Ostarbeiterin“ und ihrer überlebenden, hier geborenen Tochter ermittelte: Die Moskauer Medizinstudentin gebar im Oktober 1944 im Lager ein Mädchen, starb aber an unversorgten Blutungen infolge der Geburt; ihre Tochter wurde im Sommer 1945 zur Adoption nach Kanada vermittelt<sup>7</sup>. Im Internet informiert die Homepage des Publizisten Lothar Eberhardt, der sich seit den Aktionen der Naturfreunde-Jugend für die Erinnerungsarbeit unermüdlich engagiert, über die Geschichte des Zwangsarbeitseinsatzes in Oberndorf<sup>8</sup>.

Anfang 2007 war im Schwedenbau, der das städtische Museum beherbergt, eine Sonderausstellung zum Thema zu sehen<sup>9</sup>. Im Museum selbst wird dieser Aspekt der Geschichte wohl auch angesprochen, steht allerdings noch immer auf dem Stand von etwa 1980; die längst überfällige Aktualisierung konnte aus Gründen politischer Rücksichtnahme noch nicht realisiert werden.

### Das „Buch der Erinnerung“

Die Sonderausstellung des städtischen Museums über den Zwangsarbeitereinsatz in Oberndorf war in unmittelbarem Zusammenhang mit der Einweihung des Mahnmals „Buch der Erinnerung“ am 27. Januar 2007 entstanden. Auf einer kreisrunden Platzanlage am nordwestlichen Ende der Kienzlestraße und somit direkt am Neckartal-Radweg, der von Altoberndorf zur Stadt hinführt, steht übermannshoch ein Buch aus Stahl mit einem Umschlag und vier Blättern, die sich zum Lesen umwenden lassen. Auf ihnen sind neben einer kurzen Einführung und einer Planskizze der Lager die Liste der Todesopfer des Zwangsarbeitereinsatzes zu lesen: 308 Namen mit Lebensdaten.

Der Standort war anfangs nicht unumstritten, weil er von der öffentlichen Wahrnehmung eigentlich eher abseits liegt. Er ist aber berechtigt, weil im Siedlungsgebiet südlich davon sich ab Sommer 1943 das größte Oberndorfer Lager erstreckte, das Lager „Linde“, vornehmlich mit bis zu 2.000 sowjetischen Frauen. Mittlerweile sind Ort und Mahnmal akzeptiert und weitum gut bekannt, es finden immer wieder Veranstaltungen dort statt – wohl auch deshalb, weil es ein informatives, ein „sprechendes“ Denkmal ist.

Anfang 2003 ging vom städtischen Kulturamt die Initiative aus, ein Mahnmal für die Opfer des Zwangsarbeitereinsatzes in Oberndorf zu errichten. Die Idee, von einer Freiwilligen-Projektgruppe aus den weiterführenden Schulen erst



In diesem 2007 errichteten *Buch der Erinnerung* sind 308 Namen von in Oberndorf gestorbenen Zwangsarbeitern mit ihren Lebensdaten verzeichnet. Das am heutigen Neckarradweg gelegene Denkmal liegt in der Nähe des ehemaligen Lagers „Linde“. Foto: Andreas Kussmann-Hochhalter

das Thema inhaltlich erarbeiten zu lassen und dann gemeinsam mit dem Bildhauer Herbert Goeser ein künstlerisches Konzept zu entwickeln, scheiterte. Daraufhin fassten Bürgermeister und Gemeinderat den Beschluss, einen künstlerischen Wettbewerb für ein Mahnmal auszuschreiben, an dem sich sieben Künstler und Künstlerinnen beteiligten. Erster Preis und Auftrag wurden dem Rottweiler Bildhauer und Kulturmanager Jürgen Knubben zugesprochen.

### Ein privates Mahnmal

Am anderen Ende der Kienzlestraße in Oberndorf-Altobberndorf, an der Ecke zur Sonnenhalde, quasi gegenüber diesem jüngsten Monument, findet man das älteste Oberndorfer Mahnmal. Es steht im Vorgarten eines Privathauses, besteht aus zwei von Pflanzen umwachsenen Granitblöcken, an denen zwei wenig künstlerisch gestaltete Metallplatten befestigt sind. Die größere trägt die Widmung: „Zur ehrenden Erinnerung an die fremden Zwangsarbeiter im Krieg 1939–45“, die kleinere den erläuternden Text:

*Während des Zweiten Weltkrieges mussten weit über 5000 ausländische Männer und Frauen unter unmenschlichen Bedingungen Zwangsarbeit in der Oberndorfer Rüstungsindustrie leisten (bei MAUSER).*

~~283~~<sup>10</sup> *Über 300 kamen dabei ums Leben. Eines der zahlreichen Lager mit über 2000 Insassen wurde ‚Russenslager‘ genannt. Es befand sich etwa 250 m von hier entfernt.*

Die Entstehung der Anlage hat einen bemerkenswerten Hintergrund: Sie wurde 1979 in privater Eigeninitiative von Hermann Pfaff (1905–1986) geschaffen. Pfaff war Mitglied der SS, und zwar schon vor 1933. 1936 hatte er als einer der ersten eine Siedlerstelle auf der Altobberndorfer Gemarkung Irslenbach erhalten. Im Sommer 1943 wurde die Familie zwangsläufig Nachbar des Lagers „Linde“, und in unmittelbarer Nachbarschaft ihres Anwesens entstand später noch ein kleineres Lager „Ahorn“ für 150 französische Arbeiter. Selbst bei den Mauser-Werken beschäftigt, hat Pfaff den Zwangsarbeitereinsatz unmittelbar miterlebt. Aufgrund dieser Erfahrungen und der Kontakte mit diesen Ausländern wandelte er sich vom überzeugten Nationalsozialisten zum Antifaschisten und engagierte sich nun politisch in der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) und trat dem Internationalen Versöhnungsbund bei.

Im Juli 1979 richtete Hermann Pfaff das Mahnmal in Eigenleistung auf dem Nachbargrundstück ein, das seinem Sohn gehört. Eine erste Inschriftentafel, die explizit den Zwangsarbeitereinsatz in der „Waffenfabrik“ erwähnte, wurde gestohlen und ist verschollen. Pfaff persönlich wurde mehrfach bedroht. Die Anlage und der umliegende Garten waren und sind immer wieder Ziel von anonymen Anschlägen, die die Polizei nicht aufklären kann. Um 2004 stellte der Sohn Ulrich Pfaff, der das Engagement seines Vaters fortsetzt, die zweite Tafel mit den Erläuterungen auf. Die Anlage ist wahrscheinlich das einzige private Mahnmal für Opfer des Nationalsozialismus in Deutschland.



## Orte der Erinnerung an die Zwangsarbeiter



Den ältesten Gedenkort, der in Oberndorf an das Schicksal der Zwangsarbeiter erinnert, errichtete Hermann Pfaff auf seinem Privatgrundstück. Die schwarze Tafel und die Hinweise auf die Nationalitäten entstanden 1979, das erläuternde Hinweisschild mit dem Pfeil fügte Ulrich Pfaff im Jahr 2004 hinzu. Mit dem „Russenlager“ ist das oben erwähnte Lager „Linde“ gemeint. Das Foto oben entstand 2006, das Foto unten 2013 nach einer Umgestaltung, bei der die Zahl „283“ durchgestrichen und durch „Über 300“ ersetzt wurde. Fotos: Andreas Kussmann-Hochhalter

### Die Initiative „27. Januar“

Das dass „Buch der Erinnerung“ aufgestellt wurde, war eine Initiative der Stadtverwaltung. Um die kontinuierliche Erinnerungsarbeit kümmert sich in Oberndorf eine private Initiative „27. Januar“. Seit 2009 organisiert das Dutzend Aktive jährlich zum „Internationalen Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus“, der am Jahrestag der Befreiung des KZ Auschwitz am 27. Januar 1945 stattfindet, eine Gedenkveranstaltung am „Buch der Erinnerung“. Anfangs mit Unbehagen beobachtet, ist seit 2012 auch die Spitze der Stadtverwaltung mit



Die seit 2009 jährlich am „Buch der Erinnerung“ stattfindende Veranstaltung der Initiative 27. Januar im Jahr 2014. Foto: Karl Friedrich

einem Repräsentanten vertreten. Bis vor kurzem stand dabei allein das Gedenken an die Opfer des Zwangsarbeitseinsatzes im Mittelpunkt.

Die Initiative entfaltet auch Aktivitäten zu anderen Themen und an anderen Terminen. In Vorträgen und Zeitzeugengesprächen wurde beispielsweise die Pogromnacht 1938, die Geschichte eines Deserteurs aus Oberndorf oder das Kriegsende in unserer Stadt in die Öffentlichkeit getragen. In den Jahren bis 2014 hatte der ehemalige Bürgermeister Klaus Laufer als Mitarbeiter

der Initiative das Schicksal von 18 Oberndorfern und Oberndorferinnen erforscht und publiziert, die 1940/41 Opfer der NS-Krankenmorde geworden waren, verharmlösend „Euthanasie“ genannt<sup>11</sup>.

Auf Grundlage dieser Ergebnisse wurde im Januar 2015 das „Buch der Erinnerung“, das ursprünglich ausschließlich der „Zwangsarbeit in Oberndorf 1939–1945“ – so sein Untertitel – gewidmet war, erweitert und die Namen dieser 18 Ermordeten hinzugefügt. Im gleichen Zug wurden auch die Namen der vier Angehörigen der jüdischen Familie Eppstein eingetragen, die dem Holocaust zum Opfer gefallen sind. In einer gemeinsamen Veranstaltung mit der Israelitischen Kultusgemeinde Rottweil zum *Yom haSho'a*, dem jüdischen Gedenktag zur Shoah, erinnerte im April 2015 die Initiative „27. Januar“ an diesen Teil der Oberndorfer Geschichte.

### Keine Orte des Gedenkens

Immer noch ein gänzlich leeres Blatt weist die Geschichte der politischen Verfolgung und des Widerstandes in unserer Stadt auf. Zwar war Oberndorf eben keine Hochburg der Arbeiterbewegung und die Prosperität durch die Rüstungskonjunktur begünstigte die Anpassung an das Regime. Aber Unterdrückungsmaßnahmen in der Zeit seiner Etablierung 1933/34 hat es sehr wohl gegeben. Doch dieses Kapitel ist in der städtischen Geschichtsschreibung noch ungeschrieben.

Bekannt aber sind Orte der Verfolgung: der Sitz der NSDAP-Ortsgruppe in der Rosenbergstraße (heute Schulgelände, Fachklassentrakt) – das Lokal des SA-Sturms, genannt „Braunes Haus“, in der Sägewerkstraße östlich des Bahnhofs – das Quartier der Gestapo in der Kameralstraße (heute Teil der Kreissparkasse). Es ist schon ungewöhnlich, dass eine so kleine Stadt wie Oberndorf mit nur ein paar Tausend Einwohnern eine Gestapo-Stelle hatte. Es ist ein Hinweis auf den Umfang der Verfolgung in dieser Region. Sie traf vor allem die zahlreichen ausländischen Arbeiter und Arbeiterinnen, aber nicht nur diese. Zeitzeugen berichten, dass sie aus dem Gestapo-Keller oftmals Schreie von Gequälten hörten. Und Spuren, die die Inhaftierten in den Zellen hinterlassen haben, existieren noch heute.

### Autor

ANDREAS KUSSMANN-HOCHHALTER, geboren 1955 in Düsseldorf. Nach dem Studium der Neueren Geschichte in Berlin (1975-1982) und einer Ausbildung im Wirtschaftsarchivwesen arbeitete er im Stadtarchiv Düsseldorf, im Historischen Archiv der Stadt Köln/NS-Dokumentationszentrum und im Unternehmensarchiv der Robert Bosch AG, Stuttgart. Freiberuflich führte er Projekte durch zur Sozial- und Alltagsgeschichte und Museumspädagogik, u.a. für die Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf, das Stadtmuseum Düsseldorf und die Geschichtswerkstatt „Zeitmaschine“ Düsseldorf e.V. Seit 2002 leitet er das Stadtarchiv und das Museum im Schwedenbau der Stadt Oberndorf a. N. und arbeitet ehrenamtlich in der Initiative „27. Januar“ mit.

### Anmerkungen

- 1 Die Informationen basieren auf Recherchen zur Sonderausstellung im Museum im Schwedenbau (siehe Anm. 9).
- 2 Oberndorf/Oberndorf-Aistaig, Lauterbachtal (Koordinaten: 48° 18' 23" ö. L. / 8° 33' 51" n. B.).
- 3 WOLFGANG LANDGRAEBER (Drehbuch, Regie, Produktion): Vergeben, aber nicht vergessen. Zwangsarbeit im Deutschen Reich 1939–1945, BR Deutschland 1986, 60 Min., Farbe.
- 4 GESINE BECHER-SOFUOGLU: Erinnerungsarbeit in Oberndorf. Zwangsarbeit und Arbeitserziehungslager Aistaig – Aufarbeitung und Umgang mit der eigenen Geschichte. Magister-Arbeit. Universität Tübingen 1988.
- 5 MICHAELA HÄFFNER: Nationalsozialismus von 1933 bis 1945. In: Stadt Oberndorf am Neckar (Hg.): Geschichte der Stadt Oberndorf am Neckar. Band 2: Vom Übergang an Württemberg bis heute. Oberndorf am Neckar 2006 (S. 146–154 und 157 f.). Der Stand ihrer Forschungen ist allerdings von Mitte der 1990er Jahre.
- 6 CARSTEN KOHLMANN: Erinnerungen ehemaliger polnischer Zwangsarbeiter in Oberndorf am Neckar. In: Schwäbische Heimat, 56/2005 (Heft 2, S. 177–184).
- 7 KLAUS LAUFER: Ginny Sims, die russisch-deutsche Kanadierin, ohne Ort und Jahr. (Oberndorf 2009 / nur als Privatdruck in kleiner Auflage erschienen).
- 8 [www.oberndorfgedenken.de](http://www.oberndorfgedenken.de) – Die Homepage ist leider nicht sehr sorgfältig gepflegt. Sehr wahrscheinlich auch von Eberhardt stammt der Wikipedia-Beitrag „NS-Zwangsarbeit im Bereich Oberndorf am Neckar“, der meines Erachtens einige Fehleinschätzungen aufweist.
- 9 Zwangsarbeit in Oberndorf 1939–1945. Работать в Оберндорфе – Pracować w Oberndorfu – Arbeien en Oberndorf – Travailler à Oberndorf – Lavorare in Oberndorf (Autor ist der Verfasser; eine geplante Begleitpublikation konnte nicht erscheinen.).
- 10 Die Änderung der Zahl 283 wird in der Bildlegende auf Seite 220 erklärt.
- 11 KLAUS LAUFER: „Ein schöner Tod in Sonnenstein“. Gedenkschrift für die Opfer der „Euthanasie“-Verbrechen in der NS-Zeit aus Oberndorf a. N. mit den Stadtteilen Aistaig, Altoberndorf, Befendorf, Bochingen, Boll und Hochmössingen, ohne Ort und Jahr (Oberndorf 2014).

## Erinnern an das Tuttlinger Lager Mühlau

von GUNDA WOLL

Auf der westlich des Tuttlinger Stadtzentrums gelegenen Flur Mühlau, wo heute das Bildungszentrum steht, befand sich zwischen 1942 und 1955 – nur die Lagerkirche blieb noch bis 1964 stehen – ein aus bis zu etwa 50 Gebäuden bestehendes Barackenlager, das nacheinander und teilweise gleichzeitig von vier verschiedenen Organisationen zur Unterbringung unterschiedlicher Personengruppen genutzt wurde.

Während des Zweiten Weltkriegs wurde das Lager im Jahr 1942 errichtet, um dort vor allem aus der Sowjetunion verschleppte Zwangsarbeiter unterzubringen. Nach Kriegsende, von 1945 bis 1948, diente das Gelände den französischen Besatzungsbehörden als *Dépôt de Transit*, also als Durchgangs- und Entlassungslager für ehemalige deutsche Wehrmachtssoldaten aus französischer und in geringem Umfang auch aus russischer Kriegsgefangenschaft. Zwischen 1949 und 1955 nutzten internationale Flüchtlingsorganisationen einen abgesonderten Bereich des Lagers für „Displaced Persons“, die durch den Krieg heimatlos geworden waren, darunter ehemalige KZ-Insassen, ehemalige osteuropäische Zwangsarbeiter sowie sogenannte Westarbeiter, die während der Naziherrschaft freiwillig nach Deutschland gekommen waren. Und zudem waren dort zwischen 1950 und 1955 in einem Durchgangslager des Landkreises Tuttlingen deutsche Heimatvertriebene und Flüchtlinge untergebracht.

Bereits 1949 benötigte man nicht mehr alle Baracken und ließ sie nach und nach abbrechen oder versetzen. Die letzten verschwanden 1955. Stehen blieb lediglich eine 1946 erbaute Holzkirche, die erst 1964 dem Neubau des Immanuel-Kant-Gymnasiums weichen musste. Als Erinnerung an die Zeit zwischen 1945 und 1948, als rund 200 deutsche Kriegsgefangene in dem Lager arbeiteten, wurde 1983 ein Gedenkstein eingeweiht. Am 69. Jahrestag der Kapitulation der deutschen Wehrmacht, am 8. Mai 2014, wurde zudem ein historischer Gedenkpfad eröffnet, der die gesamte Geschichte des Lagers ins Bewusstsein rufen möchte. Nach einem Überblick über die verschiedenen Nutzungen des Lagers werden im folgenden Beitrag die Etappen auf dem Weg von der Schließung des Lagers bis zur Eröffnung des heutigen Gedenkortes vorgestellt.

### Das „Barackenlager Mühlau“ 1942 bis 1945

Als im Jahr 1942 zunehmend sogenannte „Ostarbeiter“ aus Polen und der Sowjetunion nach Deutschland verschleppt wurden, um dort in den Industriebetrieben und der Landwirtschaft die wegen des Kriegsdienstes fehlenden deut-

schen Arbeitskräfte zu ersetzen, entstanden in vielen deutschen Städten besondere Lager zur Unterbringung dieser Zwangsarbeiter. Ende 1942<sup>1</sup> gründeten mehrere der über 80 Tuttlinger Firmen, in denen „Ostarbeiter“ beschäftigt wurden, eine *Barackenlager Mühlau GmbH*. Diese errichtete auf dem Wiesenareal und Überschwemmungsgebiet der Mühlau für 660 aus der Sowjetunion stammende Zwangsarbeiter, die bis dahin überwiegend in Gasthäusern untergebracht waren, zehn Gebäude: Wohnbaracken für Zwangsarbeiter und Wachpersonal, Toiletten- und Waschräume sowie eine Koch- und Essbaracke<sup>2</sup>.

Einige der ehemaligen Zwangsarbeiter waren 1995 zu Gast in Tuttlingen. Dabei berichtete der 1942 aus der Ukraine verschleppte Wassili Krakowetzki:

*1943 war das Lager fertig, im Lager war es dann viel schlechter. Ich habe immer Hunger gehabt. Wir bekamen immer Rübensuppe, sie war schlecht. Man konnte sie nicht essen. Außerdem gab es 250 g Brot, keinen Zucker und keine Butter.“<sup>3</sup> An späterer Stelle führte er aus: „Ich erinnere mich, dass zwei Lagerinsassen zu fliehen versuchten. Innerhalb von zwei Tagen wurden sie geschnappt und ins Konzentrationslager gebracht. Widerstand haben wir keinen geleistet, wir wussten, dass es zu gefährlich war.“<sup>4</sup>*

Wie viele Zwangsarbeitende an den Folgen von Krankheiten oder an Erschöpfung starben, ist nicht überliefert. Auf dem Tuttlinger Friedhof wurden etwa 20 Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene beigesetzt.

Am 21. April 1945 marschierte die französische Armee in Tuttlingen ein und befreite die Zwangsarbeiter, die allerdings bis Kriegsende noch in Tuttlingen blieben und dann zum größten Teil in ihre Heimat zurückgebracht wurden. Die französische Armee führte gefangengenommene Wehrmachtssoldaten mit sich, die von befreiten französischen Kriegsgefangenen bewacht wurden. In Tuttlingen angekommen, wurde ein Platz gesucht, wo die Kriegsgefangenen dauerhaft gesammelt werden konnten. Dieser fand sich zwischen zwei Eisenbahnlinien in der Flur Mühlau, wo bereits das Zwangsarbeiterlager existierte, das die französische Armeeverwaltung aber erheblich erweitern ließ.

### **Das Durchgangs- und Entlassungslager *Dépôt de Transit* 1945 bis 1948**

Dem in Baden-Baden<sup>5</sup> errichteten französischen Hauptquartier für die Verwaltung der Kriegsgefangenen unterstanden drei *Dépôts de Transit*, neben Tuttlingen die Lager in Bretzenheim nahe Bad Kreuznach und in Malschbach, einem Stadtteil von Baden-Baden. In diesen Lagern wurde entschieden, ob Angehörige der aufgelösten Wehrmacht sofort entlassen oder als Kriegsgefangene nach Frankreich deportiert werden sollten. Alle Angehörigen der ehemaligen Wehrmacht mussten sich ihre Entlassungsscheine in einem dieser Lager abholen, auch diejenigen, die als Kriegsgefangene zur Zwangsarbeit nach Frankreich geschickt wurden oder von dort zurückkamen.



Ankunft von Wehrmachtssoldaten im Lager Mühlau 1945. Im Vordergrund das alte Zwangsarbeiterlager. Foto: Museum der Stadt Tuttlingen

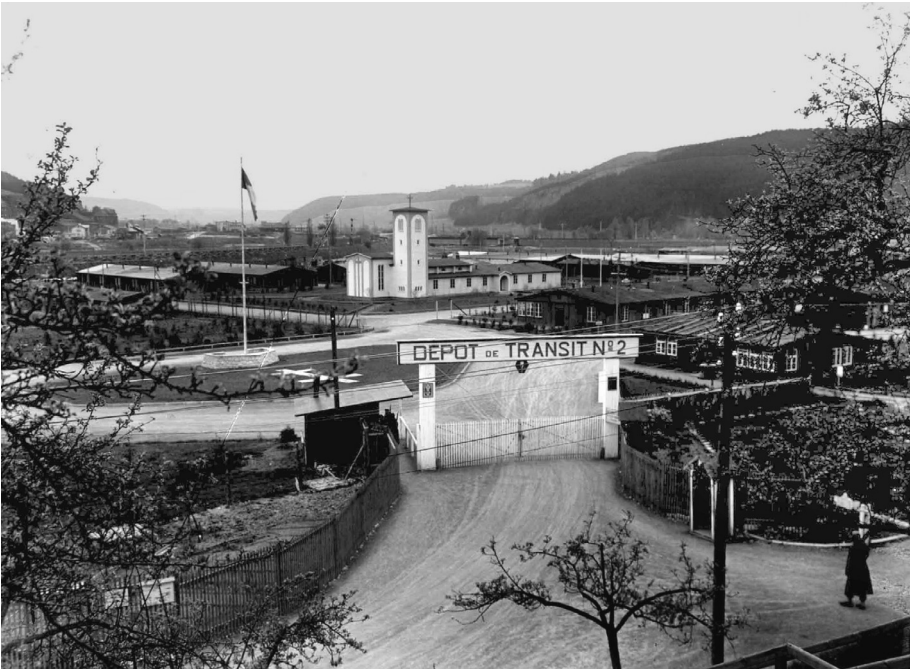
Ein Zeitzeuge schildert die Situation vor seinem Transport in französische Kriegsgefangenschaft: „Der Transport ging nach Tuttlingen, wo wir in einem riesigen Lager, in dem sich etwa 30.000 Gefangene befanden, genau wie alle anderen auf einer großen eingezäunten Wiese kampierten.“<sup>6</sup> Die Zahl der im Lager kampierenden Kriegsgefangenen war somit deutlich größer als die der Tuttlinger Zivilbevölkerung von damals etwas 20.000.

*Die Verpflegung [so der Zeitzeuge weiter] war äußerst dürftig. Es gab etwa einen halben Liter Rübenbrühe und dazu ein Stück Weißbrot. Wir sammelten Brennnesseln und Gänseblümchen auf der Wiese und aßen sie als Salat [...] Für das ganze Lager gab es nur einen Wasserhahn, an dem sich täglich alle anstellten, um Wasser in ihre Feldflasche oder in ihr Kochgeschirr zu füllen. Das Wasser war nicht rationiert, aber wir mussten stundenlang dafür anstehen.<sup>7</sup>*

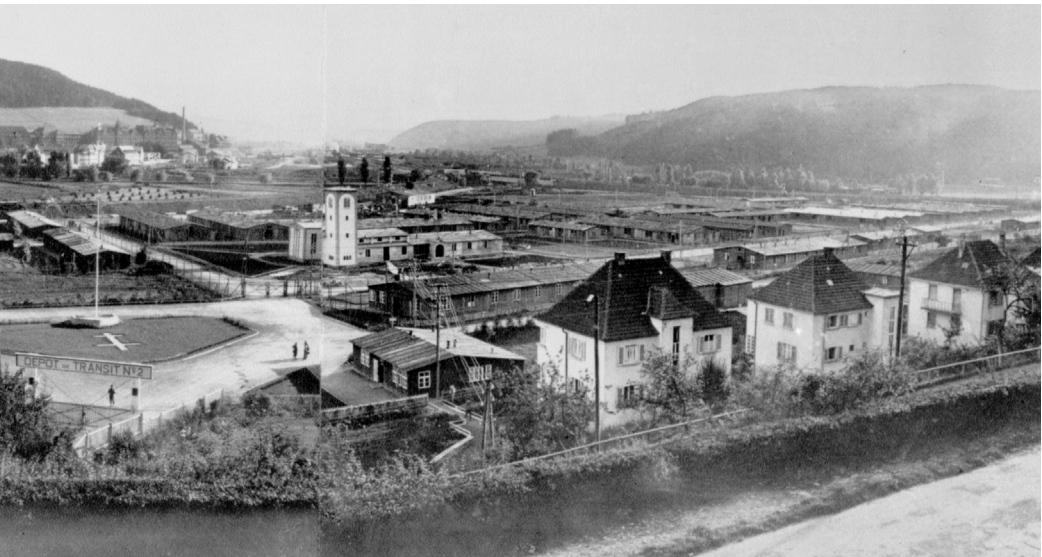
Da die Baracken des Zwangsarbeiterlagers bei weitem nicht ausreichten, wurden weitere Baracken errichtet. Einige Kriegsgefangene bildeten den sogenannten „Stamm“ und unterstützten die französische Lagerverwaltung. Andere wurden als „Außenkommandos“ zu Arbeitseinsätzen in der Forstwirtschaft oder als Erntehelfer in der Landwirtschaft herangezogen.



Gesamtanlage des *Dépôt de Transit* No 2. Foto: Museum der Stadt Tuttingen



Blick auf das Haupttor des *Dépôt de Transit* No. 2 in Tuttingen. Im Vordergrund ist die 1946 errichtete Lagerkirche zu sehen, die noch bis 1964 stand. Foto: Museum der Stadt Tuttingen



Im Jahr 1945 waren die für den Transit zuständigen Mitarbeiter des Lagers Tuttlingen fast ausschließlich für die Weiterleitung ehemaliger Wehrmachtssoldaten nach Frankreich beschäftigt. In den Folgejahren spezialisierten sie sich auf die Entlassung von Kriegsgefangenen, die aus Frankreich kamen. 1946 wurden in Tuttlingen knapp 60.000 Kriegsgefangene entlassen, das war etwa die Hälfte aller Entlassungen in den drei *Dépôts* der französischen Besatzungszone. Im April 1947 einigten sich die Siegermächte darauf, alle Kriegsgefangenen bis 1948 nach Hause zu entlassen. In der Folge stiegen die monatlichen Entlassungen aus französischer Gefangenschaft von 12.000 Mann im Januar 1947 auf bis zu 40.000 in den letzten Monaten des Jahres 1947.

Am 8. Dezember 1948 verließen die letzten deutschen Kriegsgefangenen Frankreich. Abhängig von ihrer Herkunft oder dem Ziel ihrer Repatriierung wurden die aus französischen Lagern kommenden Gefangenen über verschiedene Durchgangslager geleitet, wo sie einen endgültigen Entlassungsschein bekamen, der Voraussetzung für die ordnungsgemäße Rückkehr ins zivile Leben war. Wer in die sowjetische Besatzungszone wollte, wurde über das Transit-Lager Saarlalbe in Lothringen geschleust und in Bebra-Gerstungen an sowjetische Offiziere übergeben. Wer in die englische oder nördliche französische Besatzungszone wollte, kam zunächst nach Bretzenheim, und wer in die amerikanische oder südliche französische Besatzungszone wollte, kam nach Tuttlingen. Vermutlich haben zwischen 300.000 und 400.000 deutsche Kriegsgefangene im Tuttlinger *Dépôt de Transit* ihre Entlassungspapiere bekommen.

Ab März 1948 wurden auch Heimkehrer aus russischer Gefangenschaft durch Tuttlingen geschleust. Im Juni wurde mit 1.438 Kriegsgefangenen aus russischem Gewahrsam für 1948 ein Höchststand erreicht. Da die Sowjetunion die



vereinbarte Entlassungsfrist bis zum 31. Dezember 1948 für sich als nicht bindend ansah, kam die Repatriierung deutscher Kriegsgefangener aus Russland jedoch nur schleppend voran. Erst als die Sowjetunion auf Druck der Alliierten in den beiden Folgejahren mit rund 2 Millionen Kriegsgefangenen den größten Teil der in ihrem Gewahrsam verbliebenen Gefangenen entließ, schnellten auch in Tuttlingen die Zahlen dieser Gruppe von Lagerbewohnern in die Höhe.

### **Durchgangslager für Heimatvertriebene und Flüchtlinge aus der sowjetischen Besatzungszone 1950 bis 1954**

Zwischen 1950 bis 1954 wurde aus dem Heimkehrerlager ein Durchgangslager für Flüchtlinge aus der sowjetischen Besatzungszone und für Heimatvertriebene. Deren Aufnahme hatte die französische Militärregierung in den Jahren 1945 bis 1949 stark beschränkt. Durch eine Vereinbarung des Alliierten Kontrollrates wurde die Umsiedlung in die französische Zone bis April 1946 hinausgezögert und gleich darauf, im August 1946, verhängte die Militärregierung eine totale Zuzugssperre für ethnische Deutsche („Volksdeutsche“) aus Mittel- und Osteuropa. Erst im April 1949 genehmigte General Koenig den Zuzug von Flüchtlingen, die Familienangehörige oder einen Arbeitsvertrag in der französischen Zone vorweisen konnten. Im Rahmen des Flüchtlingsausgleichs mit den bevorzugten Aufnahmeländern Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Bayern sollten bis Ende 1950 49.000 Umsiedler aufgenommen werden, davon kamen rund 32.000 bereits im Laufe des Jahres 1949.

Zunächst hatte das evangelische Vereinshaus in Tuttlingen als Kreisdurchgangslager gedient, bis das Landratsamt auf Veranlassung des Innenministeriums des Landes Württemberg-Hohenzollern im Juni 1950 das nicht mehr ausgelastete Heimkehrerlager Mühlau auch als Durchgangslager für heimatvertriebene Deutsche zu nutzen und einzurichten begann. Zwei Baracken für die Unterbringung von 150 Personen waren vorgesehen, tatsächlich waren bis zu 350 Menschen untergebracht. Wanzen, Zugluft, Bodenkälte und Überbelegung erschwerten das Leben im Lager. Das Kreisdurchgangslager für deutsche Heimatvertriebene und Flüchtlinge im Lager Mühlau wurde 1954 aufgelöst, nachdem viele der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen inzwischen anderweitig untergebracht waren, vielfach in Wohnungen und Häusern, die über Sonderprogramme für Flüchtlingswohnungsbau errichtet wurden.

### **Lager für *Displaced Persons* 1945 bis 1955**

Nach den Zwangsarbeitern und gleichzeitig mit Kriegsgefangenen und Flüchtlingen waren zwischen 1946 und 1955 sogenannte „Displaced Persons“ („Heimatlose Personen“) in einem sogenannten „Ausländerlager“ in der Mühlau untergebracht. Zahlreiche Menschen, die zuvor verschleppt oder inhaftiert worden oder freiwillig gekommen waren, blieben nach Kriegsende zunächst in Deutschland. Zehntausende dieser *Displaced Persons* nutzten das Lager Mühlau als Durchgangslager. Viele waren auch längerfristig dort untergebracht. Diese

Menschen wurden in einem separaten Lagerteil untergebracht, der von den anderen Baracken durch einen Drahtzaun getrennt war. Diese Personengruppe wurde von der „United Nations Relief and Rehabilitation Administration“ (UNRRA), seit 1947 von deren Nachfolgeorganisation, der „International Refugee Organization“ (IRO), betreut.

Zwischen Mai 1945 und Anfang 1946 lebten laut dem 1949 verfassten Rechenschaftsbericht des französischen Kreisgouverneurs Jean Lucien Estrade 1.500 *Displaced Persons* im Kreis Tuttlingen und erhielten Unterstützung. Gleichzeitig wurde eine ungefähr zehn Mal so große Anzahl durch das Lager geschleust. Die zuständige Kommission des Kreises Tuttlingen repatriierte in diesem Zeitraum mehr als 1.000 Franzosen, 700 Griechen und 400 Holländer, die als sogenannte „Westarbeiter“ mehr oder weniger freiwillig in Deutschland gearbeitet hatten.

Im November 1946 befanden sich insgesamt 460 *Displaced Persons* im Kreis Tuttlingen, von denen viele für Monate oder gar Jahre im Tuttlinger Lager blieben. Einige fanden Arbeit in der Region und schickten ihre Kinder hier in die öffentlichen Schulen. Die meisten wanderten von hier in die USA, nach Kanada oder nach Südamerika aus.<sup>8</sup> Nachdem das Kreisdurchgangslager für Flüchtlinge und Heimatvertriebene 1954 aufgelöst worden war, drängten die Landesbehörden auch auf eine Schließung des Ausländerlagers, wie aus einem Aktenvermerk des Tuttlinger Landrats Dr. Geiger aus dem November 1954 hervorgeht:

*Auf Grund des schlechten baulichen Zustands des Lagers Mühlau und vor allem um den Insassen ein weiteres Lagerleben zu ersparen, hat das Regierungspräsidium die Auflösung des Ausländerlagers und die Unterbringung der Lagerinsassen in Wohnraum im Regierungsbezirk Südwürttemberg-Hohenzollern beschlossen.*

Bereits seit dem Frühjahr 1954 hatte die Landkreisverwaltung viele *Displaced Persons* in privaten Gebäuden untergebracht. Am 7. November 1955 wurde das Ausländerlager offiziell aufgelöst. Damit endete auch die Geschichte des Barackenlagers in der Mühlau, das während eines Zeitraumes von 13 Jahren in sehr unterschiedlichen politischen Rahmenbedingungen von Menschen mit sehr unterschiedlichen Zukunftsperspektiven bewohnt worden war, die wohl nur eines einte: Freiwillig waren sie nicht in die Mühlau gekommen.

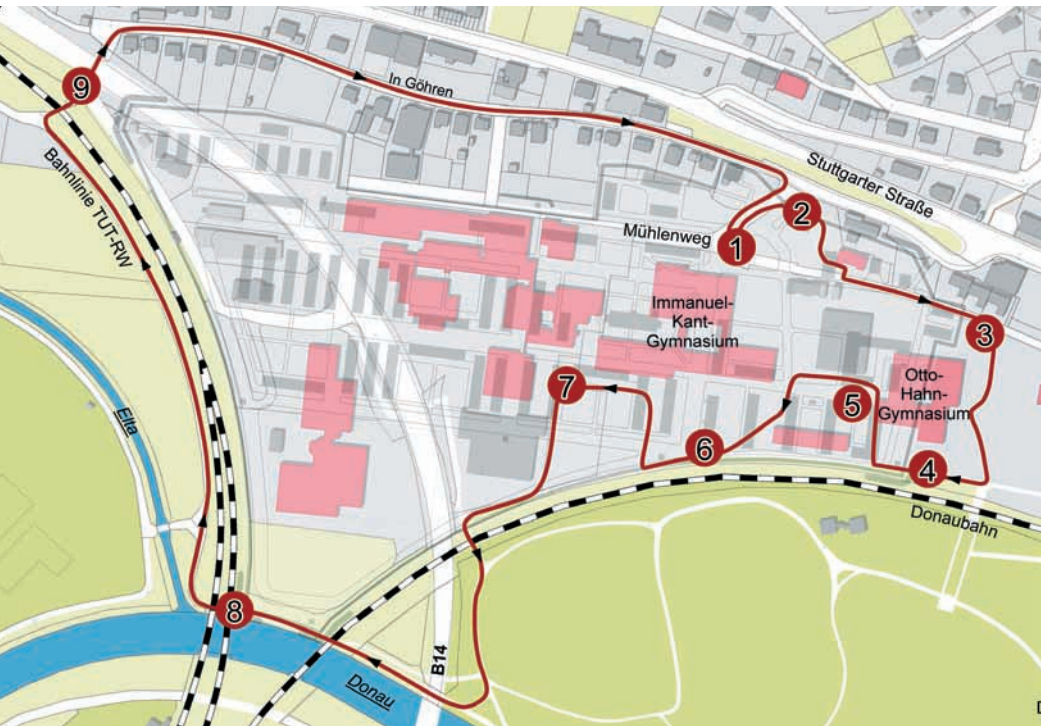
### Zur Geschichte des Gedenkens an das Lager Mühlau

Ab 1954 wurde ein Großteil der Baracken abgerissen. Stehen blieb zunächst eine 1946 errichtete Lagerkirche, die erst 1964 abgebrochen wurde, als das Immanuel-Kant-Gymnasium auf dem Gelände errichtet wurde.<sup>9</sup> Aus dem Stadtbild war das Lager seitdem komplett verschwunden. Alte Strukturen waren nicht mehr zu erkennen, Denkanstöße lieferte nur ein Erinnerungsstein der ehemaligen Lagerinsassen.



Der 1983 von ehemaligen Lagerinsassen aufgestellte Erinnerungsstein.  
Foto: Museum der Stadt Tuttingen





Karte des im Jahr 2014 eröffneten historischen Pfades Lager Mühlau. Museum der Stadt Tuttingen

Umso wichtiger war es, die Geschichte des Lagers weiter zu erforschen und es auch im öffentlichen Raum wieder sichtbar werden zu lassen. In den Jahren zwischen 2008 und 2014 wurde die Geschichte des Lagers im Rahmen eines Projekts des Museums der Stadt Tuttingen erforscht, dokumentiert und durch einen etwa 2,3 km langen Gedenkpfad wieder sichtbar gemacht.

Der Gedenkpfad beginnt mit einer Hauptinformationstafel am Mühlenweg beim Immanuel-Kant-Gymnasium (Punkt 1 auf der Karte) und verläuft etwa auf der Grenze des ehemaligen, in seiner größten Ausdehnung 12,3 Hektar umfassenden Lagers. Bodenintarsien aus Pflaster- und Leuchtsteinen markieren verschiedene Punkte, durch die die Dimensionen des Lagers erfahrbar werden, zwei Kunstwerke setzen sich mit der Geschichte des Ortes auseinander. Die Bodenintarsien sind kombiniert mit je einer Metallplatte, auf der ein Kapitel Lagergeschichte thematisiert wird. Drei inhaltliche Schwerpunkte des Gedenkpfades innerhalb des früheren Lagerareals werden nachts durch beleuchtete Pflastersteine illuminiert. Zwei Stationen, die markante Orte im Lager bezeichnen, werden zudem durch Kunstwerke betont.

Am nordöstlichen Eckpunkt des Lagers, in der Nähe der Mühlau-Sporthalle (Punkt 3 auf der Übersichtskarte), wird an das von 1949 bis 1954 hier bestehende Durchgangs- und Umsiedlungslager, das sogenannte „Heimkehrerlager“ für



Die Skulptur *Freiheit leben* der Mannheimer Künstlerin Madeleine Dietz steht oberhalb der Haupttafel beim ehemaligen Lagerausgang (Punkt 1 auf der Übersichtskarte) und bezieht sich auf die Zeit des *Dépôt de Transit*. Hier war damals darüber entschieden worden, welcher deutsche Soldat entlassen wurde und wer in französische Kriegsgefangenschaft kam. Die Entlassenen ließen beim Tor Krieg und Gefangenschaft hinter sich und gingen in die Freiheit. Dieser Übergang soll hier symbolisch dargestellt werden. Foto: Museum der Stadt Tuttlingen

Flüchtlinge aus der sowjetischen Besatzungszone sowie Heimatvertriebene erinnert. Der südöstlichste Eckpunkt (Punkt 4 auf der Übersichtskarte) liegt beim Bahndamm und kennzeichnet die Position eines Wachturms, von dem aus französische Soldaten mit schussbereiten Gewehren die Kriegsgefangenen im *Dépôt de Transit* bewachten. Die Türme waren Teil einer Sicherungsanlage, zu der auch mehrere Stacheldrahtzäune gehörten. Nachts war die Anlage hell erleuchtet. Der Punkt trägt den Titel *Gefangen*.<sup>10</sup>

Folgt man dem Fußweg entlang des Bahndamms und biegt vor der Schülermensa ab, so kommt man in den Bereich, in dem das Zwangsarbeiterlager errichtet wurde. Von dort führt der Weg zu der Stelle, an der sich die Bahnrampe des Lagers befand (Punkt 5 auf der Übersichtskarte).



Die plastische Arbeit *Nicht offen und nicht zu* von Madeleine Dietz steht an der Stelle der Bahnrampe des ehemaligen Zwangsarbeiterlagers. Foto: Museum der Stadt Tuttlingen

Der folgende Punkt erinnert an ein einzelnes Gebäude – nämlich die Lagerkirche, die bis 1964 stand. Die Bodenintarsie befindet sich zwischen Immanuel-Kant-Gymnasium und Fritz-Erler-Schule. 1946 wurde an dieser Stelle auf Initiative des französischen Lagerkommandanten und nach Plänen des Lagerinsassen Georg Matt eine Kirche errichtet. Der Holzbau wurde mit einem steinernen Fußboden ausgestattet. Beim Transport der Kolbinger Platten verunglückte ein Kriegsgefangener tödlich. Die Kirche besaß ein Altarbild und einen Kreuzweg des Malers Carolus Vocke. 200 bis 250 Gottesdienstbesucher fanden Platz. Zunächst überkonfessionell angelegt, wurde sie 1952 der katholischen Kirchengemeinde übergeben. 1964 wurde die Kirche abgerissen.

Am südöstlichen Ende des ehemaligen Lagergeländes (Punkt 8 auf der Übersichtskarte), unter der Eisenbahnbrücke, wird an die Lebensbedingungen im Lager erinnert. Bei der Bahnunterführung an der Max-Planck-Straße (Punkt 9 auf der Übersichtskarte) kommt man in den Bereich des früheren Lagers für *Displaced Persons*, in Tuttlingen auch „Ausländerlager“ genannt.

### Autorin

GUNDA WOLL ist Mitarbeiterin der Museen der Stadt Tuttlingen.  
gunda.woll(at)tuttlingen.de

### Anmerkungen

- 1 Etwa zur gleichen Zeit (im August/September 1942) bildeten mehrere Villingener Firmen eine „Lagergesellschaft“ als GbR, die für die dortigen Zwangsarbeiter ein „Industriegemeinschaftslager (Ost)“ errichtete, siehe JOACHIM STURM: Das Villingener Werk der „Vereinigten Aluminium-Gießereien Singen-Teningen GmbH“ im Krieg 1939–1946. Ein Schweizer Rüstungsunternehmen im ehemaligen Landkreis Villingen. In: Schriften der Baar 57 (2014).
- 2 GUNDA WOLL: Lager Mühlau – Zwangsarbeiterlager. In: Lager Mühlau 1942 bis 1955. Tuttlingen 2014 (S. 7–56).
- 3 MARLIESE ALLGAIER-SCHUTZBACH, ARNULF HEGEL, GUNDA WOLL: „Wir hatten immer Hunger“ Dokumentation eines Besuchs von ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern nach 50 Jahren in Tuttlingen. Tuttlingen 1998 (S. 40).
- 4 Siehe Anm. 3 (S. 43).
- 5 ASTRID GEHRIG: Kriegsgefangenenlager in Tuttlingen 1945–1952: „Cage d’Armée No2“ – „Cage C.S.T.O No2“ – Dépôt de Transit No2“ – „Bureau de Contrôle et Démobilisation“. In: Lager Mühlau 1942 bis 1955. Tuttlingen 2014 (S. 57–146).
- 6 KARL HEINZ MEHLER: Davongekommen – Jugendzeit eines Mannheimers 1929–1950 (Lebenswege im Südwesten 1). Pylon-Verlag, Mannheim 1999 (S. 202).
- 7 Siehe Anm. 6 (S. 204).
- 8 HANS-JOACHIM SCHUSTER: Das Lager für Displaced Persons in der Mühlau. In: Lager Mühlau 1942 bis 1955. Tuttlingen 2014 (S. 201–214).
- 9 Siehe Anm. 8.
- 10 HANS BLICKENSDÖRFER beschreibt in dem später auch verfilmten Roman *Die Baskenmütze* (EA 1973 Stuttgart, Salzburg) die Befestigungsanlage im Lager Mühlau.

## Das schwierige Erinnern an die Opfer der Kämpfe im April 1945 im Furtwanger Wagnerstal

VON LUDGER BECKMANN

Vor einigen Jahren wurde die Stadtverwaltung in Furtwangen vom Regierungspräsidium Stuttgart beauftragt, auf den Grabstein der sechs unbekanntem Soldaten auf dem Neukircher Friedhof den Namen des Dr. Hans Anton Franz Merckle zu ergänzen. Diese Veränderung erinnert an ein noch immer nicht ganz geklärtes Ereignis aus den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs, das sich in einer Jagdhütte in dem schwer zugänglichen, zwischen Neukirch und Waldau gelegenen Wagnerstal zutrug. Als erster berichtete hierüber in der Neukircher Pfarrchronik der damalige Pfarrer Leonhard Schmid, der erwähnt, dass zwar in Waldau nur der Ortsgruppenleiter von den Franzosen verhaftet worden sei, 60 weitere Personen aber im Wagnerstal. Der Ortsgruppenleiter Emil Rombach, so der Bericht,

*sollte am Sonntag, den 29. April 1945, den Franzosen über das zu unserer Gemeinde gehörige, zwischen Neukirch und Waldau gelegene, etwas abgelegene Wagnerstal Auskunft geben. Darin befand sich einige Wochen vor der Besetzung schon und nach der Besetzung noch deutsches Militär. Man sprach von SS-Männern, von hohen politischen Funktionären, von Gestapo, sogar von Gauleiter Robert Wagner. Etwas Genaueres war nie zu ermitteln. Jeder Zutritt in dieses Tal war unter Lebensgefahr verboten. Wahrscheinlich hatte der Ortsgruppenleiter dorthin Funkverbindung. Er verweigerte jedoch auf Befragen der Franzosen jegliche Auskunft. Die Franzosen brachten ihn nach Waldau, wiederholten dort ihre Fragen betr. Wagnerstal erfolglos und erschossen ihn am Montag, dem 30. April 1945, außerhalb des Friedhofes von Waldau, gestatteten seine Beerdigung auf diesem Friedhofe nicht. Sein Leben beschloss er mit dem vor den Franzosen mehrfach wiederholten Hitlergruß. Nach einigen Monaten durfte seine Leiche auf dem Friedhof in Waldau begraben werden. Das Wagnerstal wurde am 29. und 30. April von den Franzosen erobert und von den dort befindlichen Soldaten gesäubert. Dabei gab es auf deutscher Seite 5 Tote, auf französischer Seite einen Toten und einige Verwundete. Die im dortigen Waldgelände befindliche Jagdhütte, ehemals der Firma Gütermann in Gutach bei Waldkirch, später dem Staat gehörig, wurde am 29. April in Brand geschossen. Am 30. April wurden von den Franzosen, die das Wagnerstal von Neukirch und von Waldau aus angriffen, ungefähr 60 Gefangene gemacht und nach Waldau geführt. Die 5 deutschen Toten wurden auf Befehl der Franzosen im Wagnerstal am 12. Mai 1945 beerdigt.<sup>1</sup>*



Damit endet der einzige zeitgenössische, wahrscheinlich im Jahre 1946 niedergeschriebene Bericht zu den Ereignissen dort. Für die nächsten Jahre tritt dieses Ereignis wieder in den Hintergrund.

1957 wird mehreren Orten die Umbettung ihrer Kriegstoten auf den neuen Ehrenfriedhof nach Donaueschingen angeboten, was Neukirch aber mit Hinweis auf andere einheimische Tote ablehnt<sup>2</sup>. 1961 steuert Kurt Gütermann<sup>3</sup> – er hatte die 1945 zerstörte Jagdhütte in den 1930er Jahren bauen und 1955 an der gleichen Stelle wieder aufbauen lassen – für einen Grabstein einen Geldbetrag bei.

Die Gemeinde sagt Gütermann zu, dieses Denkmal in ihren Schutz zu nehmen und für die Grabpflege Sorge zu tragen. Im folgenden Jahr 1962 benennt die Deutsche Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht (WAST) Berlin vier der fünf im Sammelgrab begrabenen Deutschen, muss diese Aussage aber bei drei Personen bis 1968 zurückziehen. Allein der Name des Dr. Hans Merckle ist durch aufgefundene Schriftstücke gesichert. Auch eine Graböffnung, die durch die Kriegsgräberfürsorge veranlasst wurde, bringt keine Klarheit. Die Sache gerät wieder in Vergessenheit.

In der 1968 erschienenen Neukircher Ortschronik erfährt man nichts Neues. Im Zusammenhang mit den vom Kajetanshof abgetrennten Gebäuden wird auch das Jagdhaus des Fabrikanten Kurt Gütermann erwähnt. Dort heißt es lapidar, dass das Jagdhaus „bei Kriegsende von versprengten Soldaten als Unterschlupf benutzt (...) und deshalb von französischen Truppen niedergebrannt“ worden sei, „wobei mehrere Personen“<sup>4</sup> umgekommen sein sollen. Zu den Kriegsergebnissen im Ort wird nur über die Zerstörung des Gasthauses Rössle



Der Grabstein für Hans Anton Franz Heinrich Merckle auf dem Friedhof in Neukirch.

Foto: Ludger Beckmann.

und der Pfarrkirche durch einen Luftangriff am 20. April 1945 kurz berichtet. Sehr ausführlich setzte sich gut zehn Jahre später Karl Fehrenbach mit den Ereignissen auseinander:

*Immer wieder waren in Neukirch verschiedene Einheiten im Quartier. Ende März kamen SS-Offiziere in das Wagnerstal und erkundigten sich nach den Verhältnissen in diesem einsamen Schwarzwaldtal. Im Mühleloch waren polnische und ukrainische Kriegsgefangene als Holzhauer beschäftigt. Diese wurden verlegt; auch Kriegsgefangene, die auf angrenzenden Höfen arbeiteten, wurden fortgebracht. Das Wagnerstal wurde Sperrgebiet. In Neukirch flüsterte man sich zu, daß dort ein Werwolflager<sup>5</sup> errichtet werden sollte. Vorratslager wurden angelegt. Pausenlos fuhren Fahrzeuge in das sonst so stille Tal. Gruben wurden ausgehoben, mit Brettern ausgeschlagen, die Decken mit Balken abgestützt und darauf Erde geschüttet. Die Eingänge wurden getarnt und die Lager mit Waffen, Munition, Bekleidung, Lebensmitteln, Spirituosen und allem Lebensnotwendigen gefüllt. Solche Lager waren z. B. beim Zimmerplatz, in der Nähe des Kohlplatzes, in der Gegend vom Kaspelhäusle, vom Geigerhäusle, beim ehemaligen Kajetanhof, beim Königenkreuz und noch an anderen Orten.*

*Gestützt auf die Vorräte dieser Lager sollte nach dem Überrollen im Rücken des Feindes nach russischem Muster ein Partisanenkrieg geführt werden. – So der Plan der höheren Parteileitung.*

*Sitz des Lagers war die in den Jahren 1935–36 im Blockhausstil erbaute Jagdhütte des Jagdpächters Kurt Gütermann. Diese Hütte stand auf demselben Platz, auf dem die jetzige, wesentlich größere und komfortablere Hütte steht.<sup>6</sup>*

Fehrenbach berichtet im Weiteren von den Kriegsereignissen im Ort, dass am Nachmittag des 20. April 1945 gegen 15 Uhr ein Militärfahrzeug durch Neukirch gefahren sei.

*Beim „Rößle“ standen Soldatengruppen; dies wurde von Flugzeugen beobachtet. Sie flogen einen Angriff aus Richtung Kalteherberge. Dabei wurde erst die Kirche und dann das Gasthaus „Zum Rößle“ in Brand geschossen. In der Kirche konnten die von Matthias Faller geschnitzten Barockfiguren gerettet werden, der ebenfalls von ihm geschaffene Hauptaltar und die beiden Nebenaltäre verbrannten. Im „Rößle“ wurde nur ein Pferd verletzt, doch das Gebäude brannte bis auf die Grundmauern nieder (...). Am 25. April kam von der Kalteherberge her eine französische Vorausabteilung nach Neukirch. Sie wurde von vielen Neukirchern gar nicht bemerkt. Man war an das Kommen und Gehen von verschiedenartigsten Militärfahrzeugen so gewöhnt, daß man den um die Mittagszeit durchs Dorf fahrenden, anders gezeichneten Fahrzeugen keine Beachtung schenkte. Nach kurzer Zeit verließen sie den Ort wieder.*

Neukirch sei am 26. April von Furtwangen – Gütenbach her von marokkanischer Kavallerie besetzt worden. Anders als in Gütenbach sei die Besetzung verhältnismäßig ruhig verlaufen.

*Am Sonntag, dem 29. April kamen von Waldau her 16 bis 18 Franzosen ins Obere Wolfloch. Sie sagten, sie wollten ins Wagnerstal und verlangten einen Führer. Im Wolfloch war ein ehemaliger Wehrmachtangehöriger, der beim Durchbruch nicht mitgemacht hatte, plötzlich auf dem Hof erschienen. Er war, wie es sich herausstellte, aus dem Elsaß. Dieser redete mit den Franzosen und übersetzte deren Forderungen.*

Fehrenbach lässt im Weiteren verschiedene Personen über ihre Erlebnisse berichten. Die Franzosen befragten Emil Rombach, den stellvertretenden Ortsgruppenleiter von Neukirch, der sich aber ausschwig. Ein Augenzeuge will damals erfahren haben, dass eine Gruppe Franzosen auf dem Weg zur Jagdhütte gewesen wäre und von dort Feuer bekommen hätte.

*Einer sei verwundet worden, einer wahrscheinlich tot. Der Verwundete, er war hinten am Gesäß getroffen, wurde im Philippenloch verbunden und dann abtransportiert. Mich nahmen die Franzosen mit. Unterwegs begegneten wir anderen Franzosen; diese hatten Emil Rombach mitgenommen. Er trug Stiefelhosen, Wollsocken und Strohschuhe. Ich benützte eine gute Gelegenheit und konnte unbemerkt entkommen.<sup>7</sup>*

Ein weiterer Augenzeuge berichtete, so Karl Fehrenbach, dass am Nachmittag des 29. April Franzosen mit einem Auto ins Obere Wolfloch gekommen seien. Im Auto habe Emil Rombach gesessen, der nach Waldau gebracht wurde. Dort sei



Die Jagdhütte im Wagnerstal mit Blick ins hintere Wagnerstal.

Aquarellierte Federzeichnung 1938 von Staiger, im Besitz von Herrn Kurt Gütermann

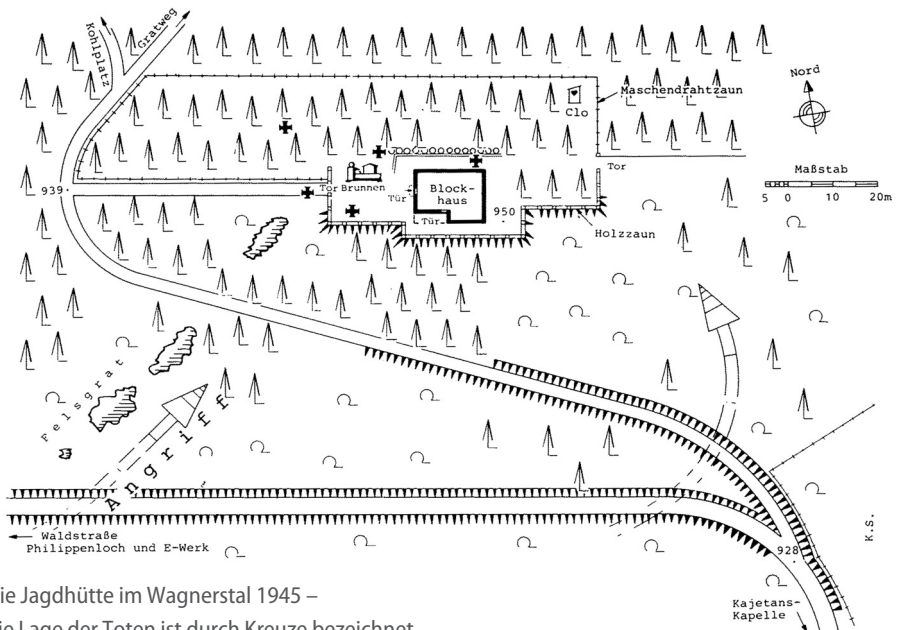
## an die Opfer der Kämpfe im April 1945 im Furtwanger Wagnerstal

er bis spät in die Nacht verhört worden. Er sollte aussagen, wer und was alles im Wagnerstal gewesen sei. Wie nachher erzählt worden sei, habe er sich geweigert auszusagen. Er sei später zum Friedhof abgeführt worden. Am nächsten Tag habe man ihn tot aufgefunden und außerhalb des Friedhofs begraben. 1946, vor Allerheiligen, sei Rombach von zwei Neukirchern ausgegraben und ohne Aufsicht und Zeremonie auf dem Friedhof von Waldau beigesetzt worden. Eine kirchliche Beerdigung habe der Pfarrer von Waldau mit der Begründung abgelehnt, Rombach sei ein Feind der Kirche gewesen.

Fehrenbach setzt seinen Bericht fort: Am 29. April 1945 habe es leicht geschneit. Die Franzosen hätten an den Spuren im Schnee erkannt, dass einigen „Wagnerstalern“ die Flucht geglückt sei. Fünf von ihnen aber hätten tot bei der Hütte gelegen. Am nächsten Morgen hätten die Franzosen eine Großrazzia vorgenommen. Alle angrenzenden Gehöfte gründlich durchsucht, die Waldungen durchkämmt und nochmals seien versprengte deutsche Soldaten aufgespürt worden (S. 20).

Die „Wagnerstaler“ seien in der Nacht vom 29. zum 30. April durchs hintere Hexenloch und über den Oberheubachhof entkommen. Doch seien sie noch wochenlang in der Gegend geblieben. Die Franzosen hätten das Tal tagelang durchsucht. Nach und nach seien die angrenzenden Nachbarn und dann auch viele Neukircher ins Wagnerstal gekommen, um von den vielen Depots zu holen, was zu holen war.

Als die ersten Neukircher an die Jagdhütte gekommen seien, hätten sie fünf Tote dort liegen sehen. Sie hätten Zivil getragen. Ein Toter habe an der hinteren



Die Jagdhütte im Wagnerstal 1945 –  
die Lage der Toten ist durch Kreuze bezeichnet.

Bergseite gelegen. Manche meinten, dies sei eine Frau gewesen; sie sei halb verbrannt gewesen. Ein Toter habe oberhalb des Brunnentroges, einer vor dem Tor, einer auf dem freien Platz vor dem Haus gelegen. Einen Toten fand man am Hang oberhalb des Weges, bei diesem lagen ein Maschinengewehr und ein Haufen Munitionshülsen und Patronen. Überall habe man Hülsen gefunden. Die Föhren, die um das Jagdhaus standen, seien später gefällt worden, sie seien voller Geschosse gewesen. Niemand kümmerte sich zunächst um die Leichen. Einige Tage später sei von Neukirchern, die auf der Suche nach Vorräten waren, ein sechster Toter gefunden worden. Er befand sich oben auf dem Weg zum Kohlplatz in der großen Kurve. Dieser Tote habe einen Genickschuß gehabt. Er stammte aus dem Elztal und gehörte nicht zur Gruppe im Wagnerstal.

Erst nach drei Wochen seien die Toten beerdigt worden. Im Zugangsweg zur Hütte sei eine Grube gegraben und die sechs Leichen hineingelegt worden. Sie seien schon am Verwesen gewesen. Im Spätjahr 1950 seien die Reste wieder ausgegraben, in einer Holzkiste verpackt auf einem Wägele nach Neukirch gebracht und auf dem Friedhof beigesetzt worden. Der Grabstein trage die Inschrift: „Hier ruhen 6 unbekannte Soldaten.“

Die Diskussion über die Frage, wer die Toten sind und wer sich dort versteckt gehalten habe oder für wen die Hütte als mögliches Versteck hergerichtet worden sei, hält bis heute an. Die Spekulationen gehen von einem Rückzugsort für hohe Parteichargen bis zu einem Werwolfager. Genauere Kenntnisse sind nach fast 70 Jahren nicht mehr zu erhalten. Es wird auch weiterhin unsere Aufgabe sein, an dieses Ereignis zu erinnern und die Toten aus dem Vergessen zu holen.

### Autor

DR. LUDGER BECKMANN, geboren 1960 in Bocholt (Westfalen). Nach Abitur und Wehrdienst Studium der Mittelalterlichen Geschichte, Wissenschaftlichen Politik und Historischen Hilfswissenschaften in Bochum und Freiburg, 1991 Magisterexamen. 1992–94 Mitarbeit am Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte, 1995 Promotion. Seit 1997 Stadtarchivar in Furtwangen. lbeckmann.stadt(at)Furtwangen.de

### Anmerkungen

- 1 LEONHARD SCHMID, zitiert in HERMANN RIEDEL: „Halt! Schweizer Grenze“. Konstanz 1983 (S. 269).
- 2 Akte Stadtarchiv Furtwangen, Neukirch II 280.
- 3 Kurt Gütermann (1899–1978), Nähseidenfabrikant aus Gutach im Breisgau hatte bereits 1936 von der Forstverwaltung einen

- Bauplatz zur Erstellung einer Jagdhütte verpachtet bekommen. Nach der Zerstörung der Jagdhütte schloss Gütermann 1953 mit der Forstbehörde einen neuen Erbbauvertrag und errichtete 1955 eine neue Jagdhütte.
- 4 KLAUS WEBER und WILHELM DOTTER: Aus der Geschichte von Neukirch. Höfe-Chronik einer Schwarzwaldgemeinde (hier zitiert nach der zweiten Auflage). Freiburg im Breisgau 1991 (S. 371).
  - 5 Die Organisation Werwolf wurde im Herbst 1944 von der SS aufgestellt, um hinter den feindlichen Linien Sabotage zu verüben, den Rückzug der Wehrmacht zu decken und Terror gegen deutsche Kollaborateure zu verüben. Der propagandistische Einfluss war wesentlich größer als die tatsächlichen Maßnahmen.
  - 6 KARL FEHRENBACH: Das Kriegsende im Wagnerstal – Neukirch 1945. In: Mitteilungen des Geschichts- und Heimatvereins Furtwangen Nr. 3/1979 (S. 6–23, hier S. 8 ff.).
  - 7 Siehe Anm. 6 (S. 14).

## Ein „Sühnekreuz“ für die am 21. Juli 1944 zwischen Schollach und Urach verübten Fliegermorde an amerikanischen Soldaten

von WOLF HOCKENJOS

*Mehrfach ist es vorgekommen, dass abgesprungene oder notgelandete Besatzungsmitglieder ... unmittelbar nach der Festnahme durch die auf das äußerste empörte Bevölkerung an Ort und Stelle gelyncht wurden. Von polizeilicher und strafgerichtlicher Verfolgung der dabei beteiligten Volksgenossen wurde abgesehen. (Rundschreiben 125/44 des Reichsministers Martin Bormann vom 30. Mai 1944)*

Nach Mord und Totschlag mussten im Mittelalter und in der Frühneuzeit als Teil einer Wiedergutmachungsvereinbarung von den Angehörigen der Täter für die Angehörigen der Opfer Sühnekreuze errichtet werden. Anknüpfend an diese Tradition wird seit dem 19. Juli 2014 im Wald zwischen Urach und Schollach an ein Verbrechen erinnert, das vor siebzig Jahren auf Anordnung der Neustädter NS-Kreisleitung an fünf Besatzungsmitgliedern eines amerikanischen Bombers verübt wurde. Der Fall wurde 1983 in der Dorfchronik von Schollach<sup>1</sup> in Form eines Zeitzeugeninterviews aufgegriffen und sodann von Rolf Ebnet sorgfältig rekonstruiert und veröffentlicht.<sup>2</sup> Wie anhand von zahlreichen Archivquellen und Zeugenaussagen belegt wird, war eine Boeing B-17, deren eigentliches Angriffsziel eine Schweinfurter Kugellagerfabrik war, bereits über Mannheim durch Flugabwehrgeschosse so stark beschädigt worden, dass sich der Pilot zu dem Versuch entschloss, die rettende Schweiz zu erreichen. In der irrigen Meinung, bereits über Schweizer Gebiet angelangt zu sein, sprang die Besatzung über dem südlichen Schwarzwald ab, während ihr Flugzeug führerlos weiterflog, bis es schließlich bei Epfenhofen unweit der Landesgrenze zerschellte. Vier Besatzungsmitglieder landeten zwischen Neukirch und Linach, drei weitere bei Urach und zwei auf Gemarkung Schollach; alle wurden kurz nach der Landung von bewaffneten Mitgliedern der einheimischen Landwache festgenommen.

Anders als im zitierten Rundschreiben (*Betrifft: Volksjustiz gegen anglo-amerikanische Mörder*) beschworen, scheint es bei den neun Festnahmen zu keinerlei Übergriffen gekommen zu sein, wiewohl Bormann, der Chef der NS-Parteikanzlei und „Sekretär des Führers“, den Volksgenossen damit einen Lynchjustiz-Freibrief ausgestellt hatte. Die Schwarzwälder verhielten sich vergleichsweise korrekt: Die Neukircher verständigten den Donaueschinger Landrat Rudolf Binz, der später bei dem großen Luftangriff auf Donaueschingen am 20. Februar 1945 ums Leben kam, die Uracher und Schollacher den Landrat in Neustadt, Dr. Horst

Freudenberg. Nach der geltenden Gesetzeslage waren die Landratsämter dafür zuständig, Gefangene vorerst in Gewahrsam zu nehmen.

Man schrieb indes den 21. Juli 1944, und am Vortag hatte Claus Schenk Graf von Stauffenberg sein – fehlgeschlagenes – Attentat auf Hitler verübt. Heinrich Himmler, der *Reichsführer-SS*, hatte dieses noch am selbigen Tag zum Anlass genommen, die Polizeigewalt auf die NSDAP zu übertragen. Während der Donaueschinger Landrat, womöglich in Unkenntnis der neuen Anordnung, dafür sorgte, dass die vier auf seinem Kreisgebiet gelandeten Flieger in Kriegsgefangenschaft kamen, die sie dann auch überleben sollten, kam es in Neustadt zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen dem Landrat und NS-Kreisleiter Benedikt Kuner. Landrat Dr. Freudenberg hatte sich vergeblich gegenüber dem NS-Kreisleiter zugunsten der amerikanischen Soldaten verwendet. Freudenberg bestand darauf, dass die Soldaten gemäß der Genfer Konvention behandelt werden. Dies wurde jedoch vom Kreisleiter ignoriert, offenbar mit dem bereits gefassten Vorsatz, die fünf auf Neustädter Kreisgebiet, in Urach und in Schollach, festgesetzten Amerikaner zu liquidieren.<sup>3</sup>

Sogleich also machten sich der Kreisleiter, sein Sohn Fritz Kuner, Kreisleiter-Stellvertreter Heinrich Birnbreier, drei weitere NSDAP-Mitglieder und der diensthabende Gendarm auf den Weg nach Schollach, um die Gefangenen jeweils, wie abgesprochen, im Wald zu erschießen. Hierzu wurden zunächst die beiden im Schollacher Schulhaus Festgesetzten abgeholt und auf dem Weg nach Schwärzenbach vom Stellvertreter des Kreisleiters und seinem Komplizen mit mehreren Pistolenschüssen ermordet. Sodann wurde dem Uracher Polizeiposten, dem fürstbergischen Revierförster und zwei Landschützen befohlen, die drei im Uracher Schwesternhaus festgehaltenen Flieger abzuholen. Dies unter dem Vorwand, die Gefangenen müssten nach Neustadt verbracht werden, um sie dort der Luftwaffe übergeben zu können. Stattdessen wurden die Inhaftierten, nachdem man auf dem Kirchweg den bewaldeten Höhenzug zwischen Urach- und Schollachtal überschritten hatte, vom Sohn des Kreisleiters und den NSDAP-Mitgliedern Werner und Matthes abgefangen und hinterrücks erschossen. Fritz Kuner hatte sich als Wehrmachtsangehöriger gerade auf Fronturlaub befunden.

Der Tathergang findet sich detailliert beschrieben in den Akten des Dachauer Kriegsverbrecherprozesses<sup>4</sup>, bei welchem die Täter abgeurteilt wurden – mit Ausnahme des Kreisleiters und seines Sohnes: Der NS-Kreisleiter hatte sich vor dem Einmarsch der Franzosen in den Feldbergwald abgesetzt und am 14. Mai 1945 bei Altglashütten Selbstmord begangen, sein Sohn Fritz war an der Westfront kurz vor Kriegsende gefallen. Das Strafmaß für die verurteilten Täter reichte von 20 Jahren Gefängnis über Lebenslänglich bis zu Tod durch Erhängen.

Die Geschehnisse um den 21. Juli 1944 haben nicht nur die Damaligen aufgewühlt, sie sind im kollektiven Gedächtnis der Uracher und Schollacher bis heute noch weithin präsent. Was die Erinnerung an das Verbrechen für die örtliche Bevölkerung erträglicher macht, ist der Umstand, dass unter den Einheimischen niemand unmittelbar selbst daran beteiligt war und sich schuldig gemacht

hat. Wie die letzten von Rolf Ebnet befragten Zeitzeugen glaubhaft versichert haben, waren das Entsetzen wie auch das Unrechtsbewusstsein in den beiden Tälern groß, nachdem sich das Verbrechen herumgesprochen hatte. Die NS-Kreisleitung war denn auch sogleich bemüht, die Tat zu vertuschen. So hatte sie der Schollacher Landwache den Auftrag erteilt, die Getöteten bei Anbruch der Dunkelheit an Ort und Stelle zu verscharren. Die Leichen waren jedoch zuvor bereits von mehreren schockierten Talbewohnern entdeckt worden.

Der Schollacher NS-Ortsgruppenleiter wurde aufgefordert, eine Liste zu erstellen mit den Namen aller Personen, die von der Tat Kenntnis erhalten haben könnten, was jedoch durch das ebenso listige wie mutige Einschreiten des Schollachers Friedrich Kury verhindert wurde. Auch wollte man sich nicht damit abfinden, dass die Opfer im Wald verscharrt lagen. Dem Pfarrer und dem Bürgermeister ist es zu verdanken, dass sie im Februar 1945 doch noch ein Begräbnis samt Requiem auf dem Schollacher Friedhof bekamen, nachdem zuvor der Ortsschreiner den hochgeheimen Auftrag erhalten hatte, fünf Särge zu zimmern. Weitaus weniger plausibel ist die Version der Buchautoren Weis und Riesterer<sup>5</sup>, wonach die Täter selbst die Toten wenige Tage nach dem Verbrechen ausgegraben und auf dem Schollacher Friedhof kirchlich bestattet haben sollen. Nach Kriegsende, im August 1945, wurden die Getöteten nach intensiven Zeugenbefragungen von amerikanischen Armeeinghörigen exhumiert, identifiziert und in die Vereinigten Staaten beziehungsweise auf einen amerikanischen Soldatenfriedhof in Lothringen überführt.



Das „Sühnekreuz“ für die zwischen Schollach und Urach verübten Morde an amerikanischen Soldaten. Foto: Wolf Hockenjos



An das grausige Geschehen im Kriegsjahr 1944 erinnern an den beiden Tatorten bereits bisher zwei kleine hölzerne Kreuzfixe, die ein Bräunlinger Bürger dort aufgestellt hatte. Das neue Mahnmal, das von Holzbildhauer Wolfgang Kleiser aus Hammereisenbach aus einem (nordamerikanischen) Douglasienstamm geschaffen worden ist, befindet sich an der Kreuzung des markierten Kirchwegs von Urach nach Schollach mit dem ebenfalls markierten Wanderweg über den Höhenzug von der Widiwanderhöhe nach Hammereisenbach, hart an der Gemarkungs- und heutigen Landkreisgrenze. Am Abend des 19. Juli 2014 fanden sich hier zahlreiche Bewohner aus der Region ein, die von Urach und von Schollach auf dem Kirchweg herauf gewandert waren, um das neue Mahnmal im Rahmen einer Gedenkfeier in Augenschein zu nehmen. Grußworte sprachen Vertreter der beiden Landkreise wie der beiden Gemeinden, die jeweils auch an die neu entfachte Kriegsgefahr in Osteuropa erinnerten. Rolf Ebnert rief das damalige Geschehen nochmals in Erinnerung und verlas ein Dankschreiben einer Hinterbliebenen der abgesprungenen US-Flieger. Auch meldeten sich noch einheimische Zeitzeugen zu Wort mit ihren eigenen Erinnerungen an das Verbrechen. Pfarrer Martin Schäuble aus Vöhrenbach weihte das Sühnekreuz, umrahmt von Musikstücken, vorgetragen von Bläsern des Uracher Musikvereins.<sup>6</sup>

So hat nun der Kirchweg, der hier oben den Uracher Pfarrpfündewald durchquert und der in der Bevölkerung auch „Totenweg“ genannt wurde, weil die Schollacher einst ihre Toten in Ermangelung eines eigenen Friedhofs zur Beerdigung nach Urach tragen mussten, eine ganz neue, zeitgeschichtliche Bewandnis: Die Toten haben, jetzt festgehalten auf dem Sühnekreuz, Namen erhalten:

Leonhard A. Kornblau  
Charles E. Woolf  
Frank L. Misiak

Meredith M. Mills Jr.  
Bernhard A. Radomski

### Autor

WOLF HOCKENJOS leitete fast ein Vierteljahrhundert das Staatliche Forstamt in Villingen-Schwenningen. Er veröffentlicht seit vielen Jahren in verschiedenen Zeitschriften und Büchern Beiträge mit wald- und landschaftskundlichen Themen.

### Anmerkungen

- 1 BURGHARD KRUPP/MATTHÄ KLEISER: Schollach, Heimatgeschichte einer Talgemeinde. 2. Auflage. Titisee-Neustadt 1989.
- 2 ROLF EBNET: Absprung ins Ungewisse,

Selbstverlag 2005,  
siehe <http://www.ebnet-documentation.de>  
(abgerufen am 15. März 2015).

- 3 Siehe Anm. 1 (ab Seite 47, insbesondere Seite 52–56).
- 4 Eine Zusammenfassung des Urteils ist dokumentiert auf <http://www1.jur.uva.nl/junsv/JuNSVEng/DTRR/files/us056.htm>. Siehe auch den wikipedia-Artikel zu Benedikt Kuner.
- 5 ROLAND WEIS und HARALD RIESTERER: Der Hochschwarzwald. Thorbecke Verlag Ostfildern 2009.
- 6 Südkurier vom 22. Juli 2014 und Badische Zeitung vom 21. Juli 2014.

## Deutungskonflikte – am Beispiel des Kriegerdenkmals von 1937 in Furtwangen

von LUTZ BAUER

Es gibt weit mehr als 100.000 Kriegerdenkmäler<sup>1</sup> in Deutschland. In diesen steingewordenen Zeugnissen kultureller Erinnerung<sup>2</sup> drücken sich bestimmte politische Legitimations- und Deutungssysteme aus. Ändert sich aber die politische Situation, so werden diese Zeugnisse obsolet und verschwinden aus dem Fokus des öffentlichen Interesses. Sie werden in den Weichbildern der Städte vernachlässigt, sind möglicherweise bei städtebaulichen Maßnahmen hinderlich und werden beseitigt. So können sie einer „sozialen Amnesie“ anheimfallen, die als „Vergessenshandlung“ möglicherweise „die offizielle Löschung von Konflikt-erinnerungen im Dienst gesellschaftlicher Kohäsion“ bedeutet.<sup>3</sup> Deshalb ist es notwendig, in einem öffentlichen Diskurs zu klären, wie mit diesen steinernen Zeugen der Geschichte umzugehen sei. Findet ein solcher Diskurs nicht statt, dann verschwindet entweder ein solches Denkmal sang- und klanglos oder der Diskurs zieht sich über Jahrzehnte hin und erinnert an „Probleme unterdrückter und verschleppter Trauerprozesse“<sup>4</sup> im individuellen Erleben. In der Stadt Furtwangen im Schwarzwald sind beide Formen des Umgangs mit Kriegerdenkmälern zu finden.

Offenbar unbemerkt und ohne größeres öffentliches Interesse auszulösen, wich 1958 ein Denkmal dem wachsenden Verkehr, das 1895 mit viel vaterländischer Emphase und Begeisterung als „ehernes Wahrzeichen einer großen Zeit“<sup>5</sup> enthüllt worden war. 1889 hatte der Militärverein der Stadt<sup>6</sup> beschlossen, ein „Kaiser- und Kriegerdenkmal“ zu errichten. Friedrich Robert Bichweiler, Architekt, Kunstzeichner und Leiter der Filialgewerbehalle, wurde mit dem Entwurf beauftragt, die Steinmetzwerkstatt Cyrillo Franki mit der Durchführung beauftragt. Aufgrund eines Führererlasses „zur Verstärkung der Rüstungsreserven“ wurde das Denkmal im Jahr 1943 seiner insgesamt sechs Bronzeplatten beraubt.<sup>7</sup>

Das andere Kriegerdenkmal steht für die zweite Art des Umgangs mit kollektiver Erinnerung und bietet bis heute Anlass zu Auseinandersetzungen in der Stadt. Es befindet sich an einem zentralen Ort, gegenüber der im Jahr 1911 in Betrieb genommenen Bürgerschule (heute Grundschule), im Stadtgarten. Im folgenden Beitrag wird versucht, dieses Denkmal im Rahmen historischer Deutungskonflikte zu sehen, die ihren Ursprung in den Befreiungskriegen zu Beginn des 19. Jahrhunderts haben<sup>8</sup> und die – wenngleich nicht mehr so virulent – bis heute fort dauern. Diese Deutungskonflikte gilt es auszuhalten, weil sie Teil jeder

demokratischen Kultur sind, die sich mit Waffengewalt in kriegerischen Auseinandersetzungen befindet, in deren Verlauf Staatsbürgerinnen und Staatsbürger zu Schaden kommen.

In einem ersten Teil wird die Geschichte des Denkmals beschrieben, wie sie sich anhand der bereits aufgearbeiteten<sup>9</sup> Akten des Stadtarchivs<sup>10</sup> nachzeichnen lässt. Der zweite Abschnitt erhellt die Vorgeschichte des Denkmals aus der Sicht der „Furtwanger Nachrichten“, einer der Zentrumsparterie und der römisch-katholischen Kirche nahestehenden Lokalzeitung. Im dritten Teil werden literarische Bezüge an zwei Gedenkorten im Blick auf ihre sinnstiftende und legitimatorische Funktion betrachtet, bevor der vierte Teil versucht, Ergebnisse in einigen Thesen zusammenzufassen und damit den öffentlichen Diskurs neu zu beleben.

### Das Kriegerdenkmal von seiner Errichtung bis heute

Mit der Geschichte des Kriegerdenkmals befasst sich der zweite Band der Furtwanger Stadtchronik in einem eigenen Abschnitt innerhalb des Beitrages von Richard Zahlten zum „Dritten Reich“<sup>11</sup>. In gebotener Kürze wird die pompöse Feier des Jahres 1937 dargestellt – bildlich unterstützt durch zwei eindrucksvolle Fotografien dieses „nationalsozialistischen Schauspiel[s] ohnegleichen“. Auf die (unmittelbare) Vorgeschichte des Denkmals geht der Artikel nur im Blick auf die Diskussionen um den Standort ein. Die weitere Geschichte klingt hier naturgemäß nur an: „Als Torso steht das Kriegerdenkmal von 1937 noch heute.“<sup>12</sup>

Ausführlicher beschäftigen sich die Eheleute Kaiser in ihrem schönen und reich bebilderten Aufsatz „Die lange Geschichte eines Heldengedenkens – das Kriegerdenkmal im Furtwanger Stadtgarten für Gefallene und Vermisste des I. Weltkriegs 1914–1918“.<sup>13</sup> Der Titel zeigt, dass es den Autoren auch um den in diesem Denkmal erhobenen Anspruch geht, die Geschichte dieses Krieges und seiner Opfer zu deuten. Im Folgenden soll auf der Basis dieses Aufsatzes kurz der Diskussionsstand referiert werden.

Die Darstellung setzt ein im Jahr 1934 mit Überlegungen zur Finanzierung und zum Standort des Denkmals sowie der Suche nach einem geeigneten Bildhauer. Die Autoren erinnern an die „Einweihung mit großem Getöse“<sup>14</sup> im Jahr 1937 und die Heldengedenktage zwischen 1938 und 1945, die im Dritten Reich im März gefeiert wurden, und skizzieren dann die Geschichte des Denkmals in der Nachkriegszeit. Im Jahr 1960 traten die drei Furtwanger Pfarrer Blattmann (römisch-katholisch), Thoma (evangelisch) und Eggert (alt-katholisch) mit einer „Denkschrift Kriegerdenkmal Furtwangen“ an die Öffentlichkeit und stellten die Frage der „Wahrhaftigkeit“, von der ein Fortbestand des Denkmals abhängt. Die seitdem in Furtwangen immer wieder gestellte Frage lautet: „Abreißen oder als Zeitdokument stehen lassen?“

Der Gemeinderat entschied am 21. November 1967 mit neun zu sieben Stimmen für den Abriss, sobald auf dem Friedhof ein „würdiges Mahnmal für die Opfer beider Weltkriege erstellt sei“. Auch sollte in der Friedhofskapelle ein

Gedenkbuch mit den Namen der Toten aufgelegt werden. Ein Bürgerbegehren „Unterschriften für das Kriegerdenkmal“ fand zwar weit mehr als die erforderlichen Stimmen, wurde aber nie durchgeführt. Hier ist der Kaiser'sche Beitrag zu ergänzen: Aus einem öffentlichen Beschluss des Gemeinderates am 2. Januar 1968 geht hervor, dass das Bürgerbegehren deshalb scheiterte, „weil es sich nicht um eine wichtige Gemeindeangelegenheit handelt.“ Im selben Beschluss „wird im wohlverstandenen Interesse des Gemeindefriedens der Gemeinderatsbeschluss [...] vom 21.11.1967 über den Abbruch des Kriegerdenkmals im Stadtgarten aufgehoben.“<sup>15</sup>

Im Abschnitt „Die 1968er-Bewegung und das Kriegerdenkmal“ erfährt der Leser, dass das Denkmal Ziel mehrerer politisch motivierter Anschläge wurde. Zunächst waren Anti-Kriegsparolen wie „Nie wieder Krieg!“ oder „Wir wollen leben, auch wenn Deutschland sterben muss“ aufgesprüht worden, doch bereits in den Tagen nach der Aufhebung des Gemeinderatsbeschlusses zum Abbruch des Denkmals wurde die Handgranate des mittleren Soldaten abgeschlagen. Die



Das Furtwanger Kriegerdenkmal von 1937 in seiner ursprünglichen Gestalt. Die vom Betrachter aus rechte Figur wirkt angeschlagen, die beiden mit Handgranaten ausgestatteten Frontsoldaten scheinen sich zu seiner Verteidigung ins Zeug zu legen. Die geografische Ausrichtung nach Westen ist bei derlei Denkmälern Teil des militaristischen Szenarios, doch selten sind die Figuren und ihre Waffen so drastisch dargestellt. Auf dem 335 mal 245 mm großen Originalfoto lässt sich im Hintergrund Laub erkennen, was in der Verkleinerung eher wie ein schwarzer Vorhang wirkt. Über Entstehungsdatum oder Urheber gibt es keine Informationen.

Gemeindearchiv der Stadt Furtwangen, III 1 F B, Az. 353/54 (Kriegerdenkmal 1914/18)



Auf dem linken Bild sieht man die Folgen des „Rowdytums“ der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai des Jahres 1977, das rechte Bild zeigt in Großaufnahme das weiß getünchte Gesicht des rechten Soldaten. Mehr als zehn Jahre nach dem Vorfall steht in der Badischen Zeitung unter diesen Bildern: „Das Kriegerdenkmal im Furtwanger Stadtgarten soll gereinigt werden. Der Torso (links) bleibt allerdings erhalten, entfernt werden aber Unkraut und Unrat, und auch die weiß bemalten Gesichter der Soldaten sollen wieder in den Originalzustand versetzt werden. Ob das Denkmal danach aber wieder eines ist und ob angesichts der Gedenkstätte auf dem Friedhof das Relikt aus dem Dritten Reich nicht doch entfernt werden sollte, dürfte trotz Reinigung auch künftig eine viel diskutierte Frage sein.“<sup>16</sup> Foto: Badische Zeitung vom 22./23. August 1987

Reihe der Beschädigungen fand ihren Höhepunkt in der Schleifung des Oberkörpers des Soldaten mit der Handgranate in der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai 1977.

Die Voraussetzungen für die Entfernung des Kriegerdenkmals auf der Basis des Beschlusses vom 21. November 1967 wurden Anfang der 1980er Jahre dennoch geschaffen. Sowohl das Gedenkbuch als auch das Mahnmal auf dem Friedhof wurden erstellt. Der Widmungstext auf dem Deckblatt des Gedenkbuches lautet: „Mit diesem Gedenkbuch bewahrt die Stadt Furtwangen das Andenken an ihre Toten der beiden Weltkriege.“ Es folgen alphabetisch geordnete Namenslisten über: „Gefallene und Vermißte 1914–1918“ (128 Namen ohne Lebensdaten, auf 64 Seiten), „Gefallene und Vermißte 1939–45“ (147 Namen mit Lebensdaten, auf 74 Seiten), „Auf dem Soldatenfriedhof Furtwangen sind bestattet 1914–1918“ (24 Namen mit Sterbedatum, auf 12 Seiten), „Auf dem Soldatenfriedhof Furtwangen sind bestattet 1939–1945“ (22 Namen mit Ster-



Das Gedenkbuch aus dem Jahr 1981 führt ein Schattendasein in der Furtwanger Friedhofskapelle. Es ist in seiner Vitrine bei jeder Trauerfeier als stummer Zeuge mit dabei.

Fotos: Lutz Bauer

bedatum oder Lebensalter, auf 12 Seiten). Nach einem kurzen „Nachtrag 1914–18“ (9 Namen ohne Lebensdaten, auf 4 Seiten) folgt ein umfangreicher „Nachtrag 1939–45“ (149 Namen mit Lebensdaten, auf 50 Seiten). Diese beiden Nachträge enthalten meist drei Namen pro Seite. Unklar ist, wieso es zwei alphabetisch sortierte Listen gibt und man diese 1981 nicht zusammengeführt hat.

Der Aufsatz der Eheleute Kaiser nimmt abschließend Bezug auf die Beschwerde eines durchreisenden Reservisten, dem der „unansehnliche Zustand unseres Denkmals“ aufgefallen war, und zitiert die Ansprache des Stadtarchivars Dr. Beckmann, der am Volkstrauertag 2006 die „Zeitgemäßheit“ des Kriegerdenkmals infrage stellte. Seitdem verharrt das Kriegerdenkmal in einer Art Dornröschenschlaf. Die Diskussion der letzten Jahre wird von einigen sehr vorsichtig und fast scheu geführt, von anderen dagegen mit erheblicher politischer Verve. Die einen möchten noch lebende Repräsentanten oder deren Nachkommen nicht unliebsam an das Geschehene erinnern, die andern möchten im Interesse der politischen Aufklärung genau dieses. So wird das Kriegerdenkmal als steingewordene Repräsentation kultureller Erinnerung in vielfacher Weise im Wortsinn zum Stein des Anstoßes und regt dabei zu kritischem Gespräch mit der Vergangenheit an.

Wieso konnte nun das oben erwähnte, ältere Kriegerdenkmal im Jahr 1958 sang- und klanglos verschwinden, während dieses jüngere von 1937 leidenschaftlich umkämpft, dabei auch beschädigt und entstellt wurde und bis zum heutigen Tag vor sich hin rottet? Diese Frage lenkt den Blick weg von Wertungen wie



Das Kriegerdenkmal, wie es am Ostersonntag 2015 sich dem Spaziergänger im Furtwanger Stadtgarten darbietet. Der Sockel zerbröckelt, vor allem die rechte vordere Kante ist stark beschädigt. Moos wächst überall und die Frage ist, ob das zunehmend verwitterte Denkmal nicht eines nahen Tages auch ein Sicherheitsrisiko darstellt. Sowohl auf der West- als auch auf der Ostseite sind die Namen nicht mehr zu entziffern. Fotos: Lutz Bauer



Seit 1980 legen an diesem Mahnmal die Honoratorinnen und Honoratioren der Stadt Furtwangen alljährlich am Volkstrauertag den Kranz nieder. Das schlichte, aus einem Schwarzwaldfindling bestehende Mahnmal liegt oberhalb des kleinen Soldatenhains auf dem Friedhof. Foto: Lutz Bauer

„nicht wahrhaftig“ und „nicht zeitgemäß“ und sie wird plastisch, wenn man das dritte, nun nicht mehr „Kriegerdenkmal“ genannte „Mahnmal“ berücksichtigt, das seit 1980 zum Gedenkort für den alljährlichen Volkstrauertag wird.<sup>17</sup>

Die bereits erwähnte Literatur befasst sich kaum mit der langen Vorgeschichte des Kriegerdenkmals von 1937. In den Furtwanger Nachrichten, einer der katholischen Kirche und der Zentrumsparterie nahestehenden Lokalzeitung, die von 1899 bis zu ihrem Verbot durch die Nationalsozialisten im Jahr 1936 wöchentlich dreimal erschien und auch die lokalen Ereignisse der Nachbarorte mit berücksichtigte,<sup>18</sup> finden sich aber Hinweise auf ein starkes Bedürfnis der Bevölkerung, die traumatischen Ereignisse des Ersten Weltkriegs an Orten ehrenden Gedenkens zu bearbeiten.

### **Die Vorgeschichte des Furtwanger Kriegerdenkmals 1937**

Für den folgenden Abschnitt wurden die Furtwanger Nachrichten der Jahre 1919 bis 1935 im Hinblick auf den Umgang mit Kriegsheimkehrern, Kriegsbeschädigten und Kriegstoten des Ersten Weltkriegs durchgesehen. Die leitende Frage dabei war, ob sich in der Vorgeschichte eine Spur zu diesem Kriegerdenkmal findet, das in seiner Ausführung martialischer kaum denkbar ist.

In den ersten Nachkriegsjahren gibt es kaum eine Ausgabe ohne die Erwähnung von Kriegsheimkehrern. Die Wirtschaftslage ist bedenklich und es gibt immer wieder Berichte über die notleidenden Heimkehrer und ihre Versorgung. Für Kriegsgefangene wird gesammelt. Es finden Benefizkonzerte statt. Immer wieder werden namentlich Männer genannt, die das Eiserne Kreuz oder das Preußi-



sche Kriegsverdienstkreuz verliehen bekamen. Schon im Februar 1919 werden Entwürfe für ein Heldenfenster in der katholischen Stadtkirche ausgestellt:

*Im linken Schiffe der Stadtkirche (neben dem Beichtstuhl) ist diese Woche der Entwurf des einen Gedächtnisfensters für unsere gefallenen Helden ausgestellt. Es stellt dar St. Barbara, unten „Christus geht segnend durch die Kriegsgräber“. Das andere Fenster (für die Männerseite) stellt St. Georg dar, im unteren Felde „Ein Engel reicht einem sterbenden Krieger die Siegespalme“. Möge die bewährte Opferwilligkeit der kathol. Pfarrgemeinde die Erstellung der Fenster ermöglichen!<sup>19</sup>*

Ende 1919 änderte der Militärverein seinen Namen in „Kriegerhilfsverein“. Neben „der Belebung der Vaterlandsliebe“ sollte der neue Hauptzweck „in der Unterstützung von Vereinsmitgliedern oder deren Familien, insbesondere aber von Kriegsteilnehmern, Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen, von Kriegsteilnehmern bei Krankheit, Unglücksfällen oder bei sonstigen Notständen nach Maßgabe der Vereinsmittel bestehen“.<sup>20</sup>

In zwei Notizen aus der Gemeinde Gütenbach wird deutlich, wie stark der Wunsch war nach

*Erinnerungszeichen [...] die da und dort errichtet werden zum Gedächtnis der gefallenen Helden, die ihr junges Leben opfern, ihr geliebtes Heimatland und Heimathaus nicht mehr sehen sollten. Besonders werden die Kirchen gewählt, wo solche bleibende Ehrungen errichtet werden; ist doch gerade das Gotteshaus am besten geeignet, das Andenken an die Gefallenen hochzuhalten.<sup>21</sup>*

Unter Bezug auf diese Notiz heißt es wenig später, dass die Ortsgruppe des Reichsbundes der Kriegsbeschädigten, diese „Anregung freudig begrüßt“ und „einstimmig der Ansicht“ sei,

*daß der richtige Platz der Friedhof wäre. Wie unsere ehemaligen Kameraden als tapfere Männer aller politischen und religiösen Richtungen nebeneinander gekämpft und geblutet haben und gefallen sind, miteinander im Massengrab liegen, so soll auch ihnen auf einem Fundament der Ehrenplatz errichtet werden und zwar so, daß es auch den furchtbaren Opfern entspricht. Auch in der Nachbargemeinde St. Märgen wird dieser Ehrenplatz der Friedhof sein. Es wäre den Hinterbliebenen somit auch entsprochen, an den Seelentagen ein Plätzchen zu haben und an den Jahresgedenktagen könnten alle Richtungen diese Ehrenstätte besuchen.<sup>22</sup>*

Am 9. Mai 1920, einem Sonntag, fanden zu Ehren der 61 heimgekehrten Kriegsgefangenen in allen drei Kirchen Furtwangers Festgottesdienste statt. Nach einem Konzert auf dem Marktplatz und einem Abendessen traf man sich in der überfüllten städtischen Turnhalle zu einer öffentlichen Begrüßungsfeier:

*Dieser ungemein zahlreiche Besuch bestätigte die Anteilnahme der Bevölkerung an dem grausamen Geschick unserer heimgekehrten Brüder, welche solange ihrer Familie und Heimat entzogen blieben. Heldenhaft haben sie für ihr Vaterland gekämpft und nachher in der Gefangenschaft schwere Leiden erduldet; ewige Dankbarkeit und Treue schulden wir ihnen dafür und Freude empfinden wir über ihre Heimkehr. Das war die Stimmung des Begrüßungsabends und auf diesen Ton war auch die Begrüßungsansprache unseres Stadtoberhauptes, des Herrn Bürgermeister Wild gestimmt. Er erinnerte nach Worten herzlichen Willkommens an den wehmütigen Abschied der Krieger, an die gewaltigen Kämpfe an den Fronten, das harte Los der Gefangenschaft und die Bemühungen um die Freilassung; er gedachte ferner in ehrender Weise jener Tapferen, die auf blutiger Walstatt geblieben sind und zu deren Gedenken sich die ganze Festversammlung erhob. Zum Schlusse wies der Herr Redner auf die trübe wirtschaftliche Lage unseres Vaterlandes hin, an dessen Wiederaufrichtung die Heimgekehrten mitarbeiten sollen; er wünschte ihnen frohe und glückliche Tage unter der Devise: Aufwärts zu Gott und vorwärts in eine freundliche und lichte Zukunft.<sup>23</sup>*

Eine Anregung, zum 50. Sedanstag, der „durch lange Jahre zum Sinnbild deutscher Einigkeit und Stärke geworden, in Dankbarkeit und Treue und in der Hoffnung auf bessere Zeiten zu gedenken und die Häuser zu beflaggen“<sup>24</sup>, wirkte angesichts der Wirtschaftslage – es herrschte in diesen Wochen des Jahres 1920 ein Kuchenbackverbot – wie ein hilfloser Versuch, Halt, Trost und Mut in alten, glorreichen Zeiten zu suchen.

Ebenfalls im Jahr 1920 bemühte sich der „Reichsbund der Kriegsbeschädigten“, den

*Kriegswaisenkindern [...] wenigstens eine Weihnachtsfreude zukommen zu lassen durch Abhaltung eines Theaterabends, dessen Ertrag hierzu verwendet wird. Die edle und vornehme Gesinnung war die Veranlassung, daß alle Schichten der Bevölkerung sich dazu einfanden, sodaß die städtische Festhalle dicht besetzt war. [...] Dem Theaterstück ging ein ergreifendes Gedicht „Kameradentreue“ von E. Döltz voraus, das Herr Karl Dorer in sehr gute Vortragsweise sprach. (...) Der Theaterabend hat dem dankbaren Publikum große Befriedigung gebracht und allen Mitwirkenden Ehren und Ruhm eingetragen; den Kriegswaisen aber wird das Christkindlein eine große, reine Kinderfreude bereiten können.<sup>25</sup>*

In den folgenden Jahrgängen findet sich wenig zu einem wie auch immer garteten Gefallenen- oder Kriegergedenken, lediglich der Katholische Jungmännerverein gedenkt seiner 34 Gefallenen mit einer Ehrentafel<sup>26</sup>. Die örtliche Hilfsbereitschaft konzentriert sich auf die Unterstützung der Kriegswaisen durch Benefizkonzerte und -theaterveranstaltungen. Im Jahr 1921 veranstaltete der „Reichsbund der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegshinterbliebe-

nen“ am 26. Dezember, dem Stephanstag, eine Bescherung der Kriegerwaisen. Etwa 40 Kinder wurden vom 1. Vorsitzenden, dem „Herrn Fachlehrer Schiefer durch eine herzliche Ansprache begrüßt“, „mit Kaffee und Kuchen reichlich bewirtet“ und nach einigen Weihnachtsliedern und „humoristischen Vorträgen“ mit „2 Pfund Weizenmehl, 1 Pfund Zucker und einen Geldbetrag von 25.20 Mk. pro Kind“ beschenkt.<sup>27</sup>

Im Januar 1925 erscheint nach mehreren Jahren eines relativen öffentlichen Rückzugs der „Kriegerhilfsverein Furtwangen“ mit einer Einladung zum „Volks- trauertag für unsere Gefallenen und sonstigen Kriegsofper, denen wir ewigen Dank schuldig sind“. Dieser Tag „soll zu einem ernsten und würdigen Tag innerer Einkehr werden.“ Die Gefallenen, die „nicht nur Geld und Gut, sondern ihren letzten Blutstropfen und ihr Leben für uns und unsere Heimat hingegeben haben“, dienen dem Autor als „Beispiel treuer Pflichterfüllung“. Doch dabei sollen nicht nur die Hinterbliebenen den einzelnen Gefallenen gedenken, damit so „ein klein wenig von unserer Dankesschuld, die wir an sie haben“ abgetragen werde, sondern die Gemeinschaft der Hinterbliebenen selbst soll sich nach Vorbild der soldatischen Gemeinschaft konstituieren: „Laßt uns wenigstens an diesem Tag wie stets draußen im Feld in Not und Gefahr sein ein einig Volk von Brüdern.“<sup>28</sup>

Ausführlich wurde 1925 der in Karlsruhe stattfindende „Regimentstag“ angekündigt, bei dem vor 15.000 erwarteten Teilnehmern ein „Kriegerdenkmal für die im Weltkriege 1914/18 gefallenen Kameraden“ enthüllt werden sollte. Das sogenannte „Leibgrenadierdenkmal“ mit dem 3,10 Meter hohen badischen Greif stand bis 2014 am originalen Standort, dem heutigen Europaplatz. Eine Bronzetafel nannte die Namen der Gefallenen und auf dem Granitsockel waren „die Schlachtnamen des Regiments seit dem Jahre 1803 einschließlich derjenigen des Weltkrieges 1914–18 eingehauen“. Das Denkmal sollte „nicht allein ein Gefallenendenkmal darstellen, sondern es soll gleichzeitig ein Mahnmal an unsere heutige Jugend und an die kommenden Geschlechter sein, an die Taten ihrer Väter in Deutschlands großen Zeiten.“<sup>29</sup> Mit den „großen Zeiten“ waren offenbar nicht die Jahre 1914–1918 gemeint, sondern die Schlachten der gewonnenen Kriege des 19. Jahrhunderts.

Im Jahr 1925 warnen die Furtwanger Nachrichten vor der paramilitärischen Jugendorganisation des anti-republikanischen „Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten“, der zu einem „Deutschen Abend“ in die Festhalle eingeladen hatte, um dort eine Ortsgruppe zu gründen: Der „Jungstahlhelm“<sup>30</sup> sei eine Gründung der Verbände, „die mit der Ermordung deutscher Staatsmänner wie Erzberger und Rathenau in einem gewissen Zusammenhang standen und neuerdings auch Stresemann bedrohen“, und mit deutlichen Worten warnt der Autor auch vor einer politischen Vereinnahmung der Kriegsofper: „Der Erlös des Abends dient angeblich dazu, eine Kriegsgedenktafel zu schaffen“ und

*Die vorgesehene Gefallenenehrung am hiesigen Kriegerdenkmal verfolgt nach unserer Ansicht verwerfliche politische Zwecke. Wir wollen unsere*

*Toten nicht durch Worte und Reden ehren, sondern durch die Tat einander gegenseitig verstehen, um gemeinsam die durch den Krieg entstandene Not zu lindern und schließlich zu beheben. [...] Wir glauben daher unserer Gemeinde, dem Staate und damit auch dem Deutschen Volke zu dienen, wenn wir die Einwohnerschaft Furtwangers auffordern, den angekündigten Veranstaltungen fern zu bleiben um dadurch die solchen Volksverführern gebührende Verachtung zu beweisen.<sup>31</sup>*

Dieser Text erweist sich im Blick auf die weitere Geschichte der nationalsozialistischen Zeit als sehr weitsichtig und zeigt zugleich, dass das Gefallenengedenken als Symbol nationaler Einheit von verschiedenen politischen Richtungen beansprucht wurde. Die Furtwanger Nachrichten beziehen im Blick auf das Totengedenken auch in die andere politische Richtung Stellung. So äußern sie sich gegen die Gründung eines kommunistisch ausgerichteten „Internationalen Bundes der Kriegsoffer“ und warnen die Mitglieder des „Reichsbundes“ davor, sich auf „gewisse Agitatoren“ einzulassen, die nur darauf aus seien, „Leichtgläubige für ihren Bund zu interessieren und zu werben“. Man könne auf den ersten Blick feststellen, dass „es diese Agitatoren mit den Interessen der Kriegsoffer nicht ernst nehmen, sondern es ihnen in erster Linie darauf ankommt, Mitglieder für die kommunistische Partei zu der am 25. Oktober d. Js. stattfindenden Landtagswahl zu fangen“.<sup>32</sup>

Ende 1927 erkannte man im Furtwanger „Kriegerverein“<sup>33</sup>, der in den Jahren zuvor gelegentlich über Mitgliederschwund geklagt hatte<sup>34</sup>, dass die Zeit für ein Denkmal gekommen sei. In den „Nachbarorten“ werden „die Heldensöhne des Weltkrieges durch Errichtung von Denkmälern oder wenigstens Aufstellung von Gedenktafeln geehrt“, während in Furtwangen leider „nach dieser Richtung noch nichts oder noch nicht viel geschehen“ sei. Deshalb habe der Kriegerverein

*die Initiative ergriffen und will den ersten Baustein für ein zu errichtendes Denkmal liefern. Dies wird in der Form geschehen, daß er am Sonntag, den 4. Dezember einen Theaterabend veranstaltet, dessen Reinerlös dem Fonds zu gunsten eines Kriegerdenkmals zugewendet wird. Zur Aufführung gelangt das vieraktige Drama „Die Waffen nieder“, das von Hans Engler nach dem gleichnamigen Roman von Bertha von Suttner bearbeitet ist. Es bedarf wohl keiner besonderen Aufmunterung in Anbetracht der verfolgten edlen Zweckes [sic!] die gesamte Einwohnerschaft zur Unterstützung des Vorhabens, das vom Kriegerverein in die Wege geleitet wird, aufzurufen. Denn es ist ein Akt der Dankbarkeit und Pietät, die Sache nach Kräften zu unterstützen und zu fördern, wobei gewiß niemand zurückstehen will.<sup>35</sup>*

Auch die „Stadtgemeinde“ sah es jetzt „als ihre Aufgabe [...], die Heldensöhne unserer Heimatstadt durch Erstellung eines Kriegerdenkmals in würdiger Form zu ehren.“ Eine Förderung sei bisher „immer wieder infolge der sonstigen finanziellen Anspannung des Gemeindebudgets und mit Rücksicht auf die steuer-

**Krieger-Verein Furtwangen.**  
 Am Sonntag, den 11. Dezember 1927,  
 abends 8 Uhr findet in der städt. Festhalle  
 unter freundl. Mitwirkung des Streichorchesters  
 der Feuerwehr- und Stadtkapelle ein

**Theater-Abend**

statt, dessen Reinerlös dem Fond für die Er-  
 richtung eines Kriegerdenkmals in Furtwan-  
 gen überwiesen wird.

**„Die Waffen nieder“**  
 Drama in 4 Akten  
 nach dem gleichnamigen Roman von Berta v. Suttner  
 Für die Bühne bearbeitet von Hans Engler.  
 Spielleitung: Herr Willy Weiser.  
 Musikal. Leitung: Herr Kapellmeister Hofmann

---

**Preise der Plätze:** 1. Platz Mk. 3.—, 2. Platz  
 Mk. 2.—, 3. Platz Mk. 1.—. Der 1. und der  
 2. Platz sind nummeriert. Der Kartenvorverkauf  
 hat in liebenswürdiger Weise des Photo- und  
 Radiohaus Ziegler übernommen und sind  
 Eintrittstickets ab heute dort erhältlich.

---

Wir laden die ganze Einwohnerschaft zum  
 Besuch freundl. ein. **Der Vorstand.**  
 Kasseneröffnung 7 Uhr. — Beginn 8 Uhr.

<sup>36</sup> Bei dieser Veranstaltung zugunsten des kurz zuvor eingerichteten Fonds zur Finanzierung des Kriegerdenkmals kam ein gutes Startkapital zusammen. Unklar aber bleibt, ob den damaligen Theaterbesuchern die spätere Gestaltung der Soldaten auf dem Denkmal gefallen hat. Die legten ihre Waffen jedenfalls nicht nieder.

Bild: Furtwanger Nachrichten vom 5. Dezember 1927

zahlende Bevölkerung zurückgestellt“ worden, doch sei damit zu rechnen, dass im nächsten Haushaltsentwurf „ein erstmaliger Betrag für das zu errichtende Kriegerdenkmal angefordert wird, für das auch bereits ein Platz am Eingang in den neu anzulegenden Stadtgarten vorgesehen ist.“<sup>37</sup> Außerdem beschloss der Gemeinderat, den Theaterabend zugunsten des Denkmals von der Vergnügungssteuer zu befreien.<sup>38</sup> Mehr als 500 Personen sahen dann dieses „tiefer-schütternde Drama“ in dem – wie der Furtwanger Rezensent bemerkt „die Schrecknisse des Krieges gezeigt [werden,] der das Glück unzähliger Familien vernichtet.“<sup>39</sup> Es mutet uns heute bizarr an, dass man mit der Theaterfassung eines von der Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner verfassten Antikriegs-Romans Geld sammeln konnte für die Errichtung eines Kriegerdenkmals. Offenbar stellte das in der damaligen Zeit keinen Widerspruch dar. Bertha von Suttners pazifistischer Appell „Die Waffen nieder“ konnte in weiten Kreisen der Bevölkerung als sinnvolle Botschaft eines Gefallenendenkmals verstanden werden.

In den folgenden Jahren wird der politische Ton in der Zeitung zunehmend rauer. Die großen Auseinandersetzungen der Weimarer Zeit werden auch in der

Schwarzwald-Provinz brisant. Die Redaktion versucht, die Sache der Zentrums-  
partei zu fördern und geht dabei nach rechts und links nicht zimperlich zu  
Werke. Ab 1933 ändert sich das schlagartig, viele Artikel scheinen von der Angst  
zensiert. „Auf Anordnung des Herrn Präsidenten der Reichspressekammer über  
Schließung von Zeitungsverlagen zwecks Beseitigung von ungesunden Wettbe-  
werbsverhältnissen“ mussten die Furtwanger Nachrichten am 29. Februar 1936,  
zu Beginn des 38. Jahrgangs ihres Bestehens, das Erscheinen einstellen.<sup>40</sup>

Die Sprache in den Zeitungsbeiträgen spiegelt die Versuche, den Traumata  
des Krieges zu begegnen. Die affirmative Rede von Helden und Kriegern, von  
großen Taten für das Vaterland und die Heimat, weist auf eine tiefe Verunsiche-  
rung hin, die Schutz sucht bei den Heroen des Kaiserreichs – zugleich aber ver-  
führbar macht für Vorstellungen von neuer Größe und Bedeutung. Auch in dem  
katholischen Lokalblatt zeigt sich die Militarisierung der Gesellschaft, die sich  
später in der brutalen Bildsprache des Kriegerdenkmals manifestiert. Der Soldat  
war Symbol all dessen, was als „deutsch“ empfunden wurde und der „militäri-  
sche Lebensbereich“, so Albert Lehmann, war auch „in der Zwischenkriegszeit  
allgegenwärtig; er zeigte sich zwischen Lehrern und Schülern, in der Familie, in  
den Grußsitten auf der Straße, in Amtsstuben, er wirkte in die Alltagssprache und  
in die Lehrinhalte hinein.“<sup>41</sup>

Die Ansätze zur Errichtung eines Kriegerdenkmals blieben wohl vor allem  
wegen der schwierigen wirtschaftlichen Umstände der Weimarer Zeit auf der  
Strecke. Auf der von den katholischen „Jungmännern“ gestalteten Tafel wurden  
nur die 34 Gefallenen aus eigenen Reihen geehrt und die zerklüftete politische  
Landschaft machte ein von allen mitgetragenes Gedenken unmöglich.<sup>42</sup> Gleich-  
zeitig bestand aber ein starkes Bedürfnis nach genau so einem gemeinsamen Ge-  
denken. Lasst uns wenigstens am Volkstrauertag ein „einig Volk von Brüdern“<sup>43</sup>  
sein, war im Jahr 1925 gefordert worden, als ob das Volk nur im Gedenken an  
die Kriegstoten wirklich einig sein könne. Und an der Theaterveranstaltung zu-  
gunsten eines Denkmals war zu sehen, dass dieses Gedenken nicht nur als ein-  
heits- sondern auch als friedensstiftend verstanden wurde. Diese Sehnsucht nach  
Einheit und Frieden konnte der nationalsozialistische Stadtrat dann – neben den  
bereits im Fonds eingelegten Mitteln – nutzen, um das Kriegerdenkmal – nun aber  
in eindeutig nationalsozialistischer Ausprägung – umzusetzen.

Die nationalsozialistischen Gemeinderäte mussten keinen Widerstand  
gegen die martialische Bildsprache fürchten, weil es einerseits ein starkes Be-  
dürfnis nach so etwas wie „Trauerarbeit“ in der Bevölkerung gab und weil  
andererseits nach der Gleichschaltung auch der Kriegsopfervverbände zu einem  
nationalsozialistischen Gesamtverband<sup>44</sup> keine von anderen politischen Stimmen  
gehört werden konnte.<sup>45</sup> So ist es eine tragische Ironie des Schicksal, dass da ein  
Kriegerdenkmal mit Hilfe der pazifistischen Gedankenwelt einer Bertha von  
Suttner beworben, von den meisten Menschen in der Stadt mit unterstützt und  
dann von einem Regime umgesetzt wurde, das seine ganz andere Deutung des  
Totengedenkens mit Gewalt durchsetzte.

Die Deutungshoheit der Nationalsozialisten endete am 8. Mai 1945. Auf den Tag genau ein Jahr später behauptete der Landrat aus Donaueschingen eine neue Deutungshoheit, als er die Bürgermeister des Landkreises aufforderte,

*sofort eine Liste sämtlicher im Kreisgebiet vorhandenen kriegerischer Denkmäler und Gedenktafeln der vorgezeichneten Art vorzulegen.*

*Dabei sind folgende Angaben zu machen:*

- 1. Die genaue Art des Denkmals.*
  - 2. Sein jetziger Standort.*
  - 3. Das Datum seiner Einweihung, ebenso wie der Name der bedeutenden politischen Persönlichkeiten, welche dabei teilnahmen.*
  - 4. Die Art der Verzierungen und den Gegenstand der dargestellten Szenen bei jedem Denkmal, das solche aufweist.*
  - 5. Den Text aller Inschriften in Französisch und Deutsch.*
- Fehlanzeige ist erforderlich.<sup>46</sup>*

Auf der Rückseite dieses Schreibens findet sich, mit Datum vom 15. Mai 1946 und vom Furtwanger Bürgermeister unterzeichnet, der erstaunliche „Beschluss. An den Herrn Landrat in Donaueschingen. Auf Ihre Verfügung vom 8. d. M. erstatte ich hiermit Fehlanzeige.“ Ironischerweise ist dieses Schreiben eines der letzten Blätter der Archivakte „Kriegerdenkmal 1937“.

„Sinn- und identitätsstiftende Bilder, Symbole und Texte tragen zur Konstruktion von Macht bei, weshalb Regierende auf deren Form und Inhalt Einfluss nehmen wollen“<sup>47</sup>, schreibt Jörg Echternkamp in seiner Untersuchung des historischen Blicks auf die Soldaten in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Der Blick auf Geschichte und Vorgeschichte des Furtwanger Kriegerdenkmals von 1937 bestätigt diesen Befund: Die in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg einflussreiche gemäßigte Zentrumsparterie und ihr regionales Sprachrohr, die Furtwanger Nachrichten, wollten das Gefallenengedenken eher versöhnlich und friedenserhaltend deuten. Stahlhelme und Nationalsozialisten lenkten das Gedenken in eine kriegerische und revanchistische Richtung. Die Kommunisten versuchten das Gedenken in eine internationale Solidaritätsbewegung zu kanalisieren. Und der den Vorgaben der französischen Besatzungspolitik unterworfenen Nachkriegslandrat versuchte, die „kriegerischer Denkmäler“ in einer Liste zu erfassen, um sie so dem gezielten Einfluss der neuen Machthaber auszusetzen.

### Literarische Bezüge als Legitimation und Sinnstiftung

Sinn und mögliche Deutungsmuster von Denkmälern können auch aus den dafür verwendeten Texten erschlossen werden. So findet sich auf dem Kriegerdenkmal von 1937 ein Zitat von Theodor Körner: „Sie hielten aus in Kampf und Sturmeswetter / Und standen treu bei Tugend, Recht und Pflicht. / Das Schicksal kann die Heldenbrust zerschmettern, / Doch einen Heldenwillen beugt es nicht.“ Durch die Verbindung von romantischen Idealen mit militärisch-politischen Ereignissen waren Verse von Körner für Deutungsbemühungen auf Denkmälern

besonders attraktiv. Körners Dichtungen, so Martina Lüke, stifteten eine „kollektive und kämpferische Identität“<sup>48</sup>, die in den Befreiungskriegen aller Deutschen und ihrer Alliierten gegen die napoleonischen Heere wichtig wurde. Als Höhepunkte einer deutschen Romantisierung des Kriegs gehörten sie selbstverständlich zur Lektüre der Soldaten und zum Repertoire des Deutschunterrichts im 19. und frühen 20. Jahrhundert.<sup>49</sup>

Körner und seine Dichtung wurden von den Nationalsozialisten vereinbart. So änderte Goebbels in seiner Sportpalastrede nur den Indikativ aus Körners Gedichtzeile „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.“ (aus *Männer und Buben*) in einen Imperativ „Nun Volk, steh‘ auf, und Sturm brich los!“ Durch die Furtwanger Inschrift aus dem Trauerspiel „Niklas Graf von Zrinyi“, an dessen Ende der tragische kroatische Nationalheld vom Spartanerkönig Leonidas mit Lorbeer gekrönt wird, wird eine typische Figur des öffentlichen Gedenkens eingesetzt, indem nämlich ein „historisches Geschehen in eine zeitlose Ebene transponiert und ins Mythische umgewandelt“<sup>50</sup> wird.

Im Gedenkbuch in der Notkapelle des Furtwanger Friedhofs wird aus einer Rede des Reichstagspräsidenten Paul Löbe (SPD) zitiert, die dieser bei der ersten Gedenkfeier zum Volkstrauertag am 5. März 1922 im Reichstag hielt. Löbes Rede verzichtete auf eine glorifizierende Heldenverehrung, betonte aber die großen Ziele der Wiedererlangung der Reichseinheit nach den Gebietsabtretungen durch den Versailler Vertrag und den Wiederaufstieg Deutschlands nach der Kriegsniederlage.<sup>51</sup> Im Gedenkbuch wird Folgendes zitiert: „Ein Volk, das seine Toten ehrt, ehrt sich selbst und wird daraus die Kraft schöpfen, den Weg zu neuem Leben, zum hellen Tage zu suchen. Ein Volk, das seine Toten ehrt, wird ein gemeinsames Band schlingen um viele Seelen, denen dasselbe Leid widerfuhr.“

Tatsächlich aber sagte Löbe (die Furtwanger Auslassungen sind in eckigen Klammern gesetzt):

*Ein Volk, das seine Toten ehrt, ehrt sich selbst und [überwindet die Vorurteile von Gefühllosigkeit und Barbarentum, die eine ganze Welt gegen uns geschleudert. Ein Volk, das seine Toten ehrt,] wird daraus die Kraft schöpfen, [in schwerer Zeit voll niederdrückender Sorge] den Weg zu neuem Leben, zum hellen Tage zu suchen. Ein Volk, das seine Toten ehrt, wird [in dieser ernstesten Huldigung] ein gemeinsames Band schlingen um viele Seelen, denen dasselbe Leid widerfuhr [und wird dieses Band auch ausdehnen auf die Mutter an der Wolga und am Tiber, deren Schmerz um den nicht mehr heimgekehrten Sohn nicht minder weh ins Herz sich fraß, als der Mutter an der Donau und am Rhein].<sup>52</sup>*

Trotz aller Unterschiedlichkeit weisen beide Texte das gleiche Manko auf: Fragen nach der Verantwortung, nach der Schuld an bewaffneten Konflikten und der in kriegerischen Auseinandersetzungen entstehenden weiteren Schuld werden ausgeblendet. Das ist allerdings kein spezifisch Furtwanger Problem, sondern ein Problem alle Kriegerdenkmäler: Die „Frage nach den Ursachen, dem Schmerz



und einem etwaigen Friedensschwur dürfen nicht aufkommen“<sup>53</sup>, so Gerhard Ar-  
manski, und so bleibt es eine Aufgabe, den Begriffen Schuld und Verantwortung  
die ideologiekritische Bedeutung zuzumessen, die ihnen zusteht.<sup>54</sup>

### Ausblicke

Die Auseinandersetzung mit dem Furtwanger Kriegerdenkmal von 1937 führt zu  
folgenden Thesen:

- Die Weimarer Zeit ließ in ihrer militaristischen Grundausrichtung und der  
unversöhnlichen Zerklüftung der politischen und ideologischen Richtungen  
eine wirkliche Verarbeitung der Traumata des Ersten Weltkrieges nicht zu.
- Eine Sehnsucht nach Einheit verschmolz mit der nicht gelebten Trauer zu  
einer Überhöhung der Toten des Krieges. Aus noch zu erforschenden Grün-  
den ließ sich die individuelle Erinnerung an die verlorenen Menschenleben in  
Furtwangen erst gegen Ende der Weimarer Republik zu kollektivem Geden-  
ken gestalten. Die Umsetzung der im Jahr 1927 konkretisierten Pläne eines  
„Kriegerdenkmals“ erfolgte dann folgerichtig in der martialischen Bild- und  
Gestaltungssprache des nationalsozialistischen Regimes.
- Der Wunsch, den verstorbenen Soldaten ein Denkmal zu setzen, entstand aus  
der „Mitte der Gesellschaft“ und die Initial-Veranstaltung, jene Theaterauf-  
führung „Die Waffen nieder“ im Dezember 1927, weist möglicherweise auf  
die eigentliche Intention des Denkmals hin: „Nie wieder Krieg!“ Dieser letzt-  
lich pazifistischen Grundhaltung widersprachen dann sowohl die Denkmal-  
gestaltung als auch die Einweihung durch die Nationalsozialisten im Jahr  
1937! Deren diktatorische Deutungshoheit ließ einen eigentlichen Deutungs-  
konflikt gar nicht erst zu.
- Das „Kaiser- und Kriegerdenkmal“ von 1895 wurde im Jahr 1958 deshalb so  
problemlos entfernt, weil es einerseits ohne seine Bronzetafeln einigermaßen  
sinnentleert und defekt war, andererseits war es aber auch durch das Krie-  
gerdenkmal von 1937 inhaltlich sozusagen überholt. So war an dieser Stelle  
ein Deutungskonflikt nicht nötig.
- In der Zeit nach 1968 entbrannten heftige Deutungskonflikte um das Fur-  
twanger Kriegerdenkmal von 1937, die sich – plakativ formuliert – als Kämp-  
fe zwischen „Gut“ und „Böse“, zwischen „Pazifismus“ und „Faschismus“  
darstellten. Geprägt von beiderseitigen Schattenprojektionen und wohl ge-  
legentlich auch als Stellvertreterkonflikte der sich abwechselnden Mehrheiten  
im Rathaus gingen diese Auseinandersetzungen am eigentlichen Punkt vor-  
bei. Die lange Vorgeschichte des Kriegerdenkmals zeigt, dass sich ein lange  
gehegter, tief in den Familien verankerter Wunsch nach ehrendem Andenken  
der Großväter und Väter, aber auch der Kriegswitwen und -weisen von den  
Nationalsozialisten usurpiert und auf grausame Weise in Stein gehauen wur-  
de. Dass die 68er Generation massiv eigentlich gegen dieses steinerne Feind-  
bild vorging, hat die ältere Generation als Tabubruch erfahren und ihrerseits

mit sturem Verharrungsvermögen reagiert: „Solange Angehörige von denen noch leben, die auf dem Denkmal stehen, bleibt das Kriegerdenkmal wo es ist!“, sagte ein Zeitzeuge, der anonym bleiben will.

- Die Zitate auf dem Denkmal 1937 und dem Gedenkbuch von 1981 kreisen um die romantisierende Vorstellung von einem Individuum, das in einer Volksgemeinschaft verankert ist, blenden aber die staatlichen Verfassungen aus, auf deren Grundlage die Kriege geführt wurden. Ein Ansatz für eine inhaltliche Neuorientierung hin zu einer neuen Erinnerungs- und Gedenkkultur wäre die Einführung von Begriffen wie Verantwortung und Schuld, die sich gegenüber den alten Ideologien kritisch verhalten.
- Das mittlerweile dritte Mahnmal von 1980 weist insofern in die Gegenwart, als es den Ort für die alljährlichen Feiern zum Volkstrauertag bietet. Zum andern weist es in die Zukunft, weil es die Frage aufwirft, wie die Aufschrift „Unseren Opfern der Kriege zum Gedenken“ zu verstehen ist. Dabei ist nicht nur das Personalpronomen zu definieren, auch der Begriff „Opfer“ schillert in vielerlei Hinsicht. Wofür ist eine Soldatin, ein Soldat bereit, in den Tod zu gehen? Für die Beantwortung dieser Frage lassen sich drei Bezugsdimensionen unterscheiden: Eine Bereitschaft zum Tod „für etwas“ entsteht entweder durch die Bindung an eine Person, zum Beispiel an einen charismatischen Führer, oder durch die Bindung an eine Gemeinschaft oder durch die Bindung an eine politische Ordnung. In diesem Fall, so Manfred Hettling, „treten die politischen Prinzipien und normativen Grundlagen dieser Ordnung in den Mittelpunkt der Gefallenenehrung“. <sup>55</sup> Schon in der Totenrede des Perikles, die vor etwa 2.500 Jahren von Thukydides nacherzählt wurde, ist die Begründung für die Ehrung der Toten das eigene Gemeinwesen, die politische Verfasstheit des athenischen Staates. Daran anknüpfend könnten auch unsere Ehrungen der Kriegstoten wieder verweisen auf „das aktive Element, das nicht nur in der Bereitschaft zum ‚Opfer‘ zum Ausdruck kommt, sondern allgemeiner im Engagement des Bürgers für den Bestand des Gemeinwesens.“ <sup>56</sup>
- Nimmt man noch die Frage hinzu, ob Volkstrauertage in der derzeitigen Form sinnvoll sind, stellen sich vor dem Hintergrund der Auslandseinsätze deutscher Berufssoldaten und von schwierig zu gestaltenden Rüstungsexporten in Krisengebiete ein Reihe offener Fragen <sup>57</sup>, die auch und gerade im lokalen Kontext in einer Stadt wie Furtwangen zu diskutieren sind.

Aus Diskussionen um Krieger- und Gefallenendenkmäler lassen sich sehr unterschiedliche Ansätze zur Lösung von Deutungskonflikten und auch von städteplanerischen Konflikten ablesen, auch für Denkmäler, die nicht mehr in guter äußerer Verfassung sind. In Bochum wurde in den 1980er Jahren entschieden, ein Kriegerdenkmal, das ähnlich wie das Furtwanger Denkmal beschädigt war, zu erhalten. Auch dort waren an einer Figurengruppe aus der NS-Zeit am Eingang zum Stadtpark von Unbekannten die Köpfe <sup>58</sup> abgesägt worden. Die Stadt Bochum stellte das Denkmal nicht wieder her, distanzierte sich auf einer Tafel

inhaltlich vom ursprünglichen Denkmal und erklärte das kaputte Restdenkmal zum Mahnmal gegen Faschismus und Krieg. Auch nach Jahrzehnten ist jedoch dieser Konflikt nicht beigelegt. 2012 wurde aus den Reihen der örtlichen CDU gefordert, den ursprünglichen Zustand des Denkmals wiederherzustellen.<sup>59</sup> Dieser Ansatz mag auch für Furtwangen eine Lösung darstellen, allerdings dürfte eine Wiederherstellung der ursprünglichen Anlage sehr teuer werden und – auch wegen des zu erwartenden politischen Widerstands – kaum realistische Chancen auf Umsetzung haben.

Ein solches Zeugnis der Vergangenheit aber einfach sang- und klanglos zu „entsorgen“, wäre auch ein Irrweg. Denn, wie Gerhard Armanski schreibt, „erst wenn die geschichtlichen Konstellationen, denen sie sich verdanken, erhellt werden, findet sich ein kritischer Zugang zur Kryptokultur der Kriegerdenkmäler und wird anhand ihrer eine fruchtbare Erinnerungs- und Trauerarbeit möglich.“<sup>60</sup> Eine Möglichkeit, an die lang gestreckte Geschichte dieses Kriegerdenkmals zu erinnern, könnte in einer digitalen Rekonstruktion des ursprünglichen Zustands aus dem Jahr 1937 bestehen. Diese Rekonstruktion könnte – zum Beispiel als 3-D-Animation – in einem Museumsraum der Stadt zusammen mit den erhaltenen Figuren (oder dem, was davon erhaltenswert ist) und einer ausführlichen, nach modernen museumspädagogischen Gesichtspunkten erstellten Dokumentation ausgestellt werden.

### Autor

DR. LUTZ BAUER, evangelischer Theologe, promovierte bei Frank Crüsemann im Fach Altes Testament, viele Jahre im Schuldienst, seit 2012 Gemeindepfarrer der Kirchengemeinde Furtwangen – Gütenbach – Vöhrenbach.

### Anmerkung

- 1 GÜNTHER GUGEL: Kriegerdenkmäler als Geschichtsquellen, o. J. Internet: <http://www.friedenspaedagogik.de/content/download/4491/25484/file/Kriegerdenkmale.pdf> (Seite 1).
- 2 PETER BURKE: Geschichte als soziales Gedächtnis. In: ALEIDA ASSMANN und DIETRICH HARTH (Hg.): Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung. Frankfurt am Main 1991 (S. 289–304, hier S. 292).
- 3 PETER BURKE (wie Anm. 2), S. 299 ff.
- 4 VERENA KAST: Trauern. Phasen und Chancen des psychischen Prozesses. Kreuz Verlag, Freiburg im Breisgau 1982/ erweiterte Neuausgabe 2013 (S. 89 ff.).

- 5 ELKE SCHÖN: Furtwanger Künstler. In: LUDGER BECKMANN u. a. (Hg.): Furtwangen 1873–1948. Band 2. Beiträge zur Geschichte einer Stadt im Schwarzwald. Furtwangen 2009 (S. 581–601, hier S. 598).
- 6 LUDGER BECKMANN: Notizen aus dem Stadtgeschehen. In: LUDGER BECKMANN (wie Anm. 5), S. 80–127, hier S. 104.
- 7 ELKE SCHÖN (wie Anm. 5), S. 596–598. Die Donaueschinger Bürger hatten ihre bronzene Kaiserbüste drei Jahre zuvor noch mehr oder weniger freiwillig im Rahmen einer „Metallspende des deutschen Volkes“ zum Geburtstag des Führers am 20. April 1940 hingegeben. Siehe dazu den Beitrag von WOLFGANG HILPERT im vorliegenden Band.
- 8 Siehe dazu: ARNDT BECK und MARKUS EUSKIRCHEN: Die beerdigte Nation. „Gefallenen“-Gedenken von 1813 bis heute. Berlin 2009. – MICHAEL JEISMANN und ROLF WESTHEIDER: Wofür stirbt der Bürger? Nationaler Totenkult und Staatsbürgertum in Deutschland und Frankreich seit der Französischen Revolution. In: REINHART KOSELLECK und MICHAEL JEISMANN (Hg.):

- Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne. München 1994 (S. 23–50).
- 9 HELGA KAISER und HANS KAISER: Die lange Geschichte eines Heldengedenkens – das Kriegerdenkmal im Furtwanger Stadtgarten für Gefallene und Vermisste des I. Weltkriegs 1914–1918. In: FORUM-Schulstiftung 57, Dezember 2012 (S. 78–99).
  - 10 Ein herzlicher Dank geht an dieser Stelle an den Archivar der Stadt Furtwangen, Herrn Dr. Ludger Beckmann, für seine wertvolle Unterstützung und gute Gespräche!
  - 11 RICHARD ZAHLTEN: Die Zeit des Dritten Reiches – Menschen in den Fesseln einer Diktatur – Hakenkreuzfahnen über der Stadt. In: LUDGER BECKMANN u. a. (wie Anm. 5), S. 265–333.
  - 12 RICHARD ZAHLTEN (Anm. 11), S. 290 f.
  - 13 HELGA KAISER und HANS KAISER (wie Anm. 9).
  - 14 HELGA KAISER und HANS KAISER (wie Anm. 9), S. 84.
  - 15 Gemeindearchiv der Stadt Furtwangen, III 1 F B, Az. 733 / 21 (Kriegerdenkmal 1960–1987). In Bad Dürkheim konnte das Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs 1966 abgerissen werden, nach dem bereits 1964 die Metallplatten mit den Namen der gefallenen Soldaten in den Friedhof überführt und dort neu gefasst worden waren, siehe den Beitrag von JÜRGEN KAUTH im vorliegenden Band.
  - 16 Fotos und Text: Badische Zeitung Nr. 192 vom 22./23. August 1987 (Gemeindearchiv der Stadt Furtwangen, III 1 F B, Az. 733/21 – Kriegerdenkmal 1960–1987).
  - 17 HELGA KAISER und HANS KAISER (wie Anm. 9), S. 92.
  - 18 BERNHARD UTTENWEILER: Lebendige Zeitungslandschaft – Die erste Furtwanger Lokalzeitung wurde 1875 aufgelegt. In: LUDGER BECKMANN u. a. (Hg.): Furtwangen 1873–1948. Band 2: Beiträge zur Geschichte einer Stadt im Schwarzwald. Furtwangen 2009 (S. 581–601, hier S. 535–543).
  - 19 Furtwanger Nachrichten (vom 19.2.1919). Ob die Fenster je ausgeführt wurden, ist dem Autor nicht bekannt. In der römisch-katholischen Stadtkirche St. Cyriak sind jedenfalls keine derartigen Fenster zu finden.
  - 20 Furtwanger Nachrichten (Nr. 142 vom 29.11.1919) berichtete über die Hauptversammlung vom 26. November 1919.
  - 21 Furtwanger Nachrichten (Nr. 154 vom 24.12.1919).
  - 22 Furtwanger Nachrichten (Nr. 3 vom 7.1.1920).
  - 23 Furtwanger Nachrichten (Nr. 56 vom 10.5.1920).
  - 24 Furtwanger Nachrichten (Nr. 105 vom 1.9.1920).
  - 25 Furtwanger Nachrichten (Nr. 152 vom 20.12.1920).
  - 26 Furtwanger Nachrichten (Nr. 12 vom 27.1.1922 und Nr. 14 vom 1.2.1920).
  - 27 Furtwanger Nachrichten (Nr. 155 vom 28.12.1921); siehe auch den Bericht über eine Weihnachtsfeier in der Ausgabe Nr. 155 vom 28.12.1927.
  - 28 Furtwanger Nachrichten (Nr. 25 vom 27.2.1925).
  - 29 Furtwanger Nachrichten (Nr. 56 vom 18.5.1925).
  - 30 Der „Jungstahlhelm“ war im Oktober 1923 für die 18- bis 24-jährigen Männer ins Leben gerufen worden und hatte sich schnell zur mitgliederstärksten Nachwuchsorganisation der nationalen Wehrverbände entwickelt.
  - 31 Furtwanger Nachrichten (Nr. 144 vom 4.12.1925).
  - 32 Furtwanger Nachrichten (Nr. 115 vom 28.9.1925).
  - 33 Ursprünglich als „Kriegerhilfsverein“ gegründet – ob und wenn ja, wann eine Umbenennung in „Kriegerverein“ erfolgte, ist nicht festzustellen.
  - 34 Furtwanger Nachrichten (Nr. 11 vom 25.1.1922).
  - 35 Furtwanger Nachrichten (Nr. 135 vom 11.11.1927). Erneut abgedruckt am 9. Dezember.
  - 36 Furtwanger Nachrichten (Nr. 145 vom 5.12.1927).
  - 37 Furtwanger Nachrichten (Nr. 139 vom 21.11.1927). Im gleichen Artikel wird die Verschiebung des Theaterabends vom 4. auf den 11. Dezember 1927 mitgeteilt.
  - 38 Furtwanger Nachrichten (Nr. 145 vom 5.12.1927).
  - 39 Furtwanger Nachrichten (Nr. 148 vom 12.12.1927).
  - 40 BERNHARD UTTENWEILER (wie Anm. 18), S. 543.
  - 41 ALBERT LEHMANN: Militär und Militanz zwischen den Weltkriegen.

- In: DIETER LANGEWIESCHE und HEINZ-ELMAR TENORTH (Hg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Band V, 1918–1945. Die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Diktatur. München 1989 (S. 407–429, hier S. 407).
- 42 In der Zeit der NS-Diktatur dürften Gefallenenerehrungen zum Standard jeder größeren Versammlung mit entsprechendem Hintergrund gehört haben. Stellvertretend sei hier die Gefallenenerehrung am 1. Oktober 1933 im Rahmen des Furtwanger „Handwerker- und Bauertages“ erwähnt. (Furtwanger Nachrichten, Nr. 117 vom 9.10.1933).
- 43 Furtwanger Nachrichten (Nr. 56 vom 18.5.1925).
- 44 NS-Kriegsopferversorgung e.V. In einem „Aufruf an alle Kriegsoffer des Kreises D’eschingen“ werden alle Kriegsoffer „in eigenem Interesse“ zum Eintritt aufgefordert: „Die Mitglieder erhalten Beratung und Vertretung vor Versorgungsbehörden und Gerichten sowie die Zeitschrift ‚Deutsche Kriegsopferversorgung‘ kostenlos, außerdem ein Sterbegeld in Höhe von 100 Rm.“ (Furtwanger Nachrichten, Nr. 117 vom 9.10.1933).
- 45 Die Situation, die sich in Furtwangen zeigt, war natürlich Vorgabe im ganzen Reich: „Reichspropagandaminister Joseph Goebbels legte viel Wert auf die Feststellung, dass das Dritte Reich die Erfüllung des ‚Tages von Potsdam‘ am 21. März 1933 steht – bis heute – für das Bemühen des Regimes, den äußeren Schein der Kontinuität zu wahren und vermeintlich an die preußische Tradition anzuknüpfen. Das galt nicht zuletzt für das Militärische.“ Aus: JÖRG ECHTERNKAMP: Soldaten im Nachkrieg. Historische Deutungskonflikte und westdeutsche Demokratisierung 1945–1955. München 2014 (S. 51).
- 46 Gemeindearchiv der Stadt Furtwangen, II 1 F B, Az. 353/54 (Kriegerdenkmal 1937).
- 47 JÖRG ECHTERNKAMP (wie Anm. 45), S. 451.
- 48 MARTINA LÜKE: Worte wie Waffen: Krieg und Romantik. Göttingen 2013 (S. 39).
- 49 MARTINA LÜKE (wie Anm. 48), S. 341–343.
- 50 EMIL BRIX: Der Kampf um das Gedächtnis. Öffentliche Gedenktage in Mitteleuropa. Wien 1997 (S. 339).
- 51 ALEXANDRA KAISER: Von Helden und Opfern. Eine Geschichte des Volkstrauertages. Frankfurt am Main 2010 (S. 74–76).
- 52 ALEXANDRA KAISER (wie Anm. 51), S. 75.
- 53 GERHARD ARMANSKI: „... und wenn wir sterben müssen“. Die politische Ästhetik von Kriegerdenkmälern. Hamburg 1988 (S. 15 f.).
- 54 ANDREAS RICHTER-BÖHNE: Unbekannte Schuld. Politische Predigt unter alliierter Besatzung. Stuttgart 1989 (S. 167 ff.).
- 55 MANFRED HETTLING: Nationale Weichenstellungen und Individualisierung der Erinnerung. In: MANFRED HETTLING und JÖRG ECHTERNKAMP (Hg.): Gefallenenedenken im globalen Vergleich. Nationale Tradition, politische Legitimation und Individualisierung der Erinnerung. München 2013 (S. 11–42, hier: S. 15 f.).
- 56 MANFRED HETTLING (wie Anm. 55), S. 16 f.
- 57 Siehe KURT PÄTZOLD: Kriegerdenkmale in Deutschland. Eine kritische Untersuchung. Berlin 2012.
- 58 So der gebürtige Bochumer Zeitzeuge ALFRED BERGER in einem Gespräch mit dem Autor am 8. April 2015.
- 59 MARTIN DIETZSCH, JOBST PAUL und LENARD SUERMANN (Red.): Kriegerdenkmäler als Lernorte friedenspädagogischer Arbeit (Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung). Duisburg 2012. – Internetquelle: [http://www.100-jahre-erster-weltkrieg.eu/fileadmin/redaktion/Micro\\_Weltkrieg/Projekte/diss--kriegsdenkmaeler-friedenspaedagogik--2012.pdf](http://www.100-jahre-erster-weltkrieg.eu/fileadmin/redaktion/Micro_Weltkrieg/Projekte/diss--kriegsdenkmaeler-friedenspaedagogik--2012.pdf) (Seite 44).
- 60 GERHARD ARMANSKI (wie Anm. 53), S. 25.

*Heutige Ansicht des Kaiserbrunnens am Südsterkreisel in Donaueschingen. Der Brunnen wurde anlässlich der neuen städtischen Wasserleitung 1893 errichtet. Nach zwei Umzügen ruht heute an Stelle der 1940 eingeschmolzenen Kaiserbüste die „Rote Wolke“ auf dem Sockel.*



An Gedenkortern sammeln sich Menschen, um dort an meist tragische Ereignisse zu erinnern. Oft aber vergessen jüngere Menschen, was den älteren gedenkwürdig erschien. Oder umgekehrt: Was die Älteren vergessen wollten, daran möchten die Jüngeren neu oder anders erinnern. So werden auf Dauer angelegte Denkmäler leicht zu „Steinen des Anstoßes“.

Im ersten Band einer vom Donaueschinger Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar herausgegebenen Buchreihe erzählen 23 Autoren die Geschichten von solchen Gedenkortern aus der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg.

Es geht dabei um feierliche Einweihungsfeiern und auch um Abrisse und mutwillige Beschädigungen, um Denkmäler, die schon mehrfach umgesetzt wurden, und um Orte, die man erst planierte und überwuchern ließ, bevor sie unter veränderten politischen Bedingungen wieder entdeckt, freigelegt und zu Gedenkortern umgestaltet wurden.